



Tolstoi
Auf-
erstehung



Tolstoi
Auferstehung

Auferstehung

Roman von Leo Tolstoi

Aus dem Russischen übertragen
und bearbeitet von A. Kotulski

Drei Türme Verlag, Hamburg

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten

Einleitung.

Fürst Wjäsenski, wohl der geistreichste aller russischen Kritiker, hat einmal den Ausspruch getan: „Das russische Volk erwartet erst eine Literatur. Was wir bisher an Literatur hatten, war französisch, deutsch, vielleicht klassisch, eher noch romantisch, kurz, alles mögliche, bloß nicht russisch. Ja man muß sagen, daß alles, was bisher in Rußland an Literatur vorhanden, von uns Russen der Undankbarkeit und Ungerechtigkeit gegen das „Mütterchen Erde“, gegen das eigene Vaterland, gezogen werden darf, wenn nicht muß. Was wir bisher an Literatur haben, ist einzig und allein der Wiederhall der sogenannten zivilisierten oder europäischen allgemeinen Salongesellschaft. Die echtrussische Gesellschaft hat den Mund noch nicht aufgetan.“

Wenn dieser Ausspruch auch schon früher nicht völlig zutraf, denn Dichtungen wie Vermontows Lied vom grausen Zaren waren schon zu Wjäsenskis Zeit auszunehmen, so stimmt er heute ganz gewiß nicht mehr, seit in Rußland Geisteshelden wie Turgenjew, Tolstoi, Dostojewskij und jüngst Gorikij aufgetreten sind, deren Schöpfungen unbedingt als diejenigen anzusprechen sind, die Wjäsenski noch vermißte. Freilich hat man auch Turgenjew, den man doch ohne Bedenken das größte künstlerische Genie der Russen, wenn nicht des Allslawentums, nennen mag, oft genug vorgehalten, er habe durch sein langes Leben im Auslande alle Fühlung mit dem Vaterlande und dessen Entwicklung verloren. Aber es sind außer den genannten vier Männern, denen wohl die eigentliche Führerschaft zugesprochen werden muß, noch eine reiche Menge anderer entstanden, die sämtlich dem gleichen Ziele zustreben, Rußland geistig zu erlösen: Männer, die Gewaltiges geleistet haben, wenn wir auch nicht leugnen können, daß ihre Werke zusammengenommen eine Literatur darstellen, die den Anspruch, den westeuropäischen Literaturen auch nur im geringsten als Vorbild zu dienen, nicht erheben kann. „Die der russischen Gesellschaft eigentümlichen Charaktere, Bildungen, Gesellschaftszustände, geistigen Richtungen und Konflikte sind durch eine

so breite und tiefe Kluft von allem westeuropäischen, von allem deutschen Leben zumal getrennt, daß die Bewunderung der pessimistischen oder nihilistischen russischen Schriftsteller in Westeuropa immer einen Beigeschmack von Gewalttätigkeit behält“ (Wolff Stern).

Man hat diese neurussische Literatur, und wohl nicht mit Unrecht, „Enthüllungsliteratur“ genannt. Eröffnet wurde sie durch den zuletzt dem Wahnsinn, von Gott inspiriert zu sein, verfallenen Nikolai Gogol, der 1852 starb und als der ursprünglichste und eigenartigste aller russischen Dichter noch heute zu betrachten ist. Bald nach dem Zusammenbruch des von Nikolaus I. inaugurierten Systems der zarischen Hyper-Autokratie wurde offenbar, daß ein Geschlecht herangewachsen war, das vom literarischen und politischen Liberalismus zum wissenschaftlichen und sozialen Radikalismus vorschritt und alles in Rußland Bestehende, Staat, Kirche und Gesellschaft, in Frage stellte, verneinte und befehdete. Das war der „Nihilismus“ als das natürliche Kind des nikolaischen Zarismus. Das war jene neue hyperdemokratische Partei, für deren Furchtbarkeit uns Germanen das richtige Verständnis abgeht, die von der über Nacht zu bewerkstelligenden Umwandlung des zarischen Rußlands in eine Ursocialdemokratie wie von einem Haschischrausche befallen ward.

Am intensivsten kam diese ganz neurussische Art zum Ausdruck in den Werken des „Volksgrafen“ Leo Tolstoi, und zwar sowohl nach der geistigen wie nach der rein künstlerischen Seite hin. „Wohl tritt uns hier die slavische Kunst erst in einer einzelnen Phase entgegen, die keine weitest gehenden, allgemeinsten Schlüsse erlaubt, und manche kennzeichnende Eigentümlichkeit kommt vielleicht nur auf Rechnung des naturalistischen Stils; aber vieles scheint doch wieder Endgiltiges und Tiefwurzelndes zu sein“ (Julius Hart). Tolstoi ist russisch-national im strengsten Sinne. Er sieht in der Kultur eine Feindin des gesunden Volkslebens und predigt, ein russischer Rousseau, Rückkehr zu den einfachsten Lebensverhältnissen. Er untersucht mit besonderer Vorliebe das sexuelle Problem, das Verhältnis zwischen Mann und Weib, und auf diesem Gebiete bewegt sich auch der vorliegende Roman „Auferstehung“, der ja schon durch den Titel verrät, daß Tolstoi in ihm seinen sozial-reformistischen Bestrebungen treu bleibt.

Man geht schwerlich fehl, wenn man es ausspricht, daß dieser Tolstoi-Roman in die Fußstapfen Zolas tritt und an dessen Roman „Anna“ erinnert. Wie dort das Gift aus dem Volke in Gestalt eines schönen Weibes zersetzend in die Adelsphäre dringt, so auch hier. „Die Ma-

flom“ des Volksgrafen ist im Grunde nichts weiter als die „Nana“ des Großmeisters des französischen Naturalismus, in die russischen Verhältnisse und Anschauungen der Gegenwart übertragen, in ein russisches Milieu hineingeseht.

Daß Tolstoi in seiner „Auferstehung“ auch das Kapitel der Strafrechtspflege behandelt, ändert hieran nichts: es beweist nur, daß auch Tolstoi aus jener letzten ewigen Grundstimmung der slavischen Seele, der Erbitterung und dem Schmerze über die in Rußland herrschenden öffentlichen Zustände, bei keinem seiner Werke herauszukommen vermag. Der Kreuzzug, den Tolstoi gegen Religion, Kunst und Gesellschaft begonnen, hat ihm bekanntlich den Bannstrahl der obersten Reichskirchenbehörde, des heiligen Synod, zugezogen und hätte ihn, wenn nicht seine hohe gesellschaftliche Stellung und wohl auch sein Alter in Betracht gezogen worden wären, in noch weiternstere Konflikte mit der politischen Polizei seines Landes verwickelt. „Nichtsdestoweniger ist es ein großer Irrtum, in Tolstoi einen Neuerer, einen Lehrer und Führer, den Propheten einer neuen Religion zu sehen, er ist im Gegenteil eines der interessantesten Beispiele geistiger Rückbildung, der Rückbildung, die mit aller Entwicklung und allen Erwerbungen vergangener Jahrhunderte bricht, um zum Urzustande oder einem demselben möglichst nahestehenden, zurückzukehren“ (M. v. Brandl).

Tolstois Stellung der Ehe gegenüber ist bekannt; er bezeichnet die vielgelobte Liebe zu Weib und Kindern wie zu Freunden als dasjenige, was „das größte Unglück in die Welt bringe“ und spricht es fecklich aus, „daß es eine christliche Ehe nicht gebe und nicht geben könne, und daß ein Christ daher den Verkehr zwischen Mann und Weib stets als eine Abweichung von der Lehre Christi und als eine Sünde betrachten müsse“. Auch in anderer Beziehung ist Tolstoi auf völlig negierenden Standpunkt gekommen: er verwirft die Steuerzahlung, den Militärdienst, jede Art von Obrigkeit, Kunst, Wissenschaft, Industrie, Handel und Gewerbe und, wenn man ehrlich sein will, auch jede Art von Arbeit, mit Ausnahme der aller-niedrigsten, die zum Leben notwendig ist. So ist sein System, wie ein englischer Kritiker von ihm sehr richtig sagt, ein Mönchtum ohne Klöster, seine Anhänger sind der Welt Mönche; die Sekte der „Duchoborzen“, der „Kämpfer des Geistes“, die seit dem 18. Jahrhundert in Rußland unter den Bauern weitverbreitet ist, hat versucht, diese Lehren ins Praktische zu übersetzen, und man irrt wohl nicht, wenn man einen großen Teil der Entwicklung Tolstois auf den Einfluß dieser Sekte, der

er menschlich immer nahe gestanden, zurückführt, wie es auch seine Übereinstimmung mit den religiösen Lehren derselben, einer Verleugnung jedes Dogmas, Gottesdienstes und Priesterschaft, gewesen sein dürfte, die das Eingreifen der geistlichen Landesbehörde, wie bereits erwähnt, gegen ihn hervorgerufen hat.

Tolstois Roman „Auferstehung“ hat die Kritik der ganzen Kulturwelt beschäftigt. Er steht in mancher Hinsicht, wenn ihm auch eine gewisse Unklarheit anhaftet, wenn auch er nicht jene vollendete Ausgestaltung aufweist, die wir von einem Zola gewöhnt sind, als echt russisches Werk unerreicht da in seiner düstern Melancholie, in seiner Tendenz, „der Mann sei der einzig Schuldige an allem Unglück der Weiber“, daß man wohl sagen darf, es gehöre zu den Bedingungen des modernen Bildungslebens, diesen Roman nicht bloß gelesen, sondern auch studiert und „geistig verdaut“ zu haben: und von diesem Gesichtspunkte aus hat sich die Verlags handlung für verpflichtet gehalten, ihn ihrer Sammlung klassischer Weltromane einzuverleiben.

Adam Potulski.

Ev. Matth. 18, 21–21. Da trat Petrus zu ihm und sprach: Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist es genug siebenmal? Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzig mal siebenmal.

Ev. Matth. 7, 3. Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und wirfst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge?

Ev. Johannis, 8, 7. Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!

Ev. Luc. 6, 40. Der Jünger ist nicht über seinen Meister; wenn der Jünger ist wie sein Meister, so ist er vollkommen.

Erster Teil.

1.



Wie lieben Menschen lassen es ja an nichts fehlen, um ihr möglichstes zu tun, was das Fleckchen Erde verunzieren kann, auf dem sie zusammengepfercht zu Hunderttausenden leben: sie decken Steine auf die Erde, um das Wachstum zu beeinträchtigen, sie zerstören das Gras, sättigen die Luft mit Kohlenstaub und Qualm, verschneiden die Bäume und Sträucher, verjagen Vögel und Tiere. Ach, das hatten sie auch getan auf dem Fleckchen Erde, auf dem diese Erzählung spielt, und doch war es wieder Frühling geworden! und das hatte man auch in der Stadt sogar gemerkt. Es war ein gar warmer Sonnenschein, der das Gras überall aus dem Boden trieb, so daß es lustig sproßte: nicht bloß neben den Fuß- und Reitwegen, sondern auch zwischen dem Straßenpflaster. Die Bäume, Birken und Pappeln und Faulholz, bekamen ihr frisches, flebriges, duftiges Laub; die Linde trieb ihre dicken,

schwellenden Knöpfchen; und Krähen, Sperlinge und Tauben bauten ihre Nester, während Insekten an den vom Sonnenschein erwärmten Mauern brummt und summt.

Überall Lust und Freude, bei Pflanzen und Tieren, bei Kindern und Insekten. Bloß die Erwachsenen unter den Menschen fanden kein Ende mit ihrer gegenseitigen Betrügerei und Quälerei. So herrlich es in der ganzen Natur an diesem Frühlingmorgen war, der alle Geschöpfe erquickte und labte, der alle Geschöpfe mit Liebe und Eintracht erfüllte, so dünkte dem Menschen sein eigenes Sinnen und Empfinden doch unendlich höher und wichtiger.

Und so, und nicht anders, war's in der Kanzlei des Bezirksgefängnisses, wohin wir den Leser jetzt führen. Davon, daß Gott wieder den Frühling gesandt hatte, den Menschen und Tieren zur Freude, davon wußte dort niemand etwas, sondern nur davon, daß am Abend vorher ein Schriftstück gekommen war, numeriert und gesiegelt, mit dem Befehle, am folgenden Tage, dem 18. April frühmorgens um neun Uhr, drei dort internierte Sträflinge, einen männlichen und zwei weiblichen Geschlechts, vor den Richter zu führen, und zwar die eine Frau, als die schwerste Verbrecherin von ihnen, zuerst allein. Daraufhin hatte sich der Oberbeifron früh um acht Uhr am besagten Tage in den finsternen, stidigen Korridor des Weibergefängnisses begeben. Hinter ihm ging ein Weib von kränklichem Aussehen, mit einem Kopf voll grauer, krauser Haare und in einem Rocke, dessen Ärmel mit Schnüren besetzt war, während ein blau eingefakter Gürtel ihn um den Leib hielt. Es war die Wärterin.

„So? zur Maßlow wollen der Herr Oberbeifron?“

fragte sie, während sie vor eine Zelle trat, die vom Korridor aus geschlossen wurde.

Der Fron stieß die Thür mit dem Fuße auf. Eine Luft, noch unendlich viel schlechter und fauliger, als sie im Korridor herrschte, drang durch den Spalt, durch welchen der Fron hinein schrie:

„Maßlow! zum Verhör!“

Dann drückte er die Thür wieder an und wartete.

Während in den Zellen und auf dem Korridor solche Stidluft herrschte, war die Frühlingsluft bis in den Hof des Gefängnisses gedrungen. Drum schien es auch dem Fron schrecklich zu sein, daß sich „die Maßlow“ noch immer nicht sehen ließ, und er schrie noch einmal zur Zelle hinein:

„Maßlow! flink, flink!“ aber es vergingen noch immer zwei volle Minuten, bis sich die Thür der Zelle von innen her öffnete, und ein junges, kräftig gebautes Frauenzimmer im grauen Gefangenenrothe, über den sie eine weiße Jacke mit Schürze gezogen hatte, auf den Korridor hinaus trat. Ihr Kopf war in ein Tuch, ebenfalls von weißer Farbe, gehüllt, unter dem sich ein paar schwarze Löckchen hervordrängten; ihre Füße steckten in groben Lederschuhcn; der volle Hals quoll über den breiten Nothfragen.

Ihr Gesicht zeigte die Blässe, die Leuten eigentümlich wird, die der frischen Luft lange entbehren mußten, und die an die Triebe von Kellerkartoffeln erinnert. Die schwarzen glänzenden Augen stachen, obwohl sie eingefallen waren, kräftig von dieser bleichen Haut ab. Die Frau hielt sich kerzengerade, so daß ihre volle Brust zu voller Geltung kam. Als sie auf den Korridor trat, hatte sie den

Kopf etwas nach hinten geworfen und dem Fron voll ins Gesicht gesehen, und war dann, seiner Befehle gewärtig, stehen geblieben. Eben wollte der Fron die Zelle abschließen, als sich ein anderes Weibergesicht im Türrahmen zeigte.

Aber der Fron nahm keine Rücksicht darauf, daß das Weib mit der Maßlow sprechen wollte, sondern schlug die Tür zu, worauf der Weiberkopf aus dem Rahmen derselben verschwand. Drinnen aber erklang helles Gelächter, und da lächelte auch die Maßlow, drehte sich zu dem vergitterten Fensterchen der Zelle herum und wechselte mit dem Weibe, das dort hindurchguckte, einen Blick. Darauf trat die Alte näher an das Fensterchen heran und sagte heiser:

„Du, bloß nicht mehr schwagen als durchaus notwendig! sag' bloß immer eins, und damit basta!“

„Es ist ja doch einerlei,“ sagte die Maßlow, „schlimmer kann's ja nicht mehr werden!“

„Freilich ist's einerlei und nicht zweierlei,“ meinte der Oberfron, über diesen Wiß nicht wenig erbaut, „aber nun marsch! die Herren oben warten.“

Die Greisin verschwand vom Fenster, und die Maßlow ging schnellen Schrittes hinter dem Fron her, zuerst eine Stiege hinunter, dann an den Männerzellen vorbei, aus denen noch schlimmerer Gestank herauskam als aus den Weiberzellen, und an deren Fensterchen ein Gesicht neben dem anderen zum Vorschein kam, um die Maßlow zu mustern.

Endlich betraten sie die Kanzlei. Hier standen zwei mit Flinten und Seitengewehren bewaffnete Soldaten,

die auf die Arrestanten warteten, um sie nach dem Gerichtsgebäude zu transportieren, das in einem anderen Teile der Stadt befindlich war.

Der Gefängnisschreiber gab dem einen Soldaten einen Zettel, der stark nach Tabak roch, zeigte mit dem Finger auf die Maßlow und sagte: „Na, da nimm sie hin, Galunke!“

Der Soldat steckte seinen Zettel unter den Mantelausschlag, maß die Arrestantin mit verschmitztem Lächeln und schielte dann seinen Kameraden an, einen Tschuwaschen mit breitem Gesicht, während er ein Bauerssohn aus der Gegend von Nischni-Nowgorod war.

Die beiden Soldaten stiegen nun mit ihrer Arrestantin die Treppe hinunter und traten auf die Straße hinaus durch das Hauptportal, auf die Straße. Die Leute, die dort standen, Fuhrleute, Kaufleute, Dienstmädchen, Arbeiter, Tagelöhner und so weiter, guckten alle die Arrestantin an, manche von ihnen schüttelten den Kopf, andere schienen erschrocken und Trost in der Gegenwart von Soldaten zu finden; aber alle mochten bei sich denken: „Der Krug geht immer bloß so lange zu Wasser, bis er bricht“ und „wie man's treibt, so geht's einem“, und was dergleichen nützliche und bewährte Sprichwörter mehr sind, die den Menschen bei solchem Anblick einzufallen pflegen. Ein Mann vom Lande, der seinen Kohl verkauft hatte, trat aus einer Kneipe heraus, in der er ein Glas Tee getrunken hatte, stellte sich vor die Arrestantin, bekreuzte sich und gab ihr mitleidig eine Kopfe. Die Maßlow nahm das Geldstück mit Lächeln, schlug die Augen nieder und murmelte ein paar Dankesworte. Dann ging sie weiter, aber langsam, denn die Frühlingluft fing an, sie anzugreifen, und in den schweren Lederschuhen schmerzten sie die Füße. Der

Weg führte sie an einem Mehlladen vorbei, vor dem ein paar Tauben Körner aufspickten; über eine wäre sie fast gestrauchelt, und die Arrestantin seufzte tief, als der Vogel kurz vor ihr aufflog und dicht an ihrem Ohre vorbeistrich. Sie neidete ihn um die schöne Freiheit, und es ward ihr recht schwer, den Weg zwischen den beiden Soldaten fortzusetzen.

2.

Die Geschichte der Maßlow war eine von vielen, und sie war die Tochter einer von vielen: einer ledigen Frauensperson, die bei ihrer Mutter ihre Unterkunft gehabt, aber wenig Aufsicht gehabt hatte. Die Mutter diente auf einem Gute bei ein paar alten Jungfern und hatte das Hauswesen unter sich mit'samt dem Stalle. Diese ledige Person hatte alle Jahre ein Kind, das nach der herrschenden Dorfsitte vom Popen getauft wurde, dann aber in der Regel bald verhungerte, denn die Mutter scherte sich nicht um den unwillkommenen Zuwachs, der sie nur an der Arbeit hinderte, und die Gutsherrschaft, die beiden alten Jungfern, erfuhren entweder nichts von dem Vorfalle oder scherten sich wohl um die Geschichte nicht, weil sie andere Dinge genug im Kopfe hatten, oder von der Arbeitsleistung ihrer Wirtschaftlerin nicht gern viel einbüßten.

So waren schon fünf Kinder von der ledigen Frauensperson auf die Welt gebracht worden, und „die Maßlow“ hatte das erste halbe Duzend voll gemacht. Der

Vater war ein vagabondierender Zigeuner gewesen, der sich um die Mutter nicht scherte, und „die Maßlow“ hätte gewiß das Schicksal der anderen fünf geteilt, wenn nicht ein glücklicher Zufall die beiden alten Jungfern an dem Morgen, als das sechste Kind geboren worden war, in den Stall geführt hätte. Als sie das kleine Wesen auf dem Stroh im Stalle liegen sahen, waren sie vor Schreck und dann vor Unwillen schier außer sich. Sie hatten der Wirtschaftlerin tüchtig den Marsch blasen wollen, weil ihnen die Sahne nach Stall geschmeckt hatte. Nun machten sie ihr den Marsch wegen der Milch und wegen des Kindes, das in den Stall doch auf keinen Fall gehöre. Sie hatten schon wieder gehen wollen, als sie mit Schelten fertig waren, da war der Blick der einen alten Jungfer auf das kleine, neugeborene Wesen gefallen, und da hatte sie Mitleid mit ihm empfunden und sich bereit erklärt, es aus der Taufe zu heben. Dann hatte sie der Mutter Kinderwäsche und Kinderkleidchen gegeben, auch Geld, und so war es gekommen, daß dieses sechste der unehelichen Kinder am Leben geblieben war.

Als das Kind, das von den beiden alten Jungfern nie anders als der „gerettete Engel“ genannt wurde, in sein drittes Lebensjahr getreten war, wurde die Mutter krank und starb. Nun nahmen die beiden alten Jungfern das Kind zu sich, das sich unter ihrer Obhut und Pflege zu einem lebhaften Kinde entwickelte und ihnen viel Freude machte. Die jüngere der beiden Jungfern hieß Sofia Iwanowna und die ältere Maria Iwanowna. Die ältere war auch die „grimmigere“ von beiden, aber die jüngere hatte die Kleine über die Taufe gehalten, gab ihr auch Unterricht im Lesen und Schreiben und trug sich mit der Absicht, sie zur Lehrerin auszubilden. Die ältere aber

war anderer Ansicht und meinte, es sei genug, wenn aus dem Mädchen ein tüchtiges Stubenfräulein würde, sah ihr nicht das geringste Versehen nach und geizte auch nicht mit Prügelein, sobald sie sie auf einer Unart oder Dummheit ertappte.

Unter den Händen dieser beiden Damen wuchs nun das Kind heran und zwar halb zum Lehr-, halb zum Stubenfräulein. Gerufen wurde sie Katjuscha, statt wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre, mit der Rosenform Katinka, oder der spöttischeren Form Katschka. Sie mußte nähen, die Stuben aufräumen, die Heiligenbilder putzen, den Kaffee brennen, mahlen und kochen, die bessere Wäsche waschen, und wenn sie damit fertig war, den beiden alten Jungfern vorlesen.

Es fanden sich Freier genug für sie, aber sie hatte keine Lust zum Heiraten, denn sie sagte sich, daß ihr nach dem Leben, das sie auf dem Gutshofe geführt hatte, die Arbeit als Ehefrau eines Bauern nicht recht schmecken würde. So wurde sie sechzehn Jahre alt. Da kam ein Neffe von den beiden alten Jungfern aufs Gut hinaus, ein schmucker Bursche, der auch die Taschen voll Geld hatte. In ihn vergaßte sich Katjuscha, ließ sich von ihm verführen, trotzdem er bloß vier Tage draußen auf dem Gute war, und als er ihr wieder abreiste, war Katjuscha keine Jungfrau mehr, aber auch um einen Hunderttrubelschein reicher. Nun dachte sie an weiter nichts mehr, als wie sie ihren Fehltritt verbergen könne, wurde nachlässig im Dienste und mürrisch in ihrem Wesen, fing an, sich gegen die beiden alten Jungfern, denen sie alles zu verdanken hatte, grob und frech zu benehmen, und da sich besonders die ältere von ihnen dergleichen nicht bieten lassen mochte, kam es bald soweit, daß das Mädchen er-

klärte, nicht mehr bleiben zu wollen, und aus dem Dienste entlassen wurde. Sie ging nun als Stubenmädchen zu einem Polizeimeister, der ihr aber, trotzdem er schon seine fünfzig Jahre auf dem Rücken hatte, so eifrig den Hof machte, daß es ihr zuwider wurde. Als er einmal besonders zudringlich wurde, gab sie ihm einen so derben Schlag gegen den Leib, daß er ohnmächtig zu Boden stürzte. Natürlich war die Folge, daß sie von dem Polizeimeister Knall und Fall aus dem Dienste gejagt wurde. Sich einen dritten Dienst zu suchen, ging nicht mehr an, denn die Zeit ihrer Niederkunft rückte heran, und so mietete sie sich bei einer Hebamme ein, einer Witwe, die neben diesem Hauptgeschäft noch ein Nebengeschäft, eine Wein- stube, betrieb. Die Geburt ging leicht von statten. Aber die Hebamme war auch bei einer Bäuerin im Dorfe gewesen, die an einer ansteckenden Krankheit litt, und damit steckte sie die Wöchnerin an, die nun reichlich sechs Wochen das Bett hüten mußte. Das Kind, ein Junge, war ins Findelhaus geschafft worden und dort bald nach seiner Einlieferung gestorben.

Mit einem Schatze von 127 Rubeln hatte sich Katjuscha bei der Hebamme eingemietet, und mit sechs Rubeln in der Tasche verließ sie die Frau. Mit Geld umzugehen verstand sie nicht. Sie gab nicht bloß für sich viel aus, sondern hatte auch für jeden, der sie anbettelte, eine offene Hand. Sie mußte sich eben wieder einen Dienst suchen, fand ihn auch bei einem Förster, der aber, genau wie der Polizeimeister, trotzdem er verheiratet war, sie keinen Augenblick in Ruhe ließ, sondern hinter ihr her war, sobald er sie vor Augen bekam. Die Frau kam bald dahinter und prügelte Katjuscha tüchtig durch, als sie sie einmal allein mit ihrem Manne erwischte. Das wollte

Katjuscha sich nicht gefallen lassen, sie schob alle Schuld auf den Mann, und wiederum ging es so, daß sie den kürzeren zog und aus dem Dienste gejagt wurde; was aber das Schlimmste dabei war, die Förstersfrau behielt ihr den Lohn ein. Nun suchte Katjuscha Zuflucht bei einer Tante in der Stadt, die an einen Buchbinder verheiratet war. Der Mann war früher ordentlich gewesen, hatte aber in der letzten Zeit seine Arbeit eingebüßt und sich infolgedessen dem Trunke zugewandt. Die Frau half sich mit Bohnwäscherei durchs Leben und erklärte sich bereit, die Maßlow aufzunehmen, wenn sie ihr bei der Wäsche mithelfen wolle. Diese schwere Arbeit paßte aber der Maßlow nicht, und sie sah sich lieber nach einem Dienste um, fand ihn auch bei einer verwitweten Dame, die zwei Söhne hatte, die beide das Gymnasium besuchten. Aber die Maßlow war kaum acht Tage im Hause, da steckte der ältere der beiden Söhne das Lernen auf und lief dem Mädchen nach. Das paßte natürlich der Frau Mama nicht, und so wurde die Maßlow auch hier wieder Anall und Fall entlassen. Nun wandte sie sich an ein Vermittlungsbureau, weil sich unter der Hand so schnell kein Dienst für sie finden wollte, und hier traf sie eine fein aufgeputzte Dame in älteren Jahren, mit Ringen und Armbändern und Ketten reich geschmückt, die sie aufforderte, sich einmal bei ihr vorzustellen, falls sie nichts anderes finden sollte. Die Maßlow fand nichts anderes und begab sich in die Wohnung der freundlichen Dame. Sie wurde dort sehr gnädig aufgenommen und mit Wein und Kuchen bewirtet, und während sie mit der Dame am Kaffeetisch saß, entfernte sich das Stubenmädchen der Dame mit einem hastig von ihr geschriebenen Billet auf kurze Zeit aus der Wohnung. Nach Verlauf von einem

halben Stündchen erschien ein älterer Herr in der Wohnung, der sich mit an den Tisch setzte, der Maßlow als ein sehr reicher Herr vorgestellt wurde, und sich mit ihr in ein sehr animiertes Gespräch einließ. Dann trat er mit der freundlichen Dame in ein Nebenzimmer, und nun hörte die Maßlow, daß dort von ihr gesprochen wurde, und daß die Dame unter anderem sagte: „O, sie kommt ja doch brühwarm vom Dorfe“ . . . Nun wurde auch sie in die Nebenstube gerufen, und dort sagte ihr die Dame, der Herr, der ein namhafter Schriftsteller sei und über ein sehr großes Vermögen gebiete, wolle sie zu sich nehmen, sie müsse ihm aber zu Willen sein, sie gefiele ihm, und wenn sie sich nett gegen ihn benähme, sollte es ihr an nichts fehlen. Der Herr drückte ihr einen Fünzigrubelschein in die Hand, sagte, er wolle ihr zu wissen tun, wenn sie zu ihm kommen solle, bis dahin möge sie bei der Dame bleiben.

Das Geld war bald wieder unter die Leute gebracht, denn sie brauchte ein Kleid, kaufte sich einen Hut mit Fliegebändern und bezahlte der Tante, was sie ihr für den kurzen Aufenthalt schuldig geworden war. Dann ließ ihr der Herr Schriftsteller sagen, sie könne kommen, und sie besann sich nicht lange, sondern ging. Er gab ihr weitere 25 Rubel und mietete sie in einer kleinen Wohnung ein.

Dort aber vergaßte sich die Maßlow, der der alte Geß nicht sonderlich gefiel, in einen jungen Sausewind von Kaufmann, der mit ihr auf dem gleichen Hof wohnte. Der versprach ihr die Heirat, die Maßlow glaubte ihm, gab dem alten Herrn den Laufpaß, der junge Sausewind aber verduftete nach einiger Zeit nach Nischni-Nowgorod auf Nimmertwiedersehen, und nun stand sie wieder vor

dem Nichts. In der Wohnung allein zu hausen, gestattete die Polizei nicht, und so blieb der Maßlow nichts weiter übrig, als wieder zur Tante zu ziehen. Die Tante machte große Augen, als sie die Nichte als elegante Dame wiederkommen sah, und getraute sich nicht, ihr die Arbeit als Wäscherin wieder zuzumuten, denn sie meinte nicht anders, als die Nichte sei in eine höhere Lebenssphäre aufgerückt. Diese aber war selbst auch der Meinung geworden, ein hübsches Frauenzimmer könne sich das Geld leichter verdienen als am Waschfasse; sie hatte auch schon rauchen gelernt, und bis zum Trinken war der Schritt nicht mehr lang. Wein und Schnaps schmeckten ihr nicht bloß ganz gut, sondern waren ihr auch um deswillen angenehm, weil sie sie in Vergessenheit lullten und ihr die traurige Stimmung benahmen, die sie gern befiel, wenn sie nüchtern war. Die Wahl zwischen einem neuen Dienst und dem eben begonnenen Leben in Samt und Seide fiel ihr nicht schwer: sie wählte das letztere, zumal sie hoffte, dabei mit der Zeit Gelegenheit zur Rache an dem Sauswind von Kaufmann, der ihr so schöne Dinge vorgefasetzt hatte, ohne sie zu halten, und an anderen Menschen, die ihr Leid angetan hatten, zu finden.

Nun führte sie jenes Lotterleben, das Hunderte und Tausende von Weibern führen, trotzdem es für neunzig von hundert mit schrecklicher Krankheit, frühem Siechtum und Tod ein rasches Ende zu nehmen pflegt. Sieben Jahre hatte die Maßlow in dieser Weise, glücklicher als andere, gelebt, den Tag verschlafen, die Nacht verjubelt, berraucht, vertrunken. Aber im achten Jahre dieser Lebensweise und im sechsundzwanzigsten ihres Alters war jener Tag für sie gekommen, an welchem sie von dem Oberbeifron des städtischen Gefängnisses den beiden Sol-

daten übergeben worden war mit dem Auftrage, sie vor den Richter zu führen . . . jener Tag, dem ein volles halbes Jahr Haft in enger Zelle und in Gemeinschaft mit Dieben und Mördern voraufgegangen war.

3.

Während die Maßlow, durch den langen Aufenthalt in der Kerkerzelle des Gehens ungewohnt geworden, sich mühsam unter dem Geleit der beiden Soldaten die Treppen hinauf schleppte, die zu dem Kreisgerichtsgebäude führten, ruhte in einem weichen Federbette Fürst Dmitri Swanowitsch Mechljudow, der kein anderer war als der Nefte der beiden alten Jungfern, auf deren Gutshofe die Maßlow das Licht der Welt erblickt hatte, und der ihr erster Verführer geworden war. Er blies den Rauch einer feinen Zigarette in die Luft und blickte in schläfrigem Sinnen vor sich hin, mit den Erlebnissen des gestrigen Tages beschäftigt, und begierig, was der neue Tag für ihn bringen werde.

Er war bis spät abends bei Kortschagins gewesen, reichen Leuten, mit deren Tochter ihn die vornehme Welt bereits zusammengetan hatte, obgleich er immer zu seufzen pflegte, wenn ihm etwas davon zu Ohren kam. Auch jetzt warf er mürrisch die Zigarette beiseite, denn es war ihm eingefallen, was die Leute immer redeten, wenn sie sich auf ihn besannen; mürrisch griff er nach dem silbernen Etui, um sich eine neue Zigarette anzustecken, warf aber das Etui ärgerlich beiseite, stieg aus dem weichen

Bette, fuhr mit den wohlgepflegten Füßen in die seidenen Pantoffeln, dann mit dem wohlgenährten Leibe in den seidenen Schlafrock und machte dann ein paar Schritte durch das Zimmer, bis er das nebenan liegende Toilettenzimmer erreicht hatte, in welchem es penetrant nach allerhand Parfüm und Toilettenwässern roch. Hier putzte er sich mit einem rötlichen Pulver die plombierten Zähne, spülte sich den Mund aus mit duftigem Wasser, zuletzt wusch er sich Gesicht und Oberleib in lauem Wasser und trocknete sich mit reichlich einem halben Duzend Handtücher ab. Dann reinigte er sich sorgfältig die Hände, bearbeitete die langen Fingernägel mit einer weichen Bürste; dann begab er sich in ein kleineres, an das Toilettenzimmer anstoßendes Gemach und stellte sich unter eine Douche, ließ ihr kühles Wasser über seinen fetten und doch sehnigen Oberleib rieseln, rieb sich mit einem großen Badetuche trocken, zog frische, schneeweiße Wäsche an, fuhr mit den Beinen in ein schneeweißes Unterbeinkleid, zog ein Paar spiegelblank gepuzte Stiefel an und setzte sich vor den Toilettentisch, um sich Bart und Haar zu kräuseln.

Was er am Leibe trug, war alles von der feinsten, elegantesten Qualität, Hemdknöpfe und Busennadel vom lautersten Golde, und als er den feinen, sorgsam ausgebürsteten Anzug, der über einem Stuhle für ihn bereit lag, angelegt hatte, und in das Eßzimmer trat, war er der vornehmste Stutzer der Stadt, den man sich denken konnte. Das Eßzimmer mit seinem gewichsten Parkett und seinen schweren geschnitzten Eichenmöbeln, mit der Tafel in der Mitte, die mit schneeweißem Linnen gedeckt war, an jeder Ecke einen großen Namenszug aufweisend, machte einen sehr zeremoniellen Eindruck. Auf der Tafel stand das silberne Kaffeegeschirr: Kanne und Dose, Sah-

nenkännchen und Brotkorb. Neben dem letzteren voll duftendem Zwieback und frischem „Kalatsch“, dem beliebtesten russischen Kaffeegebäck, lagen die neuen Zeitungen und die mit der Frühpost eingelaufenen Briefe. Eben wollte er sich mit diesen befassen, als die Thür aufging und eine schon sehr bejahrte Dame in Trauerkleidung hereintrat, den Kopf in ein schweres Spizentuch gehüllt, das ihren schon recht breitgewordenen Scheitel verdeckte.

Die Dame war Agrafena Petrowna, ehedem Stubenmädchen bei der Mutter des Fürsten, jetzt Wirtschafterin und Hausverwalterin bei dem Fürsten; sie war mit der fürstlichen Frau Mutter über zehn Jahre im Auslande gewesen und von Paris mit der Leiche der Fürstin vor etwa Jahresfrist zurückgekehrt, hatte von Kind auf im fürstlichen Hause gelebt, Dmitri Swanowitsch noch als „Mitenko“ gekannt und besaß das ganze Wesen und alle Eigenschaften der vornehmen Dame.

„Guten Morgen, Dmitri Swanowitsch!“ sagte sie, als sie an die Tafel herantrat. „Guten Morgen, Dmitri!“ — „Guten Morgen, Petrowna!“ erwiderte in fröhlichem Tone der Fürst; „na, was gibt's Neues in der Welt?“

„Von der Frau Gräfin ist ein Brief gekommen oder von der Gräfin-Tochter. Die Botin wartet schon geraume Zeit in meinem Zimmer,“ erwiderte Agrafena Petrowna, indem sie ihm mit vielsagendem Lächeln den Brief überreichte.

„Schön,“ sagte der Fürst, „ich will ihn gleich lesen.“ Und während er den Brief las, der einen starken Duft von sich gab, sah er das Lächeln der Petrowna, das nichts anderes besagte, als daß der Brief von der ihm als Braut zugeordneten Komtessse Kortschagin käme, und der Fürst,

dem solche Mutmaßung äußerst unangenehm war, zog die Stirn in Falten. „Nun, die Botin kann ja noch länger warten,“ sagte die Petrowna gleichgültig, nahm den Krümelbesen vom Tische, legte ihn anderswohin und verließ das Speisezimmer.

Der Fürst las den Brief, und was er las, war ihm nicht sonderlich erfreulich, denn er verzog ärgerlich das Gesicht und zerkrümelte das dicke graue Papier mit dem gerissenen Rande.

„Ich habe leider versprochen, für Sie zu denken, und sehe mich dadurch veranlaßt, Sie daran zu erinnern, daß heute, am 28. April, Schwurgerichtssitzung ist, bei der Sie als ausgeloster Geschworener nicht fehlen dürfen, wenn Sie nicht in Strafe genommen sein wollen. Der Besuch der Kunstausstellung, zu welchem Sie sich gestern mir und Kolossow gegenüber verpflichteten, muß also unterbleiben. Mir fiel es erst ein, als Sie weg waren, daß Sie Ihr Amt als Geschworener ausüben müssen. Vergessen Sie also diese Pflicht nicht! M. Kortschagin.“

Das Verhältnis zwischen ihm und der Kortschagin bestand nun acht Wochen; sie suchte das Netz, in welchem sie ihn gefangen hatte, enger und enger zu ziehen. Aber er wollte sich noch immer nicht zu einem Antrage verstehen, denn wie es bei Leuten, die nicht mehr jung sind, bei aller Verliebtheit leicht der Fall ist, war es ihm nicht möglich, eine gewisse Unentschlossenheit zu überwinden. Daß er die Katjuscha vor nunmehr zehn Jahren verführt hatte, daran dachte er freilich schon lange nicht mehr. Aber etwas anderes bedrückte ihn: er unterhielt nämlich mit einer verheirateten Frau ein unerlaubtes Verhältnis. Im allgemeinen war er Frauen gegenüber ziemlich zurückhaltend, aber gerade diese Eigenschaft von ihm hatte jener

Frau den Kopf verdreht, so daß sie nicht eher von ihm lassen mochte, als bis er zu ihren Füßen gekniet hätte. Es war die Frau des Bezirksdirektors, in dessen Auftrage der Fürst hin und wieder eine Reise unternehmen mußte. Das Verhältnis war ihm schon lange zuwider geworden, aber er traute sich jetzt nicht mehr, es zu lösen, weil er die Rache der Frau fürchtete, deren Bohn er schon öfter zu kosten bekommen hatte. Dies, und nichts anderes, war der Grund, weshalb er sich noch immer nicht zu einem Antrage der Gräfin Kortschagin gegenüber hatte entschließen wollen. Er meinte eben, es sei gerade genug, ein Frauenzimmer auf dem Halse zu haben.

Auf dem Tische lag noch ein Brief: einer, der die Handschrift des Ehemannes dieser Frau zeigte. Der Fürst wurde blutrot, als er diese weitere Handschrift erkannte. Er ging mit Bangen, aber mit dem Vorsatze, auch der schlimmsten Gefahr kühn ins Auge zu sehen, an die Lektüre dieses zweiten Briefes heran; aber er hatte sich umsonst aufgeregt, denn der Brief war nur dienstlicher Natur: sein Freund war Adelsmarschall des Gouvernements, wo des Fürsten Güter lagen, und unterrichtete ihn, daß im Mai Adelsversammlung sei, bei der er auf alle Fälle erscheinen müsse. Der Freund war ein Herr von äußerst liberalen Grundsätzen, ging in seinem Amte auf und dachte nicht im geringsten an die Möglichkeit, daß ihm seine liebe Ehegattin Hörner aufsetzen könne. Dem Fürsten fielen, wenn er von diesem Freunde das Geringsste sah oder hörte, immer alle seine Sünden bei. Wie oft hatte er schon unter der Befürchtung gestanden, derselbe sei hinter seine Schliche gekommen und fordere ihn zum Zweikampf auf Pistolen oder krumme Säbel, und jedesmal nahm er sich dann vor, ihm kein Haar zu krümmen,

sondern lieber das Schlimmste von ihm zu leiden; ein anderes Mal wieder dachte er, die Frau habe sich in irgend einen Teich gestürzt, und dann war er nach allen Zeichen um die Stadt herum gelaufen und hatte die ängstlichsten Nachforschungen angestellt. „Es ist mir wirklich ganz unmöglich,“ sprach er bei sich, „jetzt zu ihr zu fahren oder irgend etwas vorzunehmen. Erst muß ich von ihr Antwort haben.“ Er hatte ihr nämlich vor acht Tagen geschrieben, daß er alle Schuld auf sich nehme, daß er sich zu jeder Genugthuung, die von ihm gefordert werden sollte, bereit erkläre, aber daß sein Verhältnis zu ihr nicht weiter bestehen könne. Darauf hatte er nun seit acht Tagen Antwort erwartet, aber noch keine bekommen, und doch verging er schier vor Ungeduld, denn es war ihm zu Ohren gekommen, daß seit einiger Zeit ein Offizier viel bei ihr aus- und eingehen sollte. Obgleich er des Verhältnisses zu ihr entbunden sein wollte, konnte er doch nicht hindern, daß ihn eine maßlose Eifersucht gegen diesen Offizier beschlich.

Noch einen anderen Brief fand er auf dem Tische: von seinem Gutsverwalter, der ihn bat, selbst einmal nach dem Rechten sehen zu wollen, da er nicht allein über die weitere Bewirtschaftung entscheiden könne und möge. Er könne nur sagen, daß es sich empfehlen dürfte, die alte Bewirtschaftungsweise, wie sie bis zum Hinscheiden der Fürstin üblich gewesen sei, beizubehalten; hingegen sei ja allerdings nicht zu bestreiten, daß das Land mehr einbringen werde, wenn es nicht mehr an Bauern verpachtet, sondern auf eigene Rechnung angebaut würde. Dazu müßten aber größere Mittel zur Verfügung gestellt werden. Zum Schlusse vertröstete der Verwalter den Fürsten, daß die fälligen 3000 Rubel erst mit dem nächsten Post-

tage bei ihm eingehen könnten, weil es ihm noch nicht möglich gewesen sei, den ganzen Betrag von den Bauern einzutreiben.

Der Eindruck, den der Fürst von diesem Schreiben bekam, war halb angenehm, halb unangenehm. Unangenehm insofern, als es ihm schmeichelte, Herr über einen so großen Besitz zu sein; unangenehm, weil er im Grunde seines Herzens allem Großgrundbesitz abhold war. In seiner Jugend hatte er für den englischen Philosophen Herbert Spencer geschwärmt, als Student eine Abhandlung darüber geschrieben und später sogar seine Meinung in die Praxis übertragen, indem er ein Stück Land, das ihm als Erbe von väterlicher Seite zugefallen war, mithin die Mutter nichts anging, dem Bauern zu eigen vermachte, der es bis zum Tode des Vaters bewirtschaftet hatte. Als die Mutter von ihm nun gleichfalls das Zeitliche gesegnet hatte, stand er vor dem Dilemma: entweder sich als Großgrundbesitzer zu bekennen durch Uebernahme des mütterlichen Erbes, oder an seinen bisherigen Anschauungen festzuhalten und auf das Erbe zu verzichten, wie beim Tode des Vaters auf das ihm zugefallene Stück Land.

Der Verzicht verbot sich aber ganz von selbst, denn außer seinen Gütern besaß er nichts, und in den Staatsdienst treten mochte er nicht; aber an gutes Leben war er gewöhnt, und so läßt es sich recht gut erklären, daß ihm der Brief seines Verwalters, der ihn unmittelbar vor die Entscheidung stellte, den Idealen seiner Jugend den Absagebrief zu schreiben oder zu verhungern, recht unangenehm war, und daß er ihn lieber nicht bekommen hätte.

4.

Als der Fürst den Kaffee geschlürft hatte, begab er sich in sein Kabinett, um den Brief der Gräfin Kortschagin zu beantworten und um auch nachzusehen, zu welcher Zeit er sich im Schwurgericht einzufinden hatte. Der Weg ins Kabinett führte durch sein Atelier. Dort hingen allerhand Skizzen an den Wänden herum, und auf einer Staffelei stand, mit dem Rücken nach außen, eine Malerei, an der er wohl schon zwei Jahre gearbeitet hatte. Immer wenn er den Fuß in sein Atelier setzte, beschlich ihn das Gefühl seines künstlerischen Unvermögens, und das verstimmt ihn dann auch. Aus dem Staatsdienst war er vor etwa sieben Jahren getreten, weil er den Beruf zum Künstler in sich zu fühlen meinte und sich gewöhnt hatte, von der hohen Warte des Künstlers mitleidig auf die anderen Sphären menschlichen Berufes hernieder zu schauen. Nun es ihm aber klar zu werden anfang, daß er hierzu kein sonderliches Recht hätte und auch nicht gehabt hätte, war ihm jede Erinnerung an seine Künstlerschaft ein Greuel.

Mit lebhaftem Verdrusse trat er in sein Kabinett, einen großen, hohen, vornehm und behaglich eingerichteten Raum. Dort fand er im Schreibtisch unter dem Stichworte „eilig“ den Vermerk, daß die Verhandlung im Schwurgericht um elf Uhr begänne. Darauf setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb der Gräfin Kortschagin, daß er für die Einladung danke und bemüht sein werde, zu Mittag zu erscheinen. Dann zerriß er den ersten Brief, der zweite erlitt das nämliche Schicksal; dann drückte er auf den elektrischen Knopf. Ein Diener trat ein, mit

ausrafiertem Kinn und Badenbärtchen, der eine graue Kalikofschürze vorgebunden hatte.

„Laß den Kutscher vorfahren!“ — „Zu Befehl!“ — „Einen Moment! die Botin der Gräfin wartet im Vorzimmer. Sag ihr, ich ließe der gnädigen Komtesse danken für ihre gütige Einladung und würde bemüht sein, derselben Folge zu leisten.“ — „Zu Befehl!“

Der Fürst dachte bei sich, es sei im Grunde nicht eben höflich, ihr mündlichen Bescheid zu geben, aber es war ihm im Augenblick ja unmöglich zu schreiben. Schließlich ist's einerlei, dachte er weiter, da er ja am Abend doch bei ihr sein wollte. Er begab sich deshalb wieder in sein Toilettenzimmer und zog sich weiter an. Als er im Ueberrock vor die Thür seines Palais trat, stand sein Kutscher mit der Equipage bereit.

„Als ich gestern beim Fürsten Kortschagin vorfuhr,“ sagte der Kutscher, „waren Seine Durchlaucht eben fortgegangen. Der Schweizer rief es mir noch zu, als ich weiter fuhr.“

„Na, die Sache wird ja immer besser,“ dachte Fürst Nechljudow bei sich, „jetzt wissen sogar schon die Kutscher, wie ich zu den Kortschagins stehe“ . . . er zog die Frage, ob er die Gräfin wirklich heiraten solle, von neuem in Betracht, kam aber, wie mit all den anderen Fragen, die ihn in letzter Zeit so viel befaßt hatten, auch mit ihr nicht ins reine. Wenn er sich auch sagte, daß ein eigenes Heim und ein geordnetes Leben eine ganz hübsche Sache sei, daß ihm eigene Kinder einen Halt geben würden, so war anderseits die Scheu vor der Beschränkung seiner persönlichen Freiheit und vor dem Zusammenleben mit jener unbekanntem Größe, die in dem Worte „Weib“ zusammengefaßt wird, ein Faktor, mit dem er nicht weniger rechnen

zu müssen meinte. Ein Ehebund mit „Missie“, wie die Komtesse Kortschagin in den adligen Kreisen gemeinhin genannt wurde, hatte ja freilich noch das Moment absoluter Rassenreinheit für sich. Ihr Betragen war immer tabellos gewesen, und in ihrer Toilette unterschied sie sich nicht minder sehr zu ihrem Vorteil von ihren Geschlechtsgenossinnen in diesen Sphären, denn sie liebte den einfachen Stil und verfiel nie in die so allgemein beliebten Extravaganzen; das galt in den Augen des Fürsten nicht wenig, mehr aber galt bei ihm noch ihre Tugend, und der hohe Begriff, den sie von seinem Werte hatte. Was ihm aber nicht gefallen wollte, war, daß sie bereits 27 Jahre alt war, und daß sich wohl annehmen lassen mußte, daß er ihre erste Liebe nicht sei, und das konnte sein Stolz nicht recht goutieren. Freilich mußte er sich sagen, daß sie nicht hätte ahnen können, daß sie im Leben noch einmal mit ihm sich treffen werde, aber auch das konnte ihm über die unangenehme Empfindung, nicht der einzige zu sein, der in ihrem Herzen gethront habe, nicht hinweghelfen. Wenn er dann wieder und wieder zu der Meinung gelangte, er habe eben genau soviel Gründe für, wie gegen die Heirat, dann kam er sich immer vor wie Buridans Esel, der auch nicht wußte, zu welchem der beiden Heubündel er greifen sollte.

Heute sagte er sich dann noch: „Zu etwas Gewissem kann ich mich ja doch schon darum nicht entschließen, weil mir Maria Wassiljewna, die Frau Adelsmarschallin, noch immer nicht geantwortet hat, und weil meine Beziehungen zu ihr ja noch gar nicht abgebrochen sind.“ . . . Und dieser Gedanke kam ihm gerade recht, denn er gab ihm die Möglichkeit an die Hand, die Entscheidung noch immer hinauszuschieben. Das Schlußresümee seiner Betrachtungen

lautete: „Darüber kann ich mir ja noch allemal schlüssig werden. Jetzt muß ich meine Pflicht dem Staate gegenüber erfüllen. Und so wenig ich es daran zeit meines Lebens habe fehlen lassen, werde ich es auch jetzt nicht daran fehlen lassen, zumal ja diese Pflichten auch hin und wieder ihre recht interessanten Seiten haben.“

Mit diesen Gedanken stieg er vor dem Gerichtsgebäude aus seiner Equipage und schritt in das Vorzimmer des Schwurgerichtssaales.

Hier herrschte bereits reges Leben. Diener rannten hin und her, mit Akten unter den Armen und Betteln in der Hand; Polizisten, Advokaten, Gerichtsbeamten waren in den Korridoren unterwegs; Leute, die klagten, und Leute, die verklagt wurden, saßen oder standen an den Wänden herum und warteten ihres Schicksals.

„Das Bezirksgericht, bitte?“ fragte Fürst Nechljudow einen Fron.

„Welche Abteilung?“ fragte dieser, „Zivil oder Kriminal?“

„Ich bin Geschworener,“ sagte der Fürst.

„Dann also Kriminal!“ sagte der Fron. „Das hätten Sie doch gleich sagen können. Hier rechts entlang, dann links die zweite Tür!“

Nechljudow folgte der ihm gegebenen Weisung.

5.

An der ihm bezeichneten zweiten Thür links standen zwei Männer und warteten: ein großer, dicker Mann mit gutmütigem Gesicht, dem man es ansah, daß er eben recht gut gefrühstückt hatte, denn er sah urfidel aus. Er gehörte zur Kaufmannsgilde zweiter Klasse, während der neben ihm stehende ein „Kaufmannschwengel“ jüdischer Herkunft war. Sie sprachen miteinander über die auf dem letzten Wollmarkte erzielten Preise. Fürst Nechljudow trat zu ihnen und fragte sie, ob sich der Schwurgerichtssaal hier befände.

„Gewiß, Herr,“ antwortete der Kaufmann aus der zweiten Gilde; „sind Sie etwa auch einer der Glücklichen?“ setzte er mit lustigem Augenzwinkern hinzu. — Fürst Nechljudow bejahte.

„Na, da werden wir ja miteinander an dem bekann-ten Strange ziehen,“ nahm der fidele Kaufmann wieder das Wort und stellte sich dem Fürsten als „Kaufmann Baschlakow“ vor. „Wer gibt mir die Ehre?“ fragte er sodann, dem Fürsten die weiche, schlaffe Hand reichend.

Nechljudow nannte seinen Namen und begab sich, ohne sich weiter mit den beiden Männern zu befassen, in den Schwurgerichtssaal.

Dort waren bereits an zwanzig Leute, aus allen Ständen, versammelt, aber sie waren sämtlich gerade erst eingelassen worden. Ein paar hatten sich schon gesetzt, andere liefen noch herum, andere stellten sich gegenseitig vor. Aber allen sah man die Freude an, daß sie berufen waren, eine öffentliche Pflicht zu erfüllen.

Die Unterhaltung drehte sich zumeist um die Witte-

rung, über das zeitig eingetretene Frühjahr, erst in dritter Stelle um die bevorstehende Verhandlung. Diejenigen Anwesenden, die noch nicht die Ehre hatten, mit Fürst Nechljudow bekannt zu sein, ließen sich schleunigst vorstellen, und Fürst Nechljudow zeigte sich äußerst herablassend gegen jeden, denn er hielt sich für weit besser als alle anderen Menschen. Warum? darauf hätte er freilich kaum eine Antwort geben können, denn in seinem ganzen Lebenslaufe hatte sich nichts ereignet, das ihn über den Durchschnittsmenschen auch nur einen Sechstel Zoll emporgehoben hätte. Freilich parlierte er Deutsch und Englisch, natürlich auch Französisch, freilich bezog er Kleidung und Wäsche von den besten Firmen, aber das waren doch weiter keine persönlichen Vorzüge, auf die er sich hätte etwas vor anderen Menschen zu gute tun dürfen — nichtsdestoweniger beugte alles vor ihm den Nacken, und er nahm diesen Zoll höherer Achtung und Wertschätzung gern entgegen als ein ihm von Rechts wegen zustehendes Vorrecht, ja fühlte sich sogar zurückgesetzt und gekränkt, wenn ihm dieses Vorrecht gekürzt oder gar verweigert wurde.

Im Geschworenenzimmer fand er Gelegenheit, nach dieser Richtung hin Wahrnehmungen zu machen, denn unter den dort Anwesenden befand sich auch ein Bekannter von ihm: Piotr Gerassomowitsch, der einmal bei seinen Messen und Nichten Lehrer gewesen war, den er aber nicht bei Namen kannte: ein Umstand, auf den er sich einiges zu gute tat. Er war jetzt an irgend einem Gymnasium als Lehrer angestellt. Seine gewöhnliche Art und Weise, sein „freches“ Lachen und die ungenierte Manier im Umgange waren dem Fürsten immer zuwider gewesen.

„So, so,“ sagte er, laut lachend, und trat zu dem

Fürsten heran, „Sie haben also auch an diesen Bimt glauben müssen? aber ich dünkte doch, Sie hätten sich um den Bimt drücken können?“ . . .

„Es ist mir gar nicht eingefallen, mich von solcher Pflicht drücken zu wollen,“ erwiderte der Fürst in strengem Tone.

„Ach freilich, Staatsbürgerpflicht,“ meinte Piotr, wieder mit seinem frechen Lachen. „Aber über ein Weilchen werden Sie schon ein gewisses Regen in Ihrem fürstlichen Magen spüren, und wenn Sie noch dazu an Abspannung leiden werden und doch nicht ausspannen dürfen, dann wollen wir mal sehen, wie die Musikanten pfeifen werden.“

Während Piotr noch einmal frech lachte, schnitt der Fürst ein so süßsaureres Gesicht, als wenn er von einem Verwandten, bei dem nichts zu erben war, die Todesanzeige bekommen hätte, trat beiseite und dachte bei sich: „Dieser Sprößling von einem Popen wird mich am Ende noch mit Du anreden!“ Aber da wurde von anderer Seite seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen: um einen Herrn von großer Figur mit glattrasiertem Gesicht, der lebhaft gestikulirte, hatte sich eine Gruppe gebildet, um ihm zuzuhören; er schwatzte von einem Prozesse, der in der Zivilabteilung zur Verhandlung stünde, als ob er darin zu Hause wäre, machte Richter und Advokaten namhaft und tat sich dick mit einer alten Dame, die im vollsten Rechte sei, während die Gegenpartei, die bis jetzt noch immer die Zahlung verweigert hätte, von ihm derb in den Schmutz gezogen wurde, und heute unwiderruflich „verdonnert“ werden würde, denn auf seinen Rat hin hätte die alte Dame ihre Sache dem bisherigen Advokaten wegge-

nommen und einem anderen übergeben, der ihr von ihm empfohlen worden sei und „Haare auf den Zähnen hätte“.

Alle Umstehenden liehen ihm mit Aufmerksamkeit ihr Ohr, ein paar wollten wohl dann und wann einmal ein Wort „zur Sache“ äußern, aber er nahm jedem das Wort vorm Munde weg, als wisse bloß er alles, was dabei in Betracht kommen könne.

Nechljudow war schon ziemlich spät gekommen, mußte aber noch eine ganze Zeit warten, bis „die Sache anging“, denn es war noch kein einziger Richter im Saale.

6.

Der erste, der sich von dem Richterpersonal sehen ließ, war der Vorsitzende: auch ein großer Mann, corpulent dabei und mit einem schon grau gesprenkelten Backenbarte. Er war verheiratet, führte jedoch, wie seine Gemahlin nicht minder, ein sehr loses Leben. Es kam keiner der beiden Eheleute dem anderen dabei ins Gehege, und das war auch schon anerkennenswert, denn auf diese Weise wurde der öffentliche Skandal vermieden. Erst heute morgen hatte der schöne Herr von einem Fräulein, das bei ihm Gouvernante gewesen war, und von Geburt Französin war, ein „billet doux“ bekommen mit der Mitteilung, daß sie im „Hotel Imperial“ auf ihn warte, da sie auf der Durchreise nach Petersburg begriffen sei; er möge also nicht verfehlen, in der Zeit zwischen drei und sechs Uhr bei ihr zu erscheinen. Das war ausreichender Grund für

ihn, die Schwurgerichtssitzung heute zeitig zu schließen, denn später als um sechs Uhr durfte er bei der kleinen „roten Alara mit den feurigen Augen“ auf keinen Fall „antreten“, wenn er nicht den größten Spektakel im Hotel bei dem „Butnickel“, vor dem er immer noch einen Heidenrespekt hatte, riskieren wollte. Seit der Zeit, da sie in seinem Hause Aufnahme gefunden hatte — das war im vorigen Sommer gewesen — hatte sich zwischen ihm und ihr ein richtiger kleiner Roman eingefädelt, der bislang zwar noch ziemlich friedlich verlaufen war, aber sehr leicht verwickelt zu werden drohte.

Er trat in sein Kabinett, schloß hinter sich die Tür ab und langte aus dem Aktenschranke ein paar eiserne Hanteln, mit denen er zwanzigmal hintereinander „hantelte“. Die letzte „Arbeit“ damit war „Hochstrecken mit Kniebeuge“; aber das machte er nur dreimal und dann warf er sich auf seinen Sessel — —

„Etwas Besseres für die Gesundheit gibt's doch wirklich nicht als Zimmergymnastik und kalte Abreibung: das erhält den Körper frisch und bei Kräften,“ sagte er bei sich und besühlte mit der linken Hand, an der ein goldener Ring steckte, den rechten Puls.

Da wurde an die Tür gepocht. Er verzichtete auf Fortsetzung seiner Hantelübungen und machte auf.

Ein Richter trat ein, ein kleiner Herr mit hohen Schultern, auf der Nase eine goldene Brille, im Gesicht einen mürrischen Ausdruck.

„Ach, der Nikititsch ist schon wieder mal nicht da,“ brummte er ärgerlich. — „Der verspätet sich aber auch jedesmal,“ sagte der Vorsitzende, indem er die Hanteln wegschloß und sich den Rock wieder anzog. — „Merkwürdig, daß dieser Mensch sich gar nicht schämt!“ sagte der an-

bere, indem er sich an den Tisch setzte und seine Akten zurechtlegte.

Es war ein sehr exakter Herr, der sich zu Hause erst mit seiner Frau herumgezankt hatte, weil sie schon wieder zu Ende war mit ihrem Wirtschaftsgelde und von ihrem Manne „neue Asche“ verlangt hatte. Er hatte ihr aber die Bitte rundweg abgeschlagen und ihr gesagt, sie müsse sich eben einrichten lernen, denn er müsse sich auch einrichten und könnte auch nicht bei seiner Behörde um Vorschuß einkommen, wenn er nicht einmal riskieren wollte, den Wink zu bekommen, daß er selbst gehen möge, falls er nicht entlassen werden wollte. Darauf hatte ihm die Frau gesagt, daß er eben kein Mittagbrot zu Hause finden könne, wenn er sie ohne Geld lassen wolle, denn bei den Leuten herumlaufen und borgen könne sie nicht, das sei sie von Hause aus nicht gewöhnt und möchte sich wohl auch nicht mit seinem öffentlichen Charakter vertragen, könnte ihm zu dem Winke, von dem er spräche, übrigens noch leichter verhelfen, als wenn er um Vorschuß einkäme. Fuchswild war er darauf weggefahren und hatte heillose Angst, daß es heute kein Mittagbrot setzen werde, denn er durfte von seiner Frau in dieser Hinsicht auf das Schlimmste rechnen. „Da seh sich einer unseren Vorsitzenden an,“ dachte er bei sich, „der hat immer den Himmel voller Geigen, sieht wohlgenährt aus, klimpert fortwährend mit dem Geld in der Tasche, und unsereins muß sich wie ein Droschkengaul schinden und wie ein Wurm nähren“ . . . und dann warf er auf den Vorsitzenden, der mit den Ellbogen sich auf den Tisch stützte und mit den wohlgepflegten weißen Händen durch den ergrauenden Bart strich, einen grimmigen Blick nach dem anderen.

Der Gerichtsschreiber trat ein und legte ein Akten-

stieß auf den Tisch. „Danke,“ sagte der Vorsitzende, sich eine Zigarette anbrennend, „was nehmen wir heute zuerst vor?“ — „Wohl den Giftmord,“ erwiderte der Gerichtsschreiber gleichgültig. — „Recht,“ erwiderte der Vorsitzende, denn er dachte bei sich, damit könnte er ganz gut bis nachmittags vier Uhr „durch“ sein. „Aber sagen Sie mal, ist der Nikititsch noch immer nicht zur Stelle?“ — „Nein! noch immer nicht!“ — „Aber Brewe ist doch da?“ — „Natürlich!“ Mit diesem Worte verschwand der Schreiber. — „Wenn Sie Brewe sehen,“ rief ihm der Vorsitzende durch die Tür nach, „dann sagen Sie ihm doch, daß wir mit dem Giftmorde anfangen!“

Brewe war der Staatsanwalts-Substitut, der die Anklage in den Prozessen, die heute zur Verhandlung standen, vertreten sollte. Der Gerichtsschreiber traf ihn auf dem Gange, gerade als er aus dem Rabinett trat. Dort lief Brewe wie unsinnig hin und her, mit hochgezogenen Schultern und aufgeknöpftem Rocke, während er unterm Arme eine Mappe trug.

„Michail Petrowitsch möchte wissen, ob Sie zur Verhandlung fertig sind?“ fragte ihn der Schreiber. — „Na, selbstredend,“ erwiderte der Gefragte, „ich bin doch immer fertig! . . . was kommt zuerst an die Reihe?“ — „Der Giftmord,“ sagte der Schreiber. — „Ausgezeichnet!“

Aber das war doch nicht so, wie er meinte, denn er hätte lieber die anderen Fälle vorher drankommen sehen, weil diese nämlich leichter für ihn lagen, und er die ganze Nacht kein Auge zugetan hatte . . . ein Freund von ihm hatte seinen Abschiedschmaus gegeben, und da war es hoch hergegangen, bis gegen drei Uhr war gekneipt und gespielt worden, und dann hatte es noch ein bißchen „was

anderes“ gegeben, und so war's kein Wunder, daß sich der Herr Staatsanwalts-Substitut wie zerschlagen fühlte. Von dem Prozesse hatte er noch kaum eine Ahnung, denn er war erst spät mit demselben stellvertretungsweise be-
traut worden und hatte noch keine Minute Zeit gefunden, sich damit zu befassen. Der Schreiber wußte das recht gut, und da er dem Herrn Substituten nicht grün war, hatte er eben dem Vorsitzenden diesen Fall als denjenigen genannt, der sich als erster am besten zur Verhandlung eigne. Der Schreiber war ein scharfliberaler, Brewe dagegen ein scharfkonserverativer Herr . . . diese Verschiedenheit der politischen Gesinnung trug natürlich das ihrige bei, die Feindseligkeit zwischen ihnen zu verschärfen.

„Wie steht's denn mit den Skopzen?“ fragte der Schreiber. — „Ich habe doch schon oft genug gesagt, daß sich damit nicht recht was anfangen läßt,“ sagte Brewe, „es fehlen eben noch Zeugen . . . ich werde mit dem Vorsitzenden selbst darüber reden.“ Damit verschwand er in seinem Zimmer.

Den Skopzen-Prozeß setzte er bloß von der Liste, weil ihm noch ein übrigens höchst belangloser Zeuge fehlte, und weil er sich heute nicht recht vor die Geschworenen damit getraute. Kam es heute nicht zur Verhandlung, so stand zu erwarten, daß der Prozeß nach der Kreisstadt verwiesen werden würde, wo die Geschworenen sich meistens aus Bauern zusammensetzten, die bei ihrer Strenggläubigkeit auf diese sich selbst verstümmelnden Sektierer schlecht zu sprechen waren und sie sicher „verdonnern“ würden. So entging er der Gefahr, der er sich bei einem Freispruche der Angeklagten aussetzte, und die, wenn nicht in Ver-
setzung, so doch in einem argen Klüffel seiner vorgesetzten Behörde ihn treffen konnte.

Im Korridor wurde es immer lauter und lebhafter. Am dichtesten standen die Leute vor dem Zivilgericht, wegen der Verhandlung, von der vorhin der weise Herr so viel gefaselt hatte. Es dauerte nicht lange, so kam dort eine Dame zum Vorschein, und zwar diejenige, die sich auf seinen Rat hin einen anderen Advokaten genommen hatte; aber die Sache war doch anders ausgegangen, als er prophezeit hatte, denn die Gegenpartei hatte sich auch einen anderen Advokaten und zwar einen noch schneidigeren genommen, und so war denn die alte Dame, trotzdem sie in ihrem vollsten Rechte mit ihrer Forderung war, „berdonnert“ worden, und die Gegenpartei, die völlig im Unrecht war, hatte obgesiegt. Trotzdem Richter und Advokaten wußten, daß die Gegenpartei ihre Sache nur auf Lug und Trug baute, hatte ihr Advokat doch alles so geschickt geschoben und gedreht, daß das Gericht zu keinem anderen Urteil als zu ihren Gunsten hatte gelangen können, und so verließ die alte Dame das Gericht als Bettlerin, während die Gauner als reiche Leute heimkehrten.

Auf dem Korridor blieb die alte Dame, übrigens eine wohlbeleibte Figur in sehr elegantem Kleide und einem reich mit Blumen geschmückten Hüte, stehen und rang die Hände. „Ach, Du mein Gott! wie soll das bloß enden? wie soll das bloß enden?“ jammerte sie, „erbarmen Sie sich doch! erbarmen Sie sich doch!“ Ihr Advokat wandte den Blick nicht von den Blumen auf dem Hüte und sagte kein Wort; der Advokat der Gegenpartei, der an diesem Vormittag einen Schnitt von 10 000 Rubeln gemacht hatte, — einen Verdienst, den er freilich nicht alle Tage hatte — schritt stolz durch den Korridor. Aus der tiefausgeschnittenen Weste leuchtete sein weißes Oberhemd, und sein Gesicht strahlte von selbstzufriedenem Lächeln.

Alle Augen wandten sich auf ihn, er aber würdigte keinen eines Blickes, auf seinem Gesicht stand jedoch deutlich zu lesen: „Nicht wahr? ich bin ein ganzer Kerl und mir kann keiner was!“

7.

Endlich hatte sich „der Nikititsch“ eingefunden: es war der Gerichtstürwart, ein hagerer Mensch mit einem Storchhalse und lahmen Beine, und zu diesen beiden Vorzügen noch dem dritten einer schiefen Unterlippe. Von Gefinnung war er ein ehrlicher, anständiger Mensch, der sogar Universitätsbildung hatte, aber es zu keiner besseren Stellung hatte bringen können, weil er ein Gewohnheitsfäuser war und aller sechs Wochen seinen „Saufkoller“ bekam. Die Stellung, die er jetzt hatte, als Gerichtstürwart, hatte er einer Gräfin zu danken, die sich für seine arme Frau interessierte. Eine ganze Zeit hatte er sich bereits recht gut verhalten.

„Nun, meine Herren!“ fragte er mit einem Blick auf die Geschworenenbank, „sind wir denn nun vollzählig?“ — „Ja wohl, es scheint kein einziger mehr zu fehlen,“ erwiderte der fidele Kaufmann der zweiten Gilde. — „Na, das können wir ja gleich einmal feststellen,“ meinte Nikititsch, indem er eine Liste aus der Tasche langte, dann die Namen der einzelnen Geschworenen laut aufrief und jeden vortretenden durch seinen Klemmer musterte.

„Staatsrat S. M. Nikiforow.“ — „Hier,“ antwortete der Herr, der in allen Prozessen zu Hause war. — „Iwan Semenowitsch Iwanow, Hauptmann d. L.“ — „Hier,“

rief ein Mann, so mager und dürr wie Nikititsch selber in einer stark abgetragenen Uniform. — „Piotr Waschla-
kow, Kaufmann der zweiten Gilde.“ — „Hier hängt
er,“ rief der fidele Kauz, „und zu allen Schandtaten be-
reit.“ — Nikititsch runzelte die Stirn, doch sagte er kein
Wort, denn Waschla-
kow hatte ihm vorher ein paar Zigar-
ren in die Hand gedrückt. — „Gardeleutnant Fürst
Dmitri Nechljudow.“ — „Der bin ich,“ antwortete Nechl-
judow.

Der Gerichtstürwart grüßte mit ganz besonderer
Höflichkeit, indem er über seinen Klemmer hinweg sah,
was er bei keinem andern der vor dem Fürsten aufgerufe-
nen Herren getan hatte. Dann fuhr er fort zu verlesen:
„Kapitän Dmitriewitsch Dantschenko, Kaufmann Grigori
Fesimow Ruschelow, u. s. w. u. s. w. u. s. w.“

Bis auf zwei waren sämtliche Geschworene zur Stelle.

„Bitte die Herren Geschworenen in den Saal einzu-
treten,“ sagte der Gerichtsportier, höflich auf die Tür
weisend.

Alle begaben sich hintereinander in den Sitzungs-
saal, ein langes großes Zimmer, an dessen Ende zu einer Art
von Podium mehrere Stufen hinauf führten. Dort stand
eine Tafel, die mit einer grünen Tuchdecke verhängt war.
Dahinter standen drei geschnitzte Armstühle mit hohen
Lehnen. In der rechten Ecke hing ein Christusbild, dar-
unter stand ein Betpult. Unweit davon, auf derselben
Seite, das Pult des Staatsanwalts, links davon der Tisch
des Gerichtsschreibers, daneben die Angeklagtenbank, vom
Publikum durch einen Gitterverschlag aus Eichenholz ge-
schieden. Rechts auf dem Podium standen die Stühle für
die Geschworenen in einer doppelten Reihe, unter ihnen
die Tische mit Sesseln für die Advokaten. In der hinteren

Saalhälfte reiheten sich Bänke in die Höhe, die bis in die Hinterwand reichten. Auf einer der vordersten saßen vier Frauen, dem Aussehen nach Dienstmädchen oder Arbeiterinnen, und zwei Männer, auch dem Arbeiterstande angehörig. Sie schienen sich in dem großen Saale ganz ängstlich zu fühlen, denn sie sprachen nur leise zusammen, und einer winkte trotzdem immer dem anderen, überhaupt nicht zu sprechen.

Gleich hinter den Geschworenen war der Gerichtsportier in den Saal gehinkt, hatte sich in der Mitte aufgestellt und mit lauter Stimme gemeldet: „Die Herren Richter!“ das Publikum und die Geschworenen hatten sich erhoben und blieben stehen, bis die Richter auf dem Podium Platz genommen hatten. Ihnen voran schritt der Herr Vorsitzende mit dem stattlichen Backenbarte, dann der finstere Herr mit der goldenen Brille auf der Nase, der jetzt ein noch viel finstere Gesicht schnitt; kurz vor der Sitzung war nämlich sein Schwager zu ihm gekommen, der gern ein Amt bei Gericht bekommen wollte, und bei ihm in der Wohnung gewesen war, in der Meinung, ihn dort zu treffen, aber von seiner Schwester weggeschickt worden war mit dem Bescheide, daß es heut nichts zu essen gäbe.

Zuletzt kam der dritte Richter, auch ein ganz stattlicher Herr mit langem Barte und gutmütigem Ausdruck in den Augen, der aber an einem Magenübel litt und eben erst eine neue Kur angefangen hatte. Tief in Gedanken versunken, stieg er das Podium hinauf, denn er hatte es an sich, mit sich selbst über alles ins reine zu kommen, was ihn im Leben beschwerte, auch sich sonst allerhand Fragen zu stellen und zu beantworten; so dachte er jetzt: die neue Kur würde bei ihm anschlagen, wenn er die Zahl der Schritte bis zum Armstuhle mit 3 dividieren könnte, ohne

daß ein Rest bliebe; blieb aber ein Rest, so würde es nichts damit sein. Eigentlich waren es bloß 26 Schritte; er machte die drei letzten Schritte aber etwas kleiner als die ersten, und kam so auf 27: auf diese Weise ging also die Zahl auf, und er hatte die beste Hoffnung auf seine Kur.

Die drei Richter in ihren goldstrogenden Uniformen sahen sehr vornehm aus: das merkten sie selbst und nahmen deshalb in höchst gemessener Form auf ihren geschnittenen Armsesseln Platz, hinter dem grünbehangenen Tische, auf welchem Schreibpapier und angespitzte Bleistifte umherlagen. Hinter den Richtern war der Staatsanwalts-Substitut eingetreten, schnellen Schrittes, mit der Mappe unter dem Arme, und hatte sich sogleich in seine Akten vertieft, um noch soviel wie möglich von dem Prozesse kennen zu lernen, ehe er in die Verhandlung eintreten mußte.

Er amtierte erst zum vierten Male, war aber ein ehrgeiziger Mann und wollte schnell vorwärts kommen; den Vorgang in dem Vergiftungsfalle kannte er im allgemeinen, aber verschiedene Einzelmomente waren ihm noch nicht recht klar, und darüber machte er sich jetzt Notizen. Am anderen Ende des Podiums saß der Gerichtsschreiber, vor sich die Akten, die zur Verlesung kommen sollten, und mit der Lektüre eines Zeitungsartikels befaßt, in welchem verschiedene neue Seiten des Giftmordes behandelt wurden. Er war zufällig in den Besitz dieser Zeitungsnummer gekommen und nahm sich vor, mit dem brummigen Richter im Laufe des Tages über die Geschichte zu sprechen.

8.

Der Vorsitzende ließ, nachdem er einen raschen Blick in die vor ihm liegenden Aktenstücke getan, die Angeklagten vorführen. Zu der Thür hinter dem Gitter traten sie herein, eskortiert von zwei Polizisten mit blanken Säbeln. Es waren zwei Weiber und ein rothhaariger Kerl mit Sommersprossen im Gesicht. Er spreizte die Finger auseinander und hielt dann die Hände krampfhaft an die Seiten gedrückt, als er sich auf die Anklagebank setzte. Auf diese Weise konnten ihm die Arme, die von auffallender Länge waren, nicht an den Seiten herunterfallen. Er hielt den Blick nur auf die Bank gerichtet und sah weder die Richter noch das Publikum an. Dann kauerte er sich in der einen Ecke ängstlich zusammen, schielte auf den Vorsitzenden hinüber und bewegte die Kinnmuskeln, als wenn er still vor sich hin spräche.

Gleich der hinter ihm herkommenden Frau trug er Arrestantenkleidung. Die Frau war schon bei Jahren; sie sah blaß aus, aber die Augen waren stark geröthet; sie schien nicht weiter in Unruhe zu sein, denn als sie auf dem Wege zur Anklagebank mit ihrem Rocke wo hängen blieb, blieb sie ruhig stehen und machte den Rock los.

Die Frauensperson, die hinter den beiden auf die Anklagebank trat, war die Maßlow. Auf sie richteten sich die Blicke aller im Saale anwesenden Männer: ihre dunklen Augen und ihre volle Brust weckte allgemeines Interesse. Nicht minder auch ihr bleiches Gesicht und das volle Haar. Sogar der Polizist guckte sie so lange an, bis sie sich gesetzt hatte. Dann aber, als wenn er sich seiner Stellung und der damit verbundenen Würde bewußt würde, wandte er sich beiseite, schüttelte sich, als wenn er

die ihm widerfahrene Schmach an sich nicht haften lassen wollte, und guckte zum gegenüber befindlichen Fenster hin.

Sobald alle drei Angeklagten auf der Bank Platz genommen hatten, wurden die Geschworenen gezählt, die beiden, die unentschuldigt weggeblieben waren, wurden in Strafe genommen und zwei Stellvertreter für sie bestimmt. Hierauf wurden die Geschworenen vereidigt; der Priester, dem dies oblag, war ein alter Mann mit gelblichem Gesicht, in braunem Talare, mit goldenem Kreuz auf der Brust; er litt an geschwollenen Beinen und brauchte geraume Zeit, bis er das unter dem Christus-bilde befindliche Betpult erreicht hatte. Hinter ihm her traten die Geschworenen um das Betpult herum. Der Priester legte die Stola an, strich sich die spärlichen Haare glatt und wandte sich dann zu den Geschworenen. „Hebet die Rechte empor,“ sprach er, „und sprecht mir nach: Ich schwöre bei Gott dem allmächtigen Herrn über Himmel und Erde, bei Seinem heiligen Worte und bei dem Kreuze Seines Sohnes, des Herrn Jesu Christi, daß ich in der gegenwärtigen Verhandlung“ — hier hielt er inne, um einem Geschworenen, der die Hand ein wenig tiefer hielt als die anderen, einen energischen Vorhalt zu machen, dann wiederholte er den Satz: „daß ich in der gegenwärtigen Verhandlung . . .“

Der Herr mit dem stattlichen Backenbarte, ebenso der Hauptmann, der Kaufmann und einige andere besleißigten sich, ihre Hände so zu halten, wie es der Priester haben wollte, andere schienen nicht die rechte Lust dazu zu haben; manche wiederholten seine Worte laut, andere flüsterten sie nur; manche sagten sie zu schnell her, andere zu langsam, bis sie endlich die Eidesleistung hinter sich hatten, und der Vorsitzende die Aufforderung an die Geschwore-

nen richtete, sich einen Velestesten zu erwählen. Nun steckten sie sich alle ihre Zigaretten an und begaben sich in das Beratungszimmer. Es wurde der Vorschlag gemacht, den Herrn mit der großen Figur zum Velestesten zu wählen; es erhob sich von keiner Seite hiergegen Widerspruch. Man ließ sich soviel Zeit, bis der letzte seine Zigarette aufgeraucht hatte; dann begab man sich in den Schwurgerichtssaal zurück, wo der Velesteste den Vorsehenden von der auf ihn gefallenden Wahl in Kenntniß setzte. Dann nahmen alle wieder in ihren hohen Armstühlen Platz.

Nun hielt der Vorsehende eine Ansprache an sie, worin er ihnen ihre Pflichten und Rechte auseinandersetzte, sowie die Verantwortlichkeit, die auf ihnen ruhte. Dabei rückte er in einem fort hin und her, stützte sich bald auf die eine, bald auf die andere Hand, bald auf die Rücken-, bald auf die Seitenlehne, griff bald nach den Akten, bald nach den Bleifedern oder fuhr mit der Hand über das Papiermesser. Der Begriff Pflichten gipfelte darin, daß sie einen gerechten Spruch zu fällen hätten; ihre Rechte darin, daß sie an die Angeklagten durch den Vorsehenden Fragen richten durften, Papier und Bleifeder vor sich liegen haben durften und sich alles ansehen durften, was als Beweismittel dienen konnte. Verantwortlich waren sie solidarisch dafür, daß von keinem irgendwelcher geheime Verkehr mit der Welt außerhalb des Schwurgerichts unterhalten würde.

Sie hörten diesen Auseinandersetzungen des Vorsehenden mit großer Aufmerksamkeit zu; bloß der fidele Kaufmann, der sehr stark nach Wein und Tabak roch, sich auch allen Zwang antun mußte, um einige Rülpsen zurückzuhalten, hielt es für nötig, bei jedem Satze beifällig zu nicken.

9.

Als der Vorsitzende mit seiner Ansprache an die Geschworenen zu Ende war, richtete er an den Angeklagten das Wort, der mit einem nervösen Ruck in die Höhe fuhr. „Ihr Name?“ fragte der Vorsitzende. — „Simon Petrow Kartinkin,“ erwiderte er schnell und laut, woraus sich schließen ließ, daß er sich auf die Antwort vorbereitet hatte. — „Ihr Stand?“ — „Bauer.“ — „Woher?“ — „Gouvernement Tula; Kreis Krapin; Dorf Borfi.“ — „Ihr Alter?“ — „34.“ — „Geburtsjahr?“ — 18..“ — „Konfession?“ — „Orthodox-russisch.“ — „Verheiratet?“ — „Ledig.“ — „Wobon leben Sie?“ — „Von meiner Arbeit.“ — „Und wo arbeiten Sie?“ — „Ich war im Hotel Mauritania beschäftigt.“ — „Schon vor Gericht gewesen?“ — „Nein; Gott sei mir gnädig! Nein.“ — „Die Anklageschrift ist Ihnen zugestellt worden?“ — „Ja.“ — „Setzen Sie sich!“

Nun kam die ältere der beiden unter Anklage befindlichen Frauen an die Reihe . . . „Sefimja Iwanowna Botschkow!“ rief der Vorsitzende . . . aber Simon stand noch immer, und zwar so, daß die Richter die Angeklagte nicht sehen konnten. „Angeklagter, Sie sollen sich setzen!“ Aber Kartinkin blieb noch immer stehen . . . bis schließlich der Portier auf ihn zulief und ihm mit ganz erschrecktem Gesichtsausdruck in die Ohren schrie: „Aber setzt Euch doch! setzt Euch doch!“ Da setzte sich Kartinkin so schnell, wie er vorher aufgesprungen war, bewegte aber scheinbar krampfhaft noch immer die Kinnbacken hin und her.

„Ihr Name, Angeklagte?“ fragte mit tiefem Seufzer der Vorsitzende, ohne sie anzusehen, machte sich aber mit

einem der auf dem Tische liegenden Aktenstücke zu schaffen. . . . Die Wotschkow war 43 Jahre alt und aus Kolomna gebürtig. Sie hatte Stellung im gleichen Hotel Mauritania gehabt, war noch nicht bestraft und hatte die Anklageschrift zugestellt erhalten. Sie wartete die Aufforderung, sich zu setzen, gar nicht ab, sondern setzte sich, sobald die letzte Frage an sie gerichtet worden war.

Nun kam die dritte der unter Anklage gestellten Personen an die Reihe. „Ihr Name?“ Die Angeklagte stand nicht auf, sondern blieb sitzen. „Aber Sie müssen aufstehen, Angeklagte,“ sagte der Vorsitzende in freundlichem Tone. Da stand „die Maßlow“ auf der Stelle auf und hielt die schwarzen, ein klein bißchen schielenden Augen auf ihn mit demütigem Ausdruck geheftet. „Ihr Name?“ — „Ljubow.“

Mittlerweile hatte Nechljudow seinen Klemmer auf die Nase gesetzt und musterte die drei Angeklagten der Reihe nach. Vom Gesicht der Maßlow wandte er den Blick eine ganze Weile nicht; dann sagte er bei sich: „Aber das ist doch gar nicht möglich! und doch ist es so, und nicht anders! aber wie kommt sie denn dazu, sich Ljubow zu nennen?“ Der Vorsitzende wollte schon die nächste der üblichen Fragen an sie richten; da richtete der brummige Richter leise, aber ärgerlich, ein paar Worte an ihn. Der Vorsitzende nickte. Dann wandte er sich wieder zu der Angeklagten: „Ljubow? wieso? in den Akten steht ein anderer Name.“ — Die Maßlow schwieg. — „Ich frage, wie Sie mit Ihrem richtigen Namen, mit Ihrem Taufnamen heißen, Angeklagte!“ — „Früher bin ich Katharina gerufen worden.“

„Das ist doch aber gar nicht möglich,“ dachte Fürst Nechljudow wieder bei sich, denn er war nicht länger mehr

im Zweifel, daß es tatsächlich die junge Person sei, die bei seinen alten Tanten im Gutshofe gewesen war und dort halb Dienstmädchen, halb Lehrfräulein hatte abgeben müssen, und in das er eine Zeitlang verliebt, sterblich verliebt gewesen war, das er in einem Augenblicke tollen Raufsches verführt und dann sitzen gelassen hatte. Später hatte er nicht mehr an sie gedacht, weil es ihm peinlich war, sich sagen zu müssen, daß er schofel an dem Mädchen gehandelt hätte, daß er sie auf dem Gewissen hätte: und das waren freilich Gedanken, die sich mit seinen sonstigen Anschauungen von bürgerlichem Anstand nicht vertragen wollten. Ganz ohne Zweifel, das war diese Person! er erkannte sie ganz genau wieder an gewissen Besonderheiten, die sie an sich hatte, und die sie von anderen Weibern ziemlich scharf unterschieden. Ihre unnatürliche Blässe und ihre Aufgedunsenheit änderte nichts daran, die Augen hatten das leichte Schielen wie damals, und um die Lippen spielte noch immer das unbefangene Lächeln, das ihn besonders so lebhaft angemutet hatte.

Der Vorsitzende richtete jetzt wieder das Wort an die Maßlow, jedoch um einen Schatten weniger freundlich als das erste Mal. „Wie heißen Sie mit ihrem Vatersnamen?“ — „Ich . . . ich bin . . . außer der Ehe geboren,“ stammelte die Maßlow. — „Nun, dann müssen Sie doch aber zu Ihrem Taufnamen noch einen Namen geführt haben?“ — „Michailow.“

Und wieder dachte Fürst Mechljudow: was kann sie denn bloß angestiftet haben, daß sie dort auf der Anklagebank sitzt? . . . er getraute sich kaum zu atmen . . .

„Wie heißt Ihr Familienname?“ fragte der Vorsitzende nochmals . . . und sie erwiderte: „Ich bin nach der Mutter Maßlow genannt worden.“ — „Ihr Stand?“

„Ledig.“ — „Aber zur rechtgläubigen Kirche gehören Sie doch?“ — „Ja.“ — „Wovon haben Sie gelebt?“ — „Das wissen Sie ja,“ erwiderte die Maßlow, während ein gezwungenes Lächeln auf ihr Gesicht trat. Gleich darauf aber sah sie sich im Saale um und richtete dann wieder den Blick auf den Vorsitzenden.

Einen Augenblick trat nun Stille im Saale ein. Es lag etwas so seltsam Trauriges in ihrem Blick und auf ihrem Gesicht, daß sich alle Männer halb und halb ergriffen fühlten, ohne so recht zu wissen warum . . . dann aber lachte plötzlich jemand im Saale, und ein anderer räusperte sich . . . der Vorsitzende nahm die Stille wahr, um in seinem Verhöre fortzufahren: „Sind Sie schon bestraft?“ — „Nein,“ lautete die Antwort der Maßlow, „noch nie.“ — „Die Anklageschrift haben Sie gelesen?“ — „Ja.“ — „Sehen Sie sich!“

Ohne den Blick vom Vorsitzenden zu wenden, hob die Maßlow hinten ihr Kleid in die Höhe, mit einem Griffe ganz wie eine feine Dame, rückte die Schleppe zurecht, setzte sich und legte die kleinen weißen Hände wie bittend ineinander.

Nun wurden die Namen der Zeugen verlesen; dann wurden die Zeugen wieder ins Zeugenzimmer verwiesen; dann beschloß das Gericht, einen Arzt als Sachverständigen zuzuziehen; dann erhob sich der Gerichtsschreiber, um die Anklageschrift zu verlesen. Er las laut, aber zu schnell, so daß oft das eine Wort mit dem anderen zusammen verschmolz und die Deutlichkeit stark litt. Die Richter saßen, mit den Ellbogen auf den Tisch gestützt, oder an die Stuhllehnen gelehnt, die Augen bald öffnend, bald schließend, und unterhielten sich flüsternd.

Der Angeklagte, Martinkin, kam während der ganzen

Zeit nicht zur Ruhe. Die Kinnmuskeln arbeiteten in einem fort, als wenn er mit sich selbst in einem heftigen Diskurse stände. Die Botchkow dagegen rührte sich kaum und fuhr sich nur hin und wieder mit den Fingern unter das Kopftuch, um sich zu kratzen. Die Maßlow zuckte ein paarmal zusammen, wie wenn sie das Wort zur Anklage nehmen möchte . . . aber jedesmal stieg ihr dann die Röthe ins Gesicht, sie stieß einen Seufzer aus, nahm die Hände auseinander, blickte sich im Saale um und lenkte ihren Blick dann wieder auf den Gerichtschreiber, der die Anklage verlas. Während dieser Zeit saß Nechljudow in seinem Armsessel, noch immer mit dem Klemmer auf der Nase, noch immer den Blick unverwandt auf die Maßlow gerichtet . . . was aber in seinem Innern vor sich ging, war ein äußerst verwickelter Denkprozeß, der ihm die schmerzvollsten Augenblicke bereitete.

10.

Die Anklageschrift lautete wie folgt:

Am 17. Januar des Jahres 18.. verstarb im Gasthose Mauritania Serapont Semeljanowitsch Smelkow, Kaufmann der zweiten Gilde. Der hinzugezogene Polizeiarzt konstatierte Herzschlag infolge übermäßigen Genusses geistiger Getränke . . . Der Leichnam wurde bestattet . . . Nach einigen Tagen erhob der Freund und Landsmann des Verstorbenen, Kaufmann Tichowin, eben aus Petersburg zurückgekehrt, Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, daß sein Freund in benanntem Gasthose ver-

giftet worden sei, zu dem Zweck, ihn seines Geldes zu berauben. Die Anzeige stützte sich auf folgende Gründe:

1. Smelkow hatte kurz vor seinem Tode von der Reichsbank 3800 Rubel ausgezahlt bekommen. Bei seinem Tode hatten sich bloß noch 312 Rubel bei ihm gefunden.

2. Den Tag und die Nacht vor seinem Tode hatte sich Smelkow in Gesellschaft einer Dirne mit Namen „Ljubka“ befunden, die bei der Polizei als Katharina Maßlow gemeldet sei; er war mit ihr nicht nur im Gasthaus Mauritania, sondern auch in ihrer Wohnung zusammen gewesen. Die benannte Dirne war allein in den Gasthof gekommen, um in seinem Auftrage Geld zu holen. Im Beisein der Zimmerfrau Jefimja Wotschkow und des Aufwärters Kartinkin hatte sie das Geld aus dem Koffer des Kaufmanns genommen, zu dem sie von diesem den Schlüssel bekommen haben wollte. Hierbei sahen die beiden Mitangeklagten verschiedene Päckchen Hundertrubelscheine in dem Koffer.

3. Smelkow kehrte dann mit der Dirne Ljubka in den Gasthof Mauritania zurück. Dort gab ihm dieselbe in einem Glase Kognak ein weißes Pulver, das ihr der Aufwärter Kartinkin behändigt hatte.

4. Am nächsten Morgen verkaufte die Dirne Ljubka an ihre Wirtin, die Zeugin Rosenow, den Brillantring, den der verstorbene Smelkow am Finger zu tragen pflegte, und den sie von ihm zum Geschenk bekommen haben wollte.

5. Die Zimmerfrau Jefimja Wotschkow aus dem Gasthose Mauritania legte am zweiten Tage nach dem Absterben Smelkows in der Handelsbank auf ihren Namen 1800 Rubel in Wertpapieren an.

6. Die Sektion hatte Gift im Magen des Verstorbenen nachgewiesen.

Alle drei Angeklagten bestritten die Schuld. Die Aussage der Maßlow lautete wie folgt: Es sei richtig, daß sie im Auftrage des verstorbenen Kaufmannes Smelkow im Gasthose Mauritania gewesen sei, um Geld zu holen; sie habe aus dem Koffer 40 Rubel genommen, wie ihr befohlen worden sei; in Anwesenheit der Zimmerfrau Bottschkow und des Aufwärters Kartinkin habe sie den Koffer geöffnet und wieder verschlossen. Sie sei dann mit dem Smelkow zusammen in den Gasthof gekommen und habe ihm auf Kartinkins Rat ein weißes Pulver in den Kaffee geschüttet, das sie aber für ein Schlafpulver gehalten habe; und weil sie gedacht habe, den Mann dadurch eher loszuwerden, der sich wie eine Klette an sie hängt habe, habe sie sich dem Kartinkin gegenüber bereit erklärt, es ihm zu geben . . . Was den Ring betreffe, so habe Smelkow ihn ihr geschenkt als Schmerzensgeld für Schläge, die er ihr versetzt habe, als er einmal in Zorn geraten sei . . . Die Zesimja Bottschkow ihrerseits stellte in Abrede, von Smelkows Gelde das Geringste zu wissen; sie sei gar nicht im Zimmer Smelkows gewesen, sondern habe bloß die Djubka, als sie in dessen Auftrage gekommen sei, in das Zimmer hinein gelassen. Wenn von den Sachen und dem Gelde des Verstorbenen etwas fehle, so könnte sich das Gericht eben nur an die Djubka halten, die wahrscheinlich gestohlen habe, was sie habe stehlen können, als sie mit dem Kofferschlüssel gekommen sei, das Geld zu holen.

Die Maßlow suchte, als die Bottschkow diese Aussage machte, zusammen, riß den Mund weit auf, brachte aber kein Wort über die Lippen.

Der Gerichtsschreiber begann wieder zu lesen:

Als der Botſchkow die Quittung über die in der Handelsbank hinterlegten 1800 Rubel vorgehalten und sie über die Herkunft dieses Geldes befragt wurde, gab sie an, es seien Ersparnisse, die sie zusammen mit Kartinkin, der ihr die Ehe versprochen habe, in zwölf Dienstjahren gemacht habe. Dahingegen hat Simon Kartinkin im ersten Verhör beim Untersuchungsrichter eingestanden, er habe zusammen mit der Botſchkow und mit der Maßlow das Geld aus Smeltows Koffer gestohlen.“ Hier zuckte die Maßlow wieder zusammen, wurde wieder blutrot, sprang auf und stotterte sogar ein paar Worte; aber der neben der Anklagebank postierte Polizeisoldat verwies sie grob zur Ruhe. „Auch hat Angeklagter Kartinkin eingestanden, der Maßlow das Schlafpulver für Smeltow gegeben zu haben. Im zweiten Verhör hat er freilich alle Geständnisse zurückgenommen und sowohl in Abrede gestellt, mit bei dem Diebstahl beteiligt gewesen zu sein, wie der Maßlow das Pulver gegeben zu haben, vielmehr behauptet, die Maßlow habe alles allein ausgeführt, ohne sein und anderer Zutun. Bezüglich der 1800 Rubel, die die Botſchkow auf der Handelsbank hinterlegt habe, hat er die Aussage derselben bestätigt.“

Der Schluß der Anklageschrift lautete: In Betracht kommen die Paragraphen 4 und 5 des Artikels 1453 des Strafgesetzbuchs, ferner Artikel 201 desselben Gesetzbuchs. Auf Grund derselben ist die Anklage erhoben worden gegen den Bauer Simon Kartinkin, die Gasthofsbedienstete Zesimja Botſchkow und gegen die ledige Katharina Maßlow, wegen Mordes, begangen an dem Kaufmann der zweiten Gilde Smeltow im Gasthose Mauritania.

Die Anklage steht heute vor dem kaiserlichen Schwurgericht zur Verhandlung.“

Hiermit klappte der Gerichtsschreiber das Aktenstück zu und setzte sich auf seinen Stuhl hinter den grünverdeckten Tisch, während er sich mit beiden Händen das in langen Strähnen über die Stirn hängende Haar zurecht strich.

Alle im Saale anwesenden Personen atmeten auf, daß nun die Verhandlung beginnen werde; nur Fürst Nechljudow war außer sich vor Entsetzen darüber, daß eine Person, die er seinerzeit seiner Annäherung für wert erachtet habe, sich zu solchem Verbrechen habe hinreißen lassen . . .

11.

Der Vorsitzende hatte eine kurze Beratung mit den Richtern gepflogen, dann stand er auf mit einer Miene, wie wenn er sagen wollte: „Nun werden wir ja bald wissen, wie die ganze Geschichte zusammenhängt“ . . . und wandte sich zu dem Angeklagten Kartinkin:

„Sie haben die Anklage gehört. Erklären Sie sich schuldig, zusammen mit Jekimja Botschkow und Katharina Maßlow aus dem Koffer des Kaufmanns Smelkoto das darin befindliche Geld gestohlen und der Maßlow Arsenik gegeben zu haben in der Absicht, Smelkoto zu vergiften?“ Hierauf stand er, mit dem Ellbogen auf die Lehne seines Stuhles gestützt, und wartete auf die Antwort des Angeklagten.

„Das ist ja schon insofern gar nicht möglich, als ich doch den ganzen Tag und die ganze Nacht zu bedienen habe . . .“

„Angeklagter,“ erwiderte der Vorsitzende in strengem Tone, „antworten Sie auf meine Frage: „Bekennen Sie sich schuldig oder nicht?“

„Nein. Ich bekenne mich nicht schuldig . . . ich habe bloß . . .“

„Was Sie sagen wollen,“ unterbrach ihn der Vorsitzende, „dazu werden Sie im Verlaufe der Verhandlung Gelegenheit finden. Ich frage Sie zum dritten Male: „Bekennen Sie sich schuldig?“

„Das kann ich nicht, denn . . .“ hub Martinkin wieder an; aber der neben ihm stehende Polizeisoldat trat wieder zu ihm und flüsterte ihm energisch zu, sich ruhig zu verhalten.

Der Vorsitzende stützte sich wieder mit dem Ellbogen auf die Hand, in der er die Akten hielt, aber mit einem anderen Ausdruck im Gesicht, als wenn er jetzt sagen wollte, mit dem Kujon wären wir ja nun fertig. „Sefimja Bottschkow,“ wandte er sich nun an die ältere der angeklagten Frauen, „Sie haben die Anklage gehört! Bekennen Sie sich schuldig im Sinne derselben?“

„Ich bin vollständig frei von aller Schuld in dieser Sache,“ erwiderte die Bottschkow laut und schnell. „Ich bin überhaupt nicht im Zimmer gewesen. Diese abscheuliche Dirne hat alles allein ausgeübt, denn sie war ja bloß in dem Zimmer.“

„Davon ist jetzt ja noch gar nicht die Rede,“ erwiderte der Vorsitzende. „Ich frage Sie: Bekennen Sie sich schuldig oder bestreiten Sie Ihre Schuld?“

„Nein, ich bekenne mich nicht schuldig, sondern be-

streite meine Schuld; denn ich bin ja gar nicht im Zimmer gewesen, sondern die Maßlow hat alles allein gemacht.“

„Still!“ fuhr der Vorsitzende sie an; „also Sie bestreiten Ihre Schuld im Sinne der Anklage? Ja oder Nein!“

„Ja! ich bestreite meine Schuld, und zwar ganz entschieden; denn wenn ich im Zimmer gewesen wäre, da hätte ich der Kanaille schon die Wege gewiesen: darauf können Sie sich verlassen!“

„Es ist gut,“ fiel der redseligen Person der Vorsitzende ins Wort; „sehen Sie sich! Sie kommen schon wieder an die Reihe!“

Hierauf wandte er sich an die dritte der angeklagten Personen: „Katharina Maßlow! Sie haben die Anklageschrift gelesen und hier gehört . . . sind Sie mit dem Inhalte derselben vertraut?“ — „Ja.“ — „Bekennen Sie sich als schuldig im Sinne derselben?“ Hier gab ihm einer der Beirichter einen Wink. Er beugte sich zu ihm nieder, und wurde von diesem aufmerksam gemacht, daß auf dem Gerichtstische das „Corpus delicti,“ das Fläschchen, in welchem das Gift enthalten gewesen sei, fehle; außerdem sei bei dieser Angeklagten die Nebenfrage zu stellen, ob sie sich schuldig bekenne, dem verstorbenen Smelkow einen Ring gestohlen zu haben?

Der Vorsitzende wiederholte seine erste Frage und ergänzte sie durch die Nebenfrage.

„Ich bin unschuldig,“ antwortete die Maßlow, ohne sich zu bedenken, „und bleibe bei meiner ersten Aussage: ich habe das Geld nicht genommen, sondern bloß vierzig Rubel, wie mich Smelkow geheißten hatte, und den Ring, den habe ich auch nicht gestohlen, den hat mir Smelkow geschenkt, weil er mich geprügelt hatte und nicht leiden

wollte, daß ich der Prügel wegen wegliefe.“ — „Also, Katharina Maßlow?“ fragte der Vorsitzende neuerdings, „Sie erklären sich für nichtschuldig?“ — „Ich habe ja doch alles schon gesagt,“ rief die Maßlow, laut schluchzend. — „Sagen Sie Ja oder Nein: Sie bestreiten also, das Geld und den Ring gestohlen zu haben? — „Ja. Das bestreite ich.“ — „Aber Sie geben zu, dem Smelkow das Pulver gegeben zu haben?“ — „Sawohl. Das räume ich ein,“ sagte die Maßlow, „aber mit dem Vorbehalt, daß ich es ihm nur gegeben habe in der Meinung, es sei ein unschädliches Schlafpulver, und weil Kartinkin mir auch ausdrücklich gesagt hatte, es könne ihm nicht im geringsten etwas danach passieren. Ich habe gegen den Smelkow nichts Böses im Sinne gehabt. Da ist mir Gott Zeuge!“

„Gut,“ erklärte der Vorsitzende, sichtlich zufrieden mit dem Resultate seines Verhörs. „Nun erzählen Sie uns einmal, wie sich das alles zugetragen hat,“ forderte er, sich wieder mit den Ellbogen auf den Tisch stützend, die lektüvernommene Angeklagte auf. „Sie dürfen nicht außer acht lassen, daß Sie durch ein unumwundenes Geständnis Ihre Situation erheblich verbessern werden.“

Die Maßlow wandte den Blick nicht von dem Vorsitzenden, brachte aber kein Wort über die Lippen.

„Nun, so erzählen Sie uns doch, wie sich die Sache zugetragen hat!“ wiederholte der Vorsitzende.

„Wie sich's zugetragen hat?“ hub da plötzlich die Maßlow an; „nun, ich bin ins Gasthaus gekommen und bin in das Zimmer hinein geführt worden, wo sich der Smelkow befunden hat . . . aber da war er bereits stark betrunken“ — jedesmal, wenn sie ihn in der Person mit „Er“ nannte, überlief sie ein Schauer — „ich wollte gleich wieder weg, weil ich mit Betrunkenen mich nie ab-

gebe; aber er ließ mich nicht wieder weg, und die Botshlow und der Kartinkin redeten mir auch zu, zu bleiben.“ Hierauf schwieg sie, wie wenn ihr der Faden ausgegangen sei, oder wie wenn ihr etwas anderes in den Sinn gekommen sei.

„Nun, und weiter?“ fragte der Vorsitzende.

„Nun, dann bin ich eben geblieben, und nachher . . . nun, nachher bin ich wieder heimgefahren.“

Hier erhob sich der Staatsanwalts-Substitut, wie der Vorsitzende sich mit dem Ellbogen aufstützend, halb von seinem Sessel.

„Herr Staatsanwalt? Sie wünschen?“ fragte der Letztere, ihm zuborkommend.

„Ich stelle die Frage an die Angeklagte, ob sie mit dem Angeklagten Kartinkin schon früher bekannt gewesen ist?“ fragte der Staatsanwalts-Substitut, ohne der Maßlow einen Blick zuzuwenden, kniff dann die Lippen zusammen und zog die Stirn in Falten.

Der Vorsitzende wiederholte die Frage des Substituten, und die Maßlow warf einen ängstlichen Blick auf den letzteren

„O ja,“ antwortete sie dann, „den Simon Kartinkin habe ich schon vorher gekannt.“

„Worin bestand diese Bekanntschaft? und sind Sie mit Simon Kartinkin, dem Angeklagten, öfter zusammen gewesen?“

„Er hat mich hin und wieder zu Reisenden geholt, die im Gasthose abgestiegen waren,“ erwiderte die Maßlow, indem sie bald den Substituten, bald den Vorsitzenden mit ängstlichen Blicken maß.

„Ich stelle die weitere Frage,“ sagte der Staats-

anwalts-Substitut, wobei eine Art hämischen Lächelns über sein Gesicht huschte, „ob der Angeklagte außer Ihnen, Katharina Maßlow, auch andere Mädchen in den Gasthof zu Reisenden geholt hat?“

„Das weiß ich nicht,“ lautete die Antwort; „ich kann das doch auch gar nicht wissen, denn ich bin doch nur dann in dem Gasthose gewesen, wenn ich geholt wurde.“ Dabei sah sich die Angeklagte wieder ängstlich im Saale um, und eine Sekunde lang blieb ihr Blick auf dem Gesichte des Fürsten Nechljudow haften . . . Nach einer Weile setzte die Angeklagte zu ihrer Aussage noch hinzu: „Meines Wissens hat er geholt, wen er eben gerade holen wollte.“

Nechljudow schrak unwillkürlich zusammen. „Wer weiß, vielleicht erkennt sie mich doch wieder,“ sagte er bei sich . . . dann spürte er, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß, und er fing an, unruhig auf seinem Sessel hin und her zu rücken . . . aber die Maßlow schien ihn nicht wiederzuerkennen, denn sie drehte sich bald wieder um und lenkte ihre ängstlichen Blicke wieder auf den Staatsanwalts-Substituten.

„Die Angeklagte stellt also in Abrede, zu dem Angeklagten Martinkin in näheren Beziehungen gestanden zu haben,“ sagte der Substitut und setzte sich wieder; „ich erkläre, nichts weiter zur Sache bemerken zu wollen.“ Dann tat er so, wie wenn er in seinen Akten sich einen Vermerk machte; aber er malte bloß ein paar Buchstaben in dem vorliegenden Schriftstück nach: er hatte gesehen, daß Kollegen von ihm es so machten, und drum meinte er, das gehöre zu einer richtigen Amtsführung für einen Staatsanwalt.

Der Vorsitzende hatte inzwischen mit dem Richter, der die Brille auf der Nase trug, eine leise Unterhaltung

geführt und stellte gerade noch die Schlußfrage an denselben, ob er mit dem bisherigen Verlaufe der Verhandlung zufrieden sei . . . oder ob er etwas gegen die bisherige Verhörweise zu bemerken habe; aber der bebrillte Richter hatte nichts auszusprechen.

„Nun, und wie ging denn die Sache weiter zu?“ richtete der Vorsitzende das Wort wieder an die Angeklagte; „erzählen Sie weiter, Maßlow!“

„Ich bin dann nach Hause und zu Bett gegangen,“ fuhr die Angeklagte fort, die nun sicherer geworden war und bloß noch den Vorsitzenden ansah; „aber ich war kaum ein bißchen eingeknickt, da pochte auch schon unser Stubenmädchen wieder bei mir und rief in die Stube hinein: Du, mach auf! Dein Kaufmann ist wieder draußen“ . . . er wollte Wein haben — und wieder schüttelte es sie, wenn sie das Wörtchen „er“ sprach — „aber er hatte kein Geld bei sich . . . und da sagte er zu mir: Du, lauf doch ins Mauritania-Hotel und hole Geld; da hast Du den Kofferschlüssel, nimm 40 Rubel heraus und bring sie mir! aber bring mir den Schlüssel wieder mit! und gib auch acht, daß Du den Koffer wieder richtig abschließt! . . . Da bin ich ins Hotel gefahren.“

Der Vorsitzende hatte wieder mit dem bebrillten Richter was zu flüstern gehabt und gar nicht zugehört . . . er wollte sich das aber nicht merken lassen, und so wiederholte er die letzten Worte der Maßlow: „Also ins Hotel sind Sie dann gefahren? Nun, und was ist dann dort passiert?“

„Ich bin ins Hotel gegangen und habe so gehandelt, wie es mir der Smelkow gesagt hatte . . . aber ich bin nicht allein in seine Stube gegangen, sondern habe den Simon Michailowitsch gebeten, mit hinein zu kommen,

und die da auch . . ." bei diesen Worten zeigte sie auf die Botšškov.

Die Botšškov aber fuhr, wie von einer Tarantel gestochen, von ihrem Stuhl in die Höhe und schrie: „Die Dirne lügt: ich bin nicht drin gewesen!“ aber sie wurde energisch zur Ruhe verwiesen.

„In ihrem Beisein habe ich aus dem Koffer vier Zehnrubelscheine genommen,“ erzählte die Mašlow weiter, ohne der Botšškov einen Blick zu vergönnen.

Hier erhob sich wieder der Staatsanwalts-Substitut zu der Zwischenfrage: „Hat die Angeklagte, als sie die 40 Rubel aus dem Koffer nahm, gesehen, daß mehr Geld in dem Koffer war? hat sie vielleicht sogar gesehen, wieviel Geld in dem Koffer war?“

Wieder zuckte die Mašlow zusammen, denn sie fühlte recht gut, daß ihr dieser Mann nicht wohl wollte.

„Ich habe das Geld nicht gezählt, auch nicht in die Finger genommen; aber daß es Hundertrubelscheine waren, die in dem Koffer lagen, das habe ich gesehen.“

„Ich konstatiere,“ erklärte der Staatsanwalts-Substitut, „daß die Angeklagte in dem Koffer Smelkows Hundertrubelscheine gesehen hat . . . darum war es mir lediglich zu tun.“

Hierauf fragte der Vorsitzende wieder: „Nun, und jetzt brachten Sie ihm das Geld?“ — „Ja,“ sagte die Mašlow, „ich brachte ihm das Geld.“ — „Und dann?“ fragte der Vorsitzende wieder, mit einem Blick auf die Uhr. — „Dann hat er mich wieder mitgenommen,“ sagte die Mašlow. — „Und nun sagen Sie uns noch, wie Sie ihm das Pulver beigebracht haben?“ fragte der Vorsitzende. — „Wie ich es ihm beigebracht habe?“ fragte die Mašlow; „gar nicht beigebracht hab' ich's ihm . . . ich

hab's bloß in den Kaffee geschüttet, und den hat er dann getrunken.“ — „Und weshalb haben Sie dem Manne das Pulver gegeben?“

Die Maßlow gab keine Antwort, seufzte aber tief. Dann sagte sie: „Er wollte mich gar nicht weglassen, und ich hatte mich doch schon so lange mit ihm herumgequält! da bin ich auf den Korridor hinausgerannt und hab' zu dem Simon gesagt: wenn er bloß gehen möchte! ich bin ja schon ganz marode. Da hat der Simon gesagt: „Na, uns dauert's auch schon zu lange . . . gib ihm doch ein Pulver, daß er einschläft . . . dann kannst Du ja gehen, und wenn er aufwacht, so sagen wir's ihm.“ — Na ja, sagte ich drauf, dann gib das Pulver her! ich kann's wirklich nicht mehr mit ihm aushalten . . . drauf hat mir der Simon Michailowitsch das Pulver gegeben in einem Papiere, und ich hab' gedacht, wenn's ihm bloß zum Schlafen sein soll, dann kann's ihm doch auch nichts weiter schaden, und so hab' ich's eben in den Kaffee getan, den er sich gerade hatte kommen lassen . . . Hätt' ich gewußt, daß es Gift wäre, so wär's mir doch nicht eingefallen, es ihm in den Kaffee zu tun!“

„Sol und nun erzählen Sie uns doch noch, wie Sie zu dem Ringe gekommen sind?“ — „Den Ring hat mir Smelkow geschenkt.“ — „Wann denn?“ — „Wie ich mit ihm im Gasthose saß, wollte ich nicht länger mehr bei ihm bleiben, und da schlug er mich so derb auf den Kopf, daß mein Kamm zerbrach, und das Blut zu laufen anfing. Ich wurde wild, und sagte ihm, wenn er dächte, daß ich bliebe, wenn er so grob sein wolle, da sei er arg auf dem Holzwege; da nahm er den Ring vom Finger und steckte ihn mir an, und so blieb ich noch.“

Da stand der Staatsanwalts-Substitut wieder aus

seinem Sessel auf, stützte sich wieder mit den Händen auf den Tisch und wandte sich wieder mit seinem verbindlichen Lächeln an den Vorsitzenden mit der Bitte, ihm ein paar Fragen zu gestatten. Der Vorsitzende nickte wieder bereitwillig mit dem Kopfe, und dann neigte der Substitut den Kopf über den gestickten Rockragen und hub an: „Ich stelle an die Angeklagte die Frage: wie lange sie mit Smelkow in dem Zimmer desselben sich aufgehalten hat?“

Wieder schreckte die Maßlow zusammen und blickte unruhig vom Vorsitzenden auf den Staatsanwalts-Substituten. Dann sagte sie: „Ich kann mich darauf nicht mehr besinnen.“ — „Ist die Angeklagte in dem Gasthose noch in ein anderes Zimmer gegangen, als sie aus demjenigen des Kaufmanns trat?“

Die Maßlow besann sich eine ziemlich lange Zeit . . . dann sagte sie: „Ich bin in das leerstehende Zimmer nebenan gegangen.“ — „Aus welchem Grunde?“ — „Ich wartete auf den Kutsher.“ — „War der Angeklagte Martinkin auch mit im Zimmer?“ — „Ja, er ist mit hinein gegangen.“ — „Aus welchem Grunde?“ — „Wir tranken die Flasche Wein zusammen aus, die Smelkow hatte stehen lassen.“ — „So! Also Sie haben zusammen Wein getrunken . . . und hat die Angeklagte sich auch mit dem Simon unterhalten?“ Da zog die Maßlow die Stirn in Falten, wurde blutrot im Gesicht und rief ganz laut: „Ob und worüber wir miteinander geredet haben, weiß ich nicht. Ich weiß überhaupt von der ganzen Geschichte nichts weiter, als was ich hier erzählt habe. Meinetwegen machen Sie nun, was Sie wollen . . . ich bin unschuldig!“

Der Staatsanwalts-Substitut sagte: „Ich habe keine Frage weiter zu stellen,“ setzte sich und schrieb an den Rand seines Aktenstückes die Bemerkung, daß die Ange-

klagte eingestanden habe, mit dem Angeklagten Simon in einem leeren Zimmer zusammen gewesen zu sein.

Nun wurde es mäuschenstill im Saale. Dann fragte der Vorsitzende die Angeklagte: „Sie haben weiter nichts zu erzählen?“ — „Ich habe gesagt, was ich weiß,“ antwortete die Maßlow und setzte sich wieder auf die Anklagebank.

Der Vorsitzende machte sich in dem vor ihm liegenden Aktenstücke ein paar Notizen. Dann flüsterte er wieder ein Weilchen mit dem bebrillten und mit dem anderen Beirichter . . . dann verkündete er, daß die Verhandlung auf die Zeit von zehn Minuten unterbrochen werde, dann erhob er sich schnell aus seinem Armsessel und ging aus dem Saale. Richter, Advokaten, Geschworene und Zeugen standen auch auf, erfüllt von dem erhebenden Bewußtsein, ihre Pflicht erfüllt zu haben, und promenierten auf und ab. Fürst Nechljudow aber verfügte sich in das Geschworenenzimmer und suchte sich dort einen Platz am Fenster.

12.

Wirklich, das war die Katjuscha! Wie lange war's nun her, daß er mit ihr auf dem Gute der beiden Tanten, die ihn so gern hatten, geliebelt, und daß er sie verführt, und dann schändlich verlassen hatte? . . . Ja, in dem Sommer, wo das geschehen war, war er noch Student gewesen, und der Aufenthalt auf dem stillen Gute war ihm

sehr erwünscht gewesen, denn er hatte seine schriftliche Arbeit für die Maturitätsprüfung zu machen gehabt. Sonst war er immer bei seiner Schwester und seiner Mutter auf dem großen Gute in der Nähe von Moskau gewesen. In jenem Jahre hatte sich aber die Schwester verheiratet, und nach der Hochzeit war die Mutter ins Ausland gereist, weil ihr der Arzt eine Badekur verschrieben hatte. Das war die Ursache gewesen, daß er sich zu seinen Tanten verfügt hatte. Dort machte er jene schwärmerische Periode durch, die sich im Jünglingsalter einstellt, wenn man die Aufgaben des Lebens zu erkennen anfängt und die Meinung gewinnt, zur Lösung derselben mitberufen zu sein. Er hatte damals Aufsätze von Herbert Spencer gelesen, darunter die über Grundbesitz, die ihn als den Sohn eines Großgrundbesizers vor allem interessierte. Reich war sein Vater ja nicht gerade gewesen, aber seine Mutter hatte als Heiratsgut 10 000 Dekjätinen Land mitbekommen. Da hatte er das vom Vater ererbte Land unter dessen Zinsbauern verteilt, und hierüber hatte er seine Arbeit zur Maturitätsprüfung geschrieben.

Bei den Tanten hatte er ein ziemlich abgeschlossenes Leben geführt: er war sehr früh aufgestanden, in der Regel schon um drei Uhr, war noch vor Sonnenaufgang hinter dem Berge baden gegangen, und in der Regel aus dem Bade gestiegen, wenn noch der Tau auf den Blumen lag. Wenn er früh seinen Kaffee getrunken hatte, pflegte er sich ein bißchen an die Schreiberei zu setzen, ging auch in Wald und Feld hinaus und kehrte dann um die Mittagszeit heim, wo er sich gern zu einem Schläfchen setzte. Mittags beim Essen amüsierte er die beiden Tanten durch allerhand lustige Schnurren. Nach dem Essen fuhr er ein Stündchen Bahn oder ritt ein paar Stunden, und abends

laß er den Tanten vor oder legte Patience mit ihnen. Nachts fehlte ihm oft der Schlaf, weil das Leben zu frisch in ihm pulsierte, und dann machte er Mondscheinpromenaden im Garten, wobei er in der Regel allerhand Lustschlösser baute oder manchen kühnen Plan schmiedete.

Im ersten Monat war es ein herrliches Leben, das er bei den Tanten führte; und er fand noch keine Veranlassung, auf die schwarzäugige Katjuscha, die auf dem Hofe als halbes Fräulein galt, einen Blick zu richten. Er hatte noch keinen rechten Sinn für Weiber, war er doch unter der Aufsicht seiner Mutter aufgewachsen und gerade erst neunzehn Jahre alt. Ihm erschien das Weib noch immer nur als „anderer Mensch“, und nicht als Objekt der Freude, des Genusses . . . Aber das sollte bald anders werden, als eines Tages — es war an einem Himmelfahrtstage — Besuch zu seinen Tanten kam: die Gutsherrin aus der Nachbarschaft mit ihren zwei erwachsenen Töchtern, einem Sohne, der das Gymnasium besuchte, und einem jungen Künstler, der aus dem Bauernstande stammte. Da wurde nach dem Tee auf der großen Wiese Gasschens gespielt. Katjuscha durfte mitspielen, und bekam den jungen Nechljudow zum Partner. Nechljudow hatte die Katjuscha sehr gern, aber mit ihr „anzubandeln“, war ihm noch nie in den Sinn gekommen.

„Na, die beiden werde ich wohl nicht haschen können,“ meinte der fidele Künstler, als die Reihe an ihm war . . . und er rannte mit den stämmigen, ein wenig kurzen und gekrümmten Beinen quer über den Rasen dorthin, wo Katjuscha mit Nechljudow stand.

„Daß Sie bloß nicht noch purzeln!“ rief Nechljudow mit lustigem Lachen. „Gasschen sollen Sie uns gewiß nicht!“

„Eins, zwei, drei!“ Alles klatschte dreimal in die Hände. Dann kicherte Katjuscha, und Nechljudow lachte: und dann wechselten sie ihre Plätze. Dabei drückte Katjuscha mit ihrer kleinen, vom Arbeiten etwas schwierigen Hand Nechljudows kräftige und große Hand und rannte nach links. Dabei raschelte ihr gestärkter Rock, als wenn jemand eine Klapper drehte. Nechljudow rannte auch, er wollte sich von dem jungen Menschen nicht einholen lassen; da sah er, wie dieser nicht mehr hinter ihm, sondern hinter der Katjuscha her lief, die aber mit ihren flinken Beinen ihm voranblieb. Vor ihnen dehnte sich ein Beet, auf dem Siringenbüsche standen. Katjuscha winkte Nechljudow, daß sie sich dort mit ihm treffen wolle; er verstand ihren Wink und rannte, stolperte aber über einen kleinen Graben, der dicht mit Nesseln überwachsen war, verbrannte sich die Hände an den Nesseln, stand aber gleich wieder auf, wollte sich vor Lachen ausschütten und rannte weiter.

Katjuscha kam ihm entgegen mit vor Freude und Aufregung strahlendem Gesicht. Als sie einander erreicht hatten, faßten sie einander bei der Hand. Katjuscha sah ihn mit ihren schwarzen Kohlenaugen an und fragte lachend: „Ach, Sie haben sich wohl gar verbrannt?“ Dabei strich sie sich mit der anderen Hand das Haar aus dem Gesicht, und dann blickte sie mit einem Mal, von Verlegenheit ergriffen, hinweg.

„Ach, ich habe an den verwünschten Graben mit keinem Gedanken gedacht!“ erwiderte er, während auf sein Gesicht ein Lächeln trat; aber er ließ ihre Hand nicht los, trotzdem er sah, daß sie rot wurde und wegblickte.

Er wußte wirklich nicht, was mit ihm vorging . . . aber als er jetzt ihr Gesicht dem ihrigen näher rückte, da

wich sie nicht vor ihm zurück . . . und als er ihre Hand in der seinen drückte, da entzog sie sie ihm nicht . . . und da überkam ihn ein sonderbarer Drang, und er drückte einen heißen Kuß auf ihre Hand.

Im anderen Augenblick aber war sie wie ein Reh so flink von ihm weggesprungen und rannte über die Wiese.

Von dem Tage an herrschte zwischen Katjuscha und Nechljudow ein anderes Verhältnis: das von zwei jungen Leuten, die im ersten Drange ihrer frischen, noch unverborenen Herzen sich zueinander hingezogen fühlen. Wenn er Katjuscha sah oder bloß von fern ihre weiße Schürze erblickte, war es ihm zu Mute, als ob alles in Sonnenschein getaucht sei, als ob alles um ihn her lustiger und gemüthlicher sei. Nicht anders war es der Katjuscha zu Mute.

Aber auch nach anderer Seite hin übte das neue Verhältnis einen heilsamen Einfluß auf ihn aus. Wenn es einmal mit der Arbeit nicht so recht vorwärts gehen wollte, oder wenn er von seiner Mutter einen unangenehmen Brief bekam, oder wenn es ihm einmal trübselig zu Mute war, so brauchte er immer bloß an Katjuscha zu denken, und daß Katjuscha bald kommen müsse, und alle Wolken und trüben Stimmungen waren verflogen.

Katjuscha hatte alle Hände voll im Hause zu tun, aber sie war immer flink fertig, und fand immer freie Zeit in Hülle und Fülle, um sich mit Lektüre zu befassen. Nechljudow gab ihr Bücher von Turgenjeff und von Dostojewski zu lesen; den meisten Geschmack gewann sie den „Frühlingswogen“ des ersteren ab. In der Regel trafen sie einander auf dem Korridor, auf dem Balkon oder im Hofe, dann und wann auch in der Stube der alten Matrena Pawlowna, bei der die Katjuscha mit ein-

wohnte, und bei der dann und wann Nechljudow auch einmal den Tee zu trinken pflegte. Das war dann gar zu schön, zusammen bald über das, bald über jenes zu sprechen. Aber wenn es sich traf, daß sie dort einmal allein beisammen waren, dann redeten ihre Augen von ganz anderen Dingen, die ihnen viel wichtiger zu sein bedünkten als bloße Worte. Dann dauerte es aber niemals lange, und sie wurden beide verlegen, schlugen beide die Augen nieder und liefen der eine dahin, die andere dorthin.

In dieses Verhältnis der beiden jungen Deutschen trat während Nechljudows ersten Aufenthaltes bei seinen Tanten keinerlei Aenderung oder Störung ein. Freilich entging es den beiden Tanten nicht, und sie unterließen nicht, sich darüber aufzuregen, zu entsetzen und an die Mutter des jungen Mannes, die Fürstin Helena Swanowna, zu schreiben. Die Tante Maria, die ältere, dachte natürlich nicht anders, als daß der Jüngling sich mit der Katjuscha „einlassen“ würde . . . aber ihre Furcht sollte sich zunächst nicht bewahrheiten, denn der Jüngling war in das junge Mädchen nur ätherisch verliebt: und die Katjuscha auch nicht anders; und in dieser beiderseitigen reinen Zuneigung fanden sie den besten Schutz vor einem Fehltritt, der sonst auf dem Lande in der Regel nicht lange auf sich warten läßt.

Aber als er von den Tanten wieder nach der Stadt reiste, da ward ihm das Herz doch recht schwer, und mit tiefem Kummer schied er von dem Mädchen, in dessen schwarzen Augen auch die hellen Tränen standen. Er hatte die Empfindung, wie wenn eine so schöne, herrliche Zeit hinter ihm läge, die wohl nie wiederkehren würde.

Als er in den Wagen stieg, der ihn hinwegführen

solte, sagte er zu ihr, ohne sich an die dabei stehenden Tanten zu kehren: „Katjuscha, leb recht wohl, und sei herzlich bedankt für alles Gute!“ und Katjuscha schossen die Tränen mit Macht über die Wangen, sie stammelte: „Ach, leben auch Sie recht, recht wohl, Dmitri Swanowitsch! und . . . denken Sie bisweilen hierher zurück an . . . an uns alle!“ dann rannte sie ins Haus, um sich recht auszubeinen.

13.

Darauf waren drei Jahre ins Land gegangen, und in der ganzen langen Zeit hatte Nechljudow die Katjuscha nicht mehr gesehen. Dann war er als Fähnrich wieder auf den Gutshof der Tanten gekommen, auf der Durchreise zu seinem Regiment . . . und jetzt kam er wieder als ein ganz anderer Mensch. Vordem war er der ideale Jüngling gewesen, der selbstlose, für alles Schöne begeisterte Schwärmer; jetzt war er der ausgesprochene Selbstling geworden, der an nichts anderes als sein Vergnügen, seinen Genuß dachte. In jenem ersten Sommer war ihm die Gotteswelt erschienen wie ein wahres Wunder; es war ihm eine Wonne gewesen, in ihre Geheimnisse zu dringen, sie zu studieren und zu erkennen; jetzt lag diese selbe Welt nackt und offenbar vor ihm: er kannte alles, wie es sich darauf verhielt, er wußte genau, wie alles darauf zuing, und warum es so sein mußte und nicht anders sein konnte. Während ihm damals der Umgang mit der Natur und ihren Geschöpfen als Nothwendigkeit

erschienen war, der alle untertan seien, waren ihm jetzt alle Geschöpfe außer dem Menschen gleichgültig, und der Mensch interessierte ihn auch bloß als Genußobjekt: das Weib war kein ideales Wesen mehr für ihn, sondern nur dazu auf der Welt, um dem Manne frohe Augenblicke zu schaffen.

Während er ferner in jenem ersten Sommer für den Begriff Geld kaum Verständnis gehabt hatte, und von dem, was ihm seine Mutter gab, kaum den dritten Teil verbrauchte, während er damals ideal genug und bedürfnislos genug war, das vom Vater ererbte Land, 10 000 Deßjätinen! an seine Zinsbauern zu verschenken, kam er jetzt mit den anderthalbtausend Rubeln, die ihm die Frau Mama monatlich auszahlte, nicht mehr aus und hatte ihr schon wiederholt Vorstellungen machen müssen, daß er „unbedingt mehr Geld“ haben müsse.

Mit freundlichem, aber doch mitleidigem Lächeln hatten Mama und die beiden Tanten ihm zugehört, wenn er von Gott und Wahrheit, über Armut und Reichtum, über Gut und Böse sich mit ihnen unterhalten und seinen Anschauungen Ausdruck gegeben hatte. Mama und die Tanten hatten ihn damals immer gern „notre cher philosophe“ genannt. Dann aber hatte er sich mit französischen Romanen befaßt, hatte französische Komödien gesehen, war von den Kameraden in das Leben der „jeunesse dorée“ eingeführt worden, hatte sich mit zweideutigen Witz imprägnieren lassen und war bald „au fait“ aller Finessen und Raffinements des modernen Gesellschaftslebens.

Früher als er in einem alten Mantel herumliefe und Wein und Bier verschmähete, hatte er als Sonderling gegolten, als Knicker und Filz allgemeines Achselzucken ver-

ursacht . . . sobald er sich aber jetzt fein zu möblieren anfang, sobald er sich einen Weinkeller zulegte, sobald er sich in feinen Gesellschaften und auf Bällen zu bewegen anfang, war alle Welt des Lobes voll über seinen feinen Geschmack und seine feine Lebensmanier . . . und Mama sowohl wie die beiden Tanten geizten nicht mit den kostbarsten Präsenten zu seiner „vollständigen Inszenierung“, wie sie es nannten.

Früher hatten sich Mama und die beiden Tanten allerhand schlimme Gedanken gemacht, wenn er gar zu sehr sich als den Keuschheitsapostel aufspielte, hatten sich Gedanken gemacht, daß er krank werden oder auf Abwege in seinem sittlichen Wandel geraten möchte. Ja, die Mama gewann ihre Ruhe in dieser Hinsicht erst wieder, als sie hörte, ihr Sohn habe bei einer Französin einen Freund „ausgestochen“, denn nun erst meinte sie, den Beweis dafür, daß er zum Manne geworden sei, erbracht zu sehen . . . Nichtsdestoweniger hatte der „Fall Katjuscha“ insofern ihr ein gewisses Gruseln verursacht, weil sie befürchtete, ihr Sohn könne vielleicht auf den Gedanken in seinem übertriebenen Rechtlichkeitsfinne kommen, diese „Bauerndirne“ zu seiner Frau zu machen.

Schon der Schritt ihres Sohnes, sein väterliches Erbteil an seine Zinsbauern zu verschenken, hatte die Mama in Furcht um die Zukunft ihres Sohnes gesetzt, denn ein Mensch, der Großgrundbesitz für ein Gebrechen seiner Zeit hielt, konnte nach ihrer Meinung nicht ganz richtig im Kopfe sein. Die Bauern wären ja doch, sagte man ihm, auf diese Weise nicht bloß nicht reicher, sondern sogar ärmer geworden, denn sie hätten sich auf seine Schenkung hin drei Schnapsbutiken eingerichtet in ihrem Dorfe, und überhaupt alle Lust zur Arbeit verloren.

Dagegen war die Mama weniger betrübt darüber, daß er nach seinem Eintritt in die Garde viel Geld „verjubilte“, ja sie griff sogar ganz gern das Kapital selbst an, als die Zinsen allein nicht mehr ausreichten, für den schneidigen Herrn Leutnant die Schulden zu bezahlen.

14.

Sein Besuch bei den Tanten erfolgte zum Teil, weil ihr Gut auf seinem Wege zur Garnison lag, zum Teil weil sie ihn dringlich eingeladen hatten, zum Teil aber auch — und das war vielleicht die Hauptsache gewesen — weil er mal sehen wollte, was wohl in den drei Jahren aus „seiner Katjuscha“ geworden. In seiner Seele schlummerte wohl schon die schlimme Absicht, das „dumme Ding“ zu verführen . . . wenn er sich ihrer auch noch nicht bewußt geworden sein mochte . . . Zunächst spielten bei seinem Besuche die guten Tanten noch mit ihre Rolle, denn daraus, daß sie ihn noch immer liebten und ihn mehr denn je bewunderten, dachte er, Kapital im eigentlichen Sinne des Wortes zu schlagen.

Es war zu Ausgang März, und zwar gerade am Karfreitag, als er auf dem Gutshofe ankam. Es regnete in Strömen. Die Straßen waren kaum zu passieren; er war bis auf die Haut durchgeweicht und durchgefroren, wie es in Rußland um diese Jahreszeit nicht eben zu den Seltenheiten gehört . . . nichtsdestoweniger war er bei bester Laune, als er in den ihm noch so gut bekannten Gutshof einfuhr, der völlig eingeschneit war. „Ob sie wohl noch

hier ist?" dachte er, als er die Pferde anhielt. Er hatte wohl gerechnet, sie werde ihm entgegengerannt kommen, wenn sie das Geflingel von seinen Pferden hören würde; aber es standen bloß ein paar Bauersfrauen mit hochgeschürzten Röcken und mit Eimern in der Hand, wahrscheinlich gerade beim Scheuern, draußen im Hofe. Auch vor der Auffahrt sah er sie nicht stehen; dagegen kam der alte Laska Tichon, der sich nicht die Zeit gelassen hatte, die Schürze abzubinden — denn er half sicher mit bei dem Reinmachen, das auf der Tagesordnung zu stehen schien — eifrig wie immer, herausgehumpelt, um ihn in das Vorzimmer zu geleiten.

Dort traf er Sofia Swanowna im seidenen Kleide, mit einem Koketten Häubchen auf dem Kopfe.

„Ach, wie nett, daß Du gekommen bist,“ rief sie ihm entgegen und gab ihm einen herzhaften Kuß. „Maschenka ist nicht recht auf dem Posten . . . beim letzten Kirchgang ist ihr unwohl geworden . . . es dauerte beim Abendmahl gar so lange, bis alles vorüber war . . .“

„Grüß Dich Gott, Tante Sonja,“ erwiderte Netchjudow, ihr die Hand küssend, „sei mir bloß nicht böse, weil ich Dich so naß mache . . . aber es ist ja jetzt ein schauderhaftes Wetter . . .“

„Geh nur gleich in Dein Zimmer,“ sagte Tante Sonja, „Du bist ja pitschnaß . . . aber was Dein Schnurrbart für Fortschritte gemacht hat! . . . Nein, so was! man kennt Dich ja beinahe nicht wieder . . . He, Katjuscha! besorge gleich den Kaffee!“

„Auf der Stelle!“ Klang es vom Korridor . . . und das war die ihm noch immer so wohlbekannte Stimme. „So, so,“ dachte er bei sich, „sie ist noch immer da . . . na, das ist ja nett! also hätten wir die Spritze hierher ja doch

nicht umsonst gemacht!“ Aber so trivial er dachte, so war es ihm doch ums Herz, wie an einem herrlichen Sommertage, wenn mit einem Male die Sonne hinter Wolken hervorbricht; und heiter und froh folgte er dem Lakei Tichon, der ihm nach dem früher von ihm bewohnten Zimmer vorausschritt.

Unterwegs hätte er fürs Leben gern den Lakei gefragt, was denn Katjuscha mache, ob sich noch immer kein Freier für sie gefunden habe, aber der alte Anasterbart von Lakei schnitt ein so härbeißiges Gesicht, daß er es sich nicht getraute, ein Wort an ihn zu richten, sondern sich ruhig das Wasser von ihm über die Hände gießen ließ, als er sich wusch. Dann aber hub der alte Tichon selbst an, zu erzählen, daß die Enkelkinder alle gesund seien, daß der alte Hengst noch nicht krepirt sei; daß aber der alte Hofhund, der Panfal, von der Tollwut befallen worden und schon im letzten Sommer krepirt sei.

Eben hatte sich Nechljudow die nassen Sachen vom Leibe gestreift und war gerade dabei, ein trockenes Hemd anzuziehen, da pochte es. Er kannte dieses Pochen noch recht gut: so hatte nur sie gepocht . . . er warf sich schnell den nassen Mantel wieder über und ging an die Thür.

Es war wirklich Katjuscha . . . ganz die alte Katjuscha, bloß um vieles schmucker als früher; aber die leicht schielenden Augen hatten noch ganz denselben harmlosen, gutmütigen Ausdruck. Auch die reine weiße Schürze hatte sie vorgesteckt: ganz wie sonst . . . die Tante schickte ihm ein Stück Parfümseife und zwei Handtücher, darunter eins zum Frottieren . . . das machte alles einen so sauberen, fast hätte er gesagt, jungfräulichen Eindruck . . . dabei verzogen sich ihre kirschroten Lippen zu einem recht fröhlichen Lächeln, als sie ihn nun wieder sah.

„Recht schön willkommen, Dmitri Swanowitsch!“ sagte sie, aber recht undeutlich, denn es war, wie wenn ihr die Zunge am Gaumen klebte . . . und dann sah Nechljudow, wie ihr die Röthe ins Gesicht schoß.

„Guten Tag,“ erwiderte er, auch als wenn er gestottert hätte . . . oder weil er sich nicht klar darüber war, ob er sie mit Sie anreden müsse, oder noch immer das traulichere Du gebrauchen dürfe. „Nun, ist denn alles noch gesund und munter?“ fragte er dann.

„Ach ja! Gott sei Dank!“ sagte sie . . . „da schickt Ihnen die Tante von der Seife, mit der Sie sich immer so gern waschen . . .“

„Der Herr hat ja doch seine eigene Seife,“ sagte der alte Lichon, indem er auf das offene Reifencessaire zeigte, das allerhand Büchschchen aus geschliffenem Glas und mit silbernen Stöpfeln verschlossen, allerhand Bürsten, Pomaden und Parfüms enthielt.

„Sagen Sie der Tante, ich lasse schön danken,“ antwortete ihr Nechljudow, „ich bin wirklich seelenfroh, wieder hier zu sein!“

Ihm wurde auch wirklich wieder so wohlilig wie ehemals zu Mute, und sie lächelte bloß statt aller Antwort und verschwand wieder durch die Thür.

Die Tanten waren diesmal außerordentlich aufmerksam und liebevoll zu ihrem Schützling . . . wie hätte es auch anders sein können? zog er denn nicht in den Krieg? konnte er dort draußen nicht schwer verwundet werden? ja wer konnte es wissen, ob er überhaupt wieder mit dem Leben davonkommen würde?

Es war erst seine Absicht gewesen, bloß einen Tag und eine Nacht auf dem Gutshofe zu bleiben; aber als er Katjuscha gesehen hatte, wurde er schnell anderen Sinnes

und nahm sich vor, wenigstens doch das Osterfest bei den Tanten zu verleben. Deshalb drachtete er an seinen Kameraden Stenbock, mit dem er sich in Odeffa hatte treffen wollen: er möge doch, statt weiter zu reisen, auch aufs Gut seiner Tanten kommen und Ostern dort verleben. Was er für Katjuscha fühlte, erschien ihm selbst ganz wunderbarlich: er konnte gar nicht recht begreifen, wie es möglich sei, daß sein Herz noch ganz die gleichen Empfindungen hatte, wie bei seinem ersten Verweilen hier auf der stillen ländlichen Besizung: ganz so wie damals konnte er ihre weiße Schürze nicht sehen, ohne daß ihm das Blut schneller durch die Adern schoß; er konnte weder ihren Tritt, noch ihre Stimme, noch ihr Lachen hören, ohne daß es ihm zu Mute war, als wenn die Kehle ihm enger würde; und wenn er ihr in die schwarzen Rirschenaugen blickte, dann beschlich ihn wieder Verlegenheit, ganz so, wie jenes erste Mal, als er mit ihr hinter dem Schringenbusche Haschens gespielt hatte. Ja, es war ihm klar: er war gründlich verliebt in die Katjuscha, und wenn er das auch schon früher nicht minder gewesen war, so hatte er es doch damals sich nicht eingestehen wollen, weil er immer gedacht hatte, der Mensch könnte bloß ein einziges Mal wirklich lieben. Jetzt aber kannte er solche Skrupel nicht mehr: jetzt freute er sich herzlich, daß sich diese Empfindung für Katjuscha noch immer vorfand; trotzdem er in der dazwischen liegenden Zeit schon vielen Damen den Hof gemacht hatte . . . jetzt freute er sich deshalb darüber, weil er hoffte, daß ihm Katjuscha zu willen sein werde, wenn er ihr ernstlich erklärte, was er von ihr hoffte.

Zu den zwei Tagen, die ihn noch vom heiligen Osterfeste trennten, spielte sich in seinem Gemüt ein heftiger

Kampf ab. Daß er nach dem Feste keinen Grund mehr zum Bleiben hätte, mußte er recht gut; daß sich die Tanten, wenn er bliebe, mancherlei Gedanken machen würden, sagte er sich auch; ebenso, daß aus der Geschichte schwerlich etwas Gutes kommen werde: — und doch fühlte er sich so überaus fidel und gemütlich, daß er blieb.

Am Sonnabend kam der Pöpe mit dem Diakon auf den Gutshof, um den Frühgottesdienst abzuhalten. Sie hatten eine sehr beschwerliche Fahrt gehabt und hatten doppelt soviel Zeit gebraucht als sonst, um auf den schlechten Wegen vorwärts zu kommen. Von der Kirche bis zum Gute war es reichlich drei Werst. An dem Gottesdienst nahmen nicht bloß die beiden Tanten, sondern auch die ganze Dienerschaft teil, und so konnte auch Nechljudow sich nicht ausschließen. Aber er sah während der ganzen gottesdienstlichen Handlung unverwandt „die Katjuscha“ an, die mit dem Weihrauchfasse an der Thür stand.

Als er sich am Abend von den Tanten mit einem Handkusse verabschiedete, hörte er, wie Katjuscha zu ihnen sagte, daß sie mit der Matrena Patlowna zur Kirche fahren wollte, um die Osterkuchen weihen zu lassen. Die Tanten segneten dieses Vorhaben, und Nechljudow sagte bei sich: „Schön! ich werde auch in die Kirche fahren.“

Da aber der Weg noch immer schlecht war, sowohl für Wagen als für Schlitten, befahl er dem alten Diener, ihm den Hengst zu satteln, und statt sich zu Bett zu begeben und auszuschlafen, legte er seine blitzende Uniform an mit der engen Reithose, warf den Mantel um und ritt auf dem alten schweren Gaul im Dunkel durch Pfützen und Schneewehen zur Kirche . . .

15.

Diesen Frühgottesdienst hatte Nechljudow nie vergessen können, denn er war ihm eine der schönsten Erinnerungen.

Als er die Kirche in der tiefen Finsternis erreichte, hatte sein Pferd vor den vielen Lämpchen, die in der Kirche brannten, gescheut. Der Gottesdienst hatte schon angefangen, als er vor der Kirche das Pferd zum Stehen brachte. Die Bauern, die ihn als den Neffen ihrer Gutsherrin Maria Iwanowna erkannten, führten das Pferd in einen Schuppen, wo er absteigen konnte, und gingen dann hinter ihm her in die Kirche. Sie war dicht gefüllt: rechts standen die Männer, links die Weiber, Männer und Weiber in ihrem saubersten Sonntagsstaate.

Der mit Goldblech gefaßte Schrein, in welchem die Heiligenbilder hingen, strahlte in einem Meere von Lichtern. Der Kronleuchter strahlte in einem anderen Meere von Lichtern. Vom Chore nieder klangen fromme Weisen. In der Mitte des Kirchenschiffs stand die „fürnehme Gesellschaft“: ein Gutbesitzer aus der Nachbarschaft mit seiner Frau: einem jener weiblichen „Dromedare“, die in der Meinung schwelgen, ohne sie ginge es in der Welt nicht . . . neben ihm der Polizeimeister des Ortes, dann der Postmeister, der Tütelkrämer in hohen Kanonenstiefeln, der Schultheiß mit der Verdienstmedaille im obersten Knopfloch; dicht hinter dem „Dromedare“ von Gutbesitzerin stand die Matrena Pawlowna in violetter Seide, zusammen mit der Katjuscha im weißen Kleide mit blauem Gürtel und einer roten Schleife in dem schwarzen Haar.

„Dies ist der Tag des Herrn! Christ ist erstanden! Halleluja!“ brauste es durch die Kirche.

Aber Nechljudow hatte für nichts Augen und Ohren: er sah nichts als Katjuscha, er hörte nichts als ihre Stimme; und als jetzt der Kirchendiener mit dem Klingelbeutel sich durch die Menge drängte und in dem Bemühen, dem hohen Herrn Nechljudow auszuweichen, die Katjuscha beiseite stieß, da fehlte wenig, so wäre er vor Born außer sich geraten; denn ihm war es ganz unfaßbar, daß für irgend einen Menschen, am allerwenigsten aber für einen Kirchendiener, ein anderes Ding höhere Bedeutung hätte als Katjuscha . . . ihm kam es doch ganz so vor, als ob alles, die Kirche und die Heiligenbilder, die Lichter und die Leuchter einzig und allein um ihretwillen da seien, als ob die frommen Gesänge bloß ihr zu Ehren angestimmt würden.

Und wieder brauste es durch das Schiff: „Dies ist der Tag des Herrn! Christ ist erstanden!“

Katjuscha schien das auch recht gut zu merken, denn als Nechljudow jetzt wieder zu ihr hinüber blickte, da sah er, wie ihr Gesicht vor Freude strahlte, und er fühlte, daß sie ebenso an ihn dachte, wie er an sie . . .

Als der Gottesdienst zu Ende war, verließ Nechljudow die Kirche. Die Bauern machten ihm respektvoll Platz. Die meisten erkannten ihn, andere fragten, wer der Herr sei, und wenn sie es erfuhren, dann verneigten sie sich bis zur Erde. Er streute alles Kleingeld, das er bei sich hatte, unter sie aus und ging die Stufen hinunter; es dämmerte draußen, aber die Sonne war noch nicht aufgegangen; da Katjuscha noch nicht aus der Kirche getreten war, blieb er an der Tür stehen, um auf sie zu warten . . . die Leute, die aus der Kirche kamen, gingen

auf dem Friedhofe hin und her. Ein alter Bauer, dem schon der Kopf wackelte, stellte sich vor Nechljudow, wünschte ihm Glück für sein ferneres Leben und drückte ihm dreimal einen Kuß auf die Wange. Er war bei seiner Tante jahrelang Koch gewesen. Seine Frau, ein altes Mütterchen mit runzligem Gesichte, holte aus ihrem Tuche ein gelb gefärbtes Ei und gab es Nechljudow.

In der Kirchentür kam Matrena Pawlowna mit ihrem violetten Seidenkleide und Katjuschas schwarzes Köpfcchen mit der roten Schleife zum Vorschein. Sie erblickte ihn auf der Stelle, und er nahm auch gleich wahr, wie freudig ihr Gesicht strahlte. In der Vorhalle blieb sie stehen, um ein paar Bettlern eine kleine Gabe zu reichen. Den einen küßte sie sogar dreimal auf die Wangen, ohne sich an die roten Male zu stoßen, die er von einer Verletzung dort hatte. In diesem Augenblicke begegneten sich ihre Blicke mit denen Nechljudows, und in dem ihrigen stand die Frage: „Habe ich es recht gemacht?“

„Jawohl,“ lautete seine Antwort, „Du hast recht gehandelt, und darum liebe ich Dich nur um so mehr!“

Die beiden Frauen schritten die Stiege hinunter, und Nechljudow trat zu ihnen, nicht in der Absicht, sie zu küssen, sondern nur, weil er in ihrer Nähe sein wollte.

„Christ ist erstanden!“ sagte Matrena Pawlowna, indem sie den Kopf tief neigte, und ihre Stimme hatte einen Ton, wie wenn sie sagen wollte, das sei ein Tag heute, an welchem sich alle Menschen einander gleich seien, an welchem keiner dem anderen etwas voraus habe. Dann wuschte sie sich den Mund mit dem zusammengekniffenen Taschentuche und bot ihm die Lippen zum Kusse.

„Er ist wahrhaftig auferstanden!“ erwiderte Nechljudow und gab ihr den Kuß. Dann blickte er sich nach

der Katjuscha um; sie wurde puterrot und trat zu ihm heran.

„Christ ist erstanden, Dmitri Swanowitsch!“ — „Er ist wahrhaftig auferstanden,“ erwiderte er, und nun küßten sie einander zweimal und standen einander gegenüber, ohne sich zu rühren, ganz so, wie wenn sie sich besännen, ob sie sich noch einen dritten Kuß geben sollten. Dann taten sie es, und dann lächelten sie beide, wie von innerer Freude durchbebt.

„Sie gehen nun wohl zum Popen?“ fragte er sie. — „Nein,“ sagte sie, „wir wollen hier warten, Dmitri Swanowitsch,“ und dann hob sich ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust, und sie sah ihn mit ihren schwarzen Augen gleichsam in tiefster Seele betrübt an.

In der Liebe der beiden Geschlechter zueinander kommt immer ein gewisser Augenblick, in welchem die Empfindungen auf eine Art Höhepunkt steigen . . . dann verliert sich alle Berechnung, alle Erwägung, alles Bedenken . . . ja, man kann sogar sagen, daß alles Empfinden auf gewisse Zeit aussetzt. Für Nechljudow und Katjuscha war dieser Moment eingetreten in der Osternacht. Erinnerte er sich ihrer später, so erschien sie immer, wie sie damals vor ihm gestanden, mit der roten Schleife im schwarzen Haar, in dem weißen Kleide mit dem blauen Gürtel, mit den leicht geröteten Wangen, den liebevollen schwarzen Augen, in all der reinen, unbefleckten Jungfräulichkeit und lauterer Liebe, nicht bloß zu ihm, sondern zu allem auf Erden, sogar zu dem greisen Bettler, dem sie vorhin den Osterkuß gegeben hatte.

„Ach! wär's doch so geblieben, wie es damals war

. . . aber," dachte er weiter bei sich, während er zu dem Schwurgerichtsfenster hinaus auf die Straße blickte, „die schreckliche That, um derentwillen sie jetzt vor dem Richter steht, geschah erst nach der schönen Osternacht.“

16.

Nach Hause zurückgekehrt, frühstückte Nechljudow wie immer mit seinen beiden Tanten, trank das gewohnte Glas Wein hinterher und verfügte sich in sein Zimmer. Er legte sich in den Kleidern hin und schlief ein. Dann pochte es, und er wachte auf. Er wußte, daß sie es war, denn er kannte die Art, wie sie pochte, ganz genau. Er sprang auf, rieb sich die Augen und rief: „Katjuscha, bist Du's?" — Sie guckte durch den Spalt. „Bitte, zu Tische!“ sagte sie.

Sie trug das gleiche weiße Kleid, aber die Schleife steckte nicht mehr im Haar. Sie blieb ein paar Sekunden länger stehen, als nötig gewesen wäre . . . das merkte er, warf den Kamm wieder hin, den er in die Hand genommen, und trat auf sie zu . . . da aber wandte sie sich schnell hinweg und rannte wie närrisch über den Korridor.

„Ich bin doch ein Esel!“ dachte er da, „warum habe ich sie denn nicht hier behalten?“ und er rannte ihr nach. Auf dem Korridor holte er sie ein. Was er von ihr wollte, und warum er ihr nachgelaufen war, wußte er selbst nicht; es war ihm bloß so zu Mute, als wenn er etwas versäumt hätte, was an seiner Stelle ganz sicher

kein Mann versäumt hätte. „Warte doch, Katjuscha!“ rief er.

Sie guckte sich um. „Was wollen Sie?“ fragte sie, stehen bleibend. — „Ich wollte Ihnen bloß sagen . . .“ hub er an, aber er bezwang sich, doch mit einem Male kam ihm wieder der Gedanke, daß andere sich ganz anders benehmen würden, und da legte er die Hand um Katjuschas Leib. Sie sah ihn an. Dann machte sie sich los und rief mit Tränen in den Augen: „Nein, nein, Dmitri Swanowitsch! nein, nein!“

Eine Sekunde lang stand er da wie beschämt . . . es überkam ihn eine Empfindung von Ekel . . . Ekel wider sich selbst. Im anderen Augenblicke aber ärgerte er sich über diese blöde Manier und wieder dachte er, statt der besseren Regung zu folgen, andere hätten es viel gescheiter angefangen in solchem Falle als er.

Er lief ihr wieder nach, holte sie wieder ein und gab ihr einen Kuß auf den Hals. Der war ganz anders als alle früheren Küsse, anders als der, den er ihr hinter dem Strungenbusche gegeben hatte; auch anders als die drei Küsse, die sie einander in der Osternacht gegeben hatten . . . das war ein Kuß der echten, wilden Leidenschaft, und das fühlte er auch recht gut. „Aber was fällt Ihnen ein?“ rief sie in einem so schmerzvollen Tone, wie wenn er ihr etwas genommen hätte, wofür es keinen Ersatz mehr gebe . . . und dann lief sie, so schnell sie laufen konnte, den Korridor entlang und entschwand seinen Blicken.

Im Eßzimmer standen die beiden Tanten, der Doktor und eine Dame aus der Nachbarschaft und verzehrten den Smbiß, der in Rußland dem Mittagbrote voraufzugehen pflegt. Es war hier im Zimmer alles wie sonst, und auch die Menschen, die er hier sah, waren nicht an-

ders wie sonst . . . und doch wütete in seinem Gemüthe ein Sturm, als wenn dort alle Empfindungen durcheinander raseten . . . er hörte bloß mit halbem Ohre dem Gespräche zu, das die Leute zusammen führten . . . er antwortete närrisches Zeug . . . er dachte bloß an das Mädchen im weißen Kleide, das vor ihm auf dem Korridor das Weite gesucht hatte . . . er dachte bloß an den Kuß, den er ihr draußen auf den Nacken gepreßt hatte . . . und als sie dann ins Zimmer kam, um zum Essen aufzutragen, da mußte er vermeiden, sie anzusehen, sonst hätte er sich vielleicht vor allen Tischgästen nicht hindern können, sie an sich zu reißen.

Nach dem Essen begab er sich sofort in sein Zimmer. Dort ging er mit großen Schritten auf und ab, auf jedes Geräusch lauschend, denn er rechnete, sie aller Augenblicke wieder auf dem Korridor zu hören. Sinnenlust hatte sich seiner bemächtigt und ihn in ihren Bann geschlagen.

Aber der ganze Tag verging; und trotzdem er Kattjuscha verfolgte, trotzdem er ihr überall auflauerte, traf er sie kein einziges Mal allein . . . sie ging ihm offenbar aus dem Wege; am Abend aber fügte es sich, daß sie in das neben dem seinigen gelegene Zimmer gehen mußte; denn der Doktor blieb auf dem Gute über Nacht, und das Bett mußte für ihn hergerichtet werden. Kaum hörte Nechljudow ihren Tritt, so schlich er auf den Zehen, mit verhaltenem Atem, wie wenn er etwas Böses vorhabe, an die Thür und dann in die Stube . . . sie war eben mit beiden Händen in einen Ueberzug gefahren, um ihn über ein Bettkissen zu streifen, da erblickte sie ihn . . . aber der Blick, mit dem sie ihn jetzt ansah, war nicht mehr der alte, mit dem sie ihn bislang angesehen, sondern es lag ein Ausdruck von wehmütigem Schreck darin . . . ganz als ob

sie ihm zu verstehen geben wollte, daß er nicht recht an ihr handeln wolle. Einen Moment lang blieb er stehen . . . noch blieb ihm die Möglichkeit, zwischen Gut und Böse zu entscheiden. Die Stimme der wahren Liebe regte sich in seinem Herzen, wenn auch nur leise . . . mahnte ihn, an die Zukunft des Mädchens, an das Unglück, das er über sie bringen werde, zu denken; dann aber wurde die Stimme der Sünde in ihm rege und raunte ihm zu: Wenn du's nicht machst, macht's ein anderer, und was hast dann du? ein anderer schnappt dir Genuß und Freude vor der Nase weg! und nun trat er auf sie zu, von wilder Lust entflammt, riß sie in die Arme, setzte sie auf das Bett und sich neben sie.

„Dmitri Iwanowitsch! lieber Herr, lassen Sie mich fort!“ flehte sie, „ach! die Matrena Pawlowna kommt!“ schrie sie und riß sich mit wildem Ruck los . . . es näherte sich wirklich jemand der Tür. „Dann komm ich in der Nacht zu Dir,“ flüsterte ihr Nechljudow heiß ins Ohr, „Du bist doch allein? nicht wahr?“

„Nein! nein! um keinen Preis!“ riefen ihre Lippen; aber aus ihren Augen redete eine ganz andere Sprache.

Und wirklich trat jetzt die Matrena in die Stube, mit einer Decke in der Hand; einen Blick des Mißtrauens auf Nechljudow werfend, zankte sie dann Katjuscha aus, daß sie eine falsche Decke genommen hätte. Nechljudow verließ schweigend die Stube . . . aber er fühlte keine Scham, trotzdem er recht gut sah, daß Matrena ihn mit einem Blick voll strengen Vorwurfs maß, und er sich sagen mußte, daß sie nur allzu sehr recht hätte . . . aber die Sinnenlust beherrschte ihn so vollständig, daß er gar keine andere Empfindung mehr hatte . . . es war ihm klar geworden in seinem Leben, was geschehen mußte,

diese Lust zu stillen, und er ging darauf aus, und auf nichts anderes sonst . . . Den ganzen Abend verlebte er in fieberhafter Aufregung. Bald hoöte er bei den Tanten herum, bald ging er in seine Stube, bald auf den Balkon hinaus . . . immer nur darauf bedacht, ihr in den Weg zu laufen . . . aber sie ging ihm aus dem Wege, und die alte Matrena Pawlowna ließ ihn nicht aus den Augen.

17.

Endlich kam die Nacht. Der Doktor begab sich zur Ruhe. Dann folgten die beiden Tanten seinem Beispiele. Nechljudow wußte, daß die Matrena eine geraume Weile bei ihnen zu tun hatte, ehe sie sich in die Mägdestube begeben könnte, und daß diese ganze Zeit über Katjuscha allein dort sei . . . Wieder trat er auf den Balkon hinaus. Es war eine dunkle Nacht. Die Luft war warm und feucht. Dichter, weißer Nebel lagerte über den Wiesen. Vom Flusse herüber erklang das eigentümliche Geräusch des aufbrechenden Eises. Da verließ Nechljudow den Balkon, passierte, behutsam von einer gefrorenen Stelle springend, um in seine Pfüge zu treten, den Hof und schlich sich an das Fenster der Mägdestube. Das Herz arbeitete wild; er atmete schwer und stoßweis . . . eine Art Bittern erfaßte ihn, als er durch das Fenster guckte. Auf dem Tische in der Mägdestube brannte eine kleine Lampe. Am Tische saß Katjuscha. Sie war allein und

stierte vor sich hin. Lange hielt er den Blick auf sie geheftet, ohne ein Glied zu rühren. Er wartete gespannt, was sie tun werde, in der Meinung, sie sei allein, und werde von niemand beobachtet. Etwa zwei Minuten lang rührte auch sie sich nicht. Dann blickte sie auf. Ueber ihr Gesicht schlich ein eigentümliches Lächeln. Dann schüttelte sie ein paarmal mit dem Kopfe. Dann drehte sie sich rasch herum, stützte die Ellbogen auf den Tisch und stierte wieder vor sich hin.

Noch immer stand er am Fenster. Noch immer hielt er den Blick auf sie gerichtet. Noch immer lauschte er auf das wilde Pochen seines Herzens und auf das eigentümliche Knacken, das vom brechenden Eise des Flusses herüber schallte. Da fiel sein Blick wieder auf das in seltsamer Arbeit befindliche Gesicht des Mädchens. Er erkannte, daß in ihrem Gemüt ein heftiger Kampf tobte. Es beschlich ihn Mitleid mit ihr; aber gerade diese Regung bestärkte sein Verlangen nach ihr. Da konnte er nicht mehr an sich halten, und er klopfte ans Fenster. Sie schreckte zusammen, wie von einem elektrischen Schläge getroffen. Es war, wie wenn ein Ausdruck von Entsetzen über ihr Gesicht huschte. Im anderen Augenblicke aber stand sie auf und schritt zum Fenster hin. Noch immer mit dem Ausdruck von Entsetzen auf dem Gesichte, hob sie die beiden Hände vor die Augen, wie zwei Scheuklappen, und sah hinaus. Sie erkannte ihn! . . . ihr Gesicht wurde tiefernst, wie er es noch nie zuvor gesehen hatte . . . wohl zeigte sie, da er lächelte, auch ein Lächeln, aber nur, wenn sich ihre Blicke trafen; es war, wie wenn sie ihm zu verstehen geben wollte, daß sie kein Recht als Hörige habe, ihm, dem Neffen der Herrschaft, böse zu sein um der Aufmerksamkeit willen, die er ihr schenke; aber es

war auf ihrem Gesichte, wenn sich ihre Blicke nicht trafen, deutlich zu sehen, daß ihr Gemüt voller Schrecken und Bange war . . . er winkte ihr mit der Hand, sie möge zu ihm auf den Hof hinaus kommen . . . aber sie schüttelte den Kopf und blieb am Fenster stehen . . . er drückte das Gesicht dicht an die Scheibe, um ihr ein paar Worte zuzurufen; aber da wandte sie den Kopf zur Thür. Sie war, wie es ihm schien, gerufen worden. Da trat er vom Fenster weg.

Auf dem Hofe lag der Nebel so dicht und schwer, daß man keine fünf Schritte sehen konnte; das Gutshaus sah man nur wie eine dunkle, schwere Masse, über der ein matter, hellroter Schein lag. Vom Flusse her krachte das Eis noch immer. Auf dem Hofe krächte ein Hahn. Auch vom Dorfe her erklang Hahnengeschrei. Sonst herrschte Stille.

Nechljudow schritt um das Haus herum, geriet ein paarmal in eine Pfütze, trat wieder ans Fenster der Mägdestube, wo noch immer die kleine Lampe brannte, wo noch immer Katjuscha am Tische saß . . . wie ungeschlüssig, was sie anfangen sollte . . . er klopfte wieder . . . aber ihr Blick war schon zum Fenster hin geeilt, sobald er ans Fenster wieder getreten war . . . und ohne weiter zu sehen, wer geklopft habe, rannte sie aus der Stube. Nun hörte er, wie sie die Haustür schloß . . . nun sah er, wie sie die Haustür öffnete . . . er stand noch immer da, aber als er sie im Rahmen der Thür erblickte, stürzte er auf sie zu und riß sie in die Arme . . . sie litt es, sie schmiegte sich an ihn, sie hob den Kopf, sie reichte ihm den Mund zum Kusse.

Hinter der Hausecke standen sie, auf einer trocken gebliebenen Stelle.

Nechljudow war vor sengender Begierde wie außer sich. Da aber wurde die Haustür aufgerissen, und die Matrena Pawlowna rief, streng und zornig: „Katjuscha!“

Mit einem Ruck machte sie sich frei von ihm und rannte wieder in die Mägdestube. Dann hörte er, wie innen der Kiegel vorgeschoben wurde. Dann war alles wieder still. Das Licht drinnen verlöschte, und dann blieb bloß Nebel noch, und das stöhnende Krachen vom Flusse her.

Noch einmal trat er ans Fenster. Es war niemand dort sichtbar. Noch einmal klopfte er. Aber niemand gab ihm Antwort. Da kehrte er durch den Haupteingang ins Haus zurück, aber er fand keinen Schlaf. Er zog sich die Stiefel aus und schlich auf Strümpfen an Katjuschas Tür. Sie schlief in der Stube neben der Matrena Pawlowna. Er lauschte. Matrena schnarchte. Schon wollte er eintreten, da hustete sie und wälzte sich im Bett auf die andere Seite. Es ging ihm durch Mark und Bein, und etwa fünf Minuten lang blieb er stehen, ohne sich zu rühren. Dann wurde es wieder still. Dann hörte er wieder das Schnarchen. Das stimmte ihn ruhiger, und nun schlich er wieder auf den Behen bis zur Tür von Katjuschas Stube, ängstlich bemüht, keine Diele zu treffen, die ihn durch Knarren verraten könnte. Dort war jetzt alles still. Sie schlief gewiß nicht, denn er hörte keinen Atemzug von ihr . . . und kaum hatte er sie gerufen, da war sie auch an der Tür und beschwor ihn mit eindringlichen Worten, sie nicht weiter zu bestürmen.

„Was treiben Sie bloß!“ sagte sie, ihn streng zurechtweisend, „es ist ja ganz unerhört! Was soll denn werden, wenn Sie die beiden Damen noch munter machen?“ So kam es von ihren Lippen . . . aber aus ihrem

ganzen Wesen, ihrer ganzen Weise klang es deutlich zu ihm hin: „Ich bin Dein! Komm und nimm mich!“

Und er kam. „Mach auf!“ sagte er, „bloß einen Augenblick! ich bitte Dich, Katjuscha!“

Sie sagte nichts mehr, aber er hörte, wie ihre Hand die Klinke suchte . . . wie der Riegel zurückgeschoben wurde . . . und dann stand er in der Stube. Im Nu hatte er sie gepackt, in die Arme gehoben und trug sie in seine Stube . . . „Aber, Dmitri Swanowitsch! was beginnen Sie? . . . was fällt Ihnen denn ein?“ aber er gab nicht im mindesten acht auf ihre Worte. „Nein! um keinen Preis! lassen Sie mich los!“ bettelte sie, schmiegte sich aber enger und enger an ihn.

Und als sie, bebend wie Espenlaub, ohne einen Laut, wieder von ihm ging, da trat er auf den Balkon hinaus. Vom Flusse her drang noch immer das knackende Getöse, aber stärker und wilder . . . es dämmerte bereits . . . der Nebel fiel, und hinter seiner Wand stieg der Mond auf, sein bleiches Licht über eine schrecklich schwarze Szene ergießend.

„Ist mir was Gutes passiert oder was Schlimmes?“ fragte sich Nechljudow, den Blick in die Finsternis hinaus lenkend . . . „es ist nun mal der Gang der Welt, und wie es die einen machen, so machen's die anderen eben auch!“

Das waren die Gedanken, mit denen er sich schlafen legte . . .

18.

Am anderen Tage kam der schneidige Stenbock aufs Gut, um Nechljudow abzuholen. Er bezauberte alles durch die Eleganz seines Wesens und seine lustige Manier, durch seine Noblesse und die Freundschaft, die er für den Gutsneffen im Herzen trug. Unter einem Rubel schenkte er keinem Bettler, und unter die Dienerschaft verteilte er ein Viertelhundert Rubel als Trinkgeld. Als sich Tante Sofias Bologneserhündchen auf einem Steine die Sohle gerigt hatte, zerriß er sein feines Batisttaschentuch, von dem, wie Sofia recht gut wußte, das Duzend nicht unter fünfzehn Rubeln zu haben war, in kleine Fetzen und verband dem Hunde die Wunde. So etwas war den beiden Tanten noch nicht vor Augen gekommen, aber es war ihnen auch noch nicht zu Ohren gekommen, daß ein Mensch wie dieser Stenbock 200 000 Rubel Schulden haben konnte . . . da er die im ganzen Leben nicht bezahlen konnte, kam es auf weitere fünfzig Rubel nun auch nicht mehr an. Er blieb bloß einen Tag; am anderen Tage reisten die beiden Herren ab, denn die Zeit drängte, da sie ja schon am folgenden Tage bei ihrem Regiment eintreffen mußten.

An dem letzten Tage, den Nechljudow bei den Tanten zubrachte, bestürmten zweierlei Empfindungen sein Gemüt: die Erinnerung an die süßen Schäferstunden, und die Befriedigung, das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben; dann der Gedanke, eine schändliche Handlung verübt zu haben, die er, wenn auch nicht ihr, so doch sich selbst gegenüber, wieder gut machen müsse. In der maßlosen Selbstsucht seiner Gesinnung dachte er tatsächlich einzig

und allein an sich: ob nämlich die Welt ihn tadeln werde, wenn sie erführe, wie er sich auf dem Gute der Tanten benommen habe . . . Was aus Katjuscha werden würde, daran dachte er hingegen mit keinem Atemzuge . . . Seiner Eigenliebe schmeichelte es, wahrzunehmen, daß Stenbock seine Beziehungen zu Katjuscha zu erraten schien. „Ei, sieh da!“ rief dieser lachend, als er das Mädchen gesehen hatte, „aus dieser Richtung pfeift der Wind? na, da hätt' ich mich auch nicht besonnen! ist ja eine ganz reizende Krabbe!“ Dann dachte er wohl auch, daß es eigentlich recht schade sei, so schnell abzureisen, ohne diese Wonne ganz ausgekostet zu haben; aber insofern wieder war ihm die schnelle Abreise nicht unerwünscht, als sie die Entstehung eines dauernderen Verhältnisses verhinderte, das ja doch nicht möglich gewesen wäre. Daß er dem Mädchen Geld werde geben müssen, war ihm klar; nicht darum, weil sie es werde brauchen können, sondern weil es in solchem Falle nun einmal so Brauch und Sitte bei den Männern war. Er gab ihr auch soviel, wie es der Stellung angemessen war, die sie im bürgerlichen Leben inne hatte. Als er zur Abreise fertig war, wartete er nach dem Essen im Vorzimmer auf sie. Tief errötend, wollte sie an ihm vorüber gehen; aber er winkte ihr, stehen zu bleiben, und schien ihren Wink, nach der Mägdestube zu kommen, nicht zu verstehen.

„Ich wollte Dir nur Lebenswohl sagen,“ sagte er, in der Hand ein Couvert zerknüllend, in welchem ein Hundertrubelschein lag. „Da, hier . . .“ stotterte er. Sie verstand, was er sagen wollte, und sah ihn mit einem schmerzlichen Blicke an . . . dann schüttelte sie heftig den Kopf und schob seine Hand beiseite. „Aber nicht doch!“ sagte er, „nimm doch nur!“ und schob ihr das Couvert

in das Busentuch . . . dann rannte er in seine Stube, wo er lange wie von heftigem Schmerze geplagt, auf und ab lief, tief aufstöhnend und mitunter sogar leise jammernd . . . Aber was war gegen den Lauf der Welt zu machen? war's nicht dieselbe Geschichte gewesen beim Onkel Gejscha? und bei Stenbock und der Gouvernante? und bei seinem eigenen Vater, der ihm ja auch einen Stiefbruder beschert hatte? den Mitenska, der ja heute noch am Leben war? . . . Es mußte doch nun einmal nicht anders gehen, da es alle so trieben! So versuchte er sein Gewissen einzulullen; aber so recht wollte es ihm doch nicht gelingen, und die Erinnerung an die von ihm begangene Schleichtheit verfolgte ihn, bis zuletzt sein neues Leben als Soldat ihn auf andere Gedanken brachte und die Erinnerung an jene Osternacht zu verwischen anfing. Und dann hatte er es endlich so gut wie vergessen, was er an Katjuscha gesündigt hatte. Als der Krieg vorüber war, hatte er noch einmal auf dem Gute einen kurzen Besuch gemacht, wohl in der Hoffnung, Katjuscha noch einmal zu sehen . . . da hatte er gehört, daß sie bald nach seiner Abreise den Dienst aufgekündigt habe und weggezogen sei, wahrscheinlich, um irgendwo niederzukommen, denn sie sei guter Hoffnung gewesen, wie ja ihre Mutter es auch nicht anders getrieben habe . . . sie werde wohl schon irgendwo verstorben und gestorben sein. Da traf ihn wieder das Gewissen, sein Kind im Elend verkommen zu lassen; wenn er auch nicht wußte, ob sich Katjuscha mit anderen als ihm abgegeben hätte. Die Rede der Tanten, daß das Mädchen eben nichts taue, beruhigte ihn einigermaßen. Hin und wieder dachte er wohl, ihr nachzuspüren, um ihr, wenn sie in Not sei, zu helfen; aber es blieb bei dem Vorsatze, er vergaß wieder, wie schlecht

er sich gegen das arme Mädchen benommen hatte, und führte sein Edelmannsleben ruhig weiter. Nun hatte ihn seine Eigenschaft als Geschworener wieder ganz unvermutet mit Katjuscha zusammengeführt . . . und nun war ihm auf einmal all seine Schlechtigkeit und Gewissenlosigkeit so scharf vor die Augen gerückt, daß er nicht recht wußte, wie er diese ganzen Jahre, die ihn von jener Osternacht trennten, so ruhig habe hinleben können. Von diesem Gedanken aber bis zu dem Schritte, ihr zu helfen in ihrem Jammer, war noch ein weiter Schritt. Vorläufig beherrschte ihn ein anderer Gedanke: wie es sich machen lasse, daß weder sie, noch ihr Verteidiger sich bestimmen lassen möchten, den Schleier von dieser Beziehung der Maßlow zu ihm zu lüften, denn hierdurch in der Öffentlichkeit bloßgestellt zu werden, wäre ihm geradezu fürchterlich gewesen.

19.

Unter diesen Erinnerungen war der Fürst aus dem Schwurgerichtssaale in das Geschworenenzimmer getreten. Dort am Fenster sitzend, rauchte er seine Zigarette, während er auf die Gespräche, die um ihn her geführt wurden, mit halbem Ohre hörte. Der fidele Kaufmann hatte, wie es schien, für das Amüsement, das sich sein Kollege im Hotel Mauritania zu verschaffen gesucht hatte, volles Verständnis. „Na, bei Dir heißt's, Kamerad, lustig

gestorben nach lustigem Leben . . . hast Dir ein ganzes hübsches Ding noch für die letzten Freuden ausgesucht, das muß man sagen!”

Der Polizeimeister meinte, die Sache werde wohl noch einmal untersucht werden müssen, da noch zuviel dunkle Punkte darin enthalten seien. Piotr Gerassimowitsch machte allerhand Wiße mit dem jüdischen Handlungsbesessenen und lachte wiederholt hell auf. Der Fürst gab auf Fragen, die an ihn gestellt wurden, einsilbige, widerwillige Antworten, denn ihn verlangte es nach weiter nichts, als in Ruhe gelassen zu werden, und als nun der Bedell wieder eintrat und die Geschworenen aufforderte, wieder in den Saal zu treten, beschlich ihn eine geradezu schreckliche Angst. Sein Gewissen rief ihm zu, daß er doch nicht richten könne über einen Menschen, den er selbst auf dem Gewissen habe. Aber er trat wieder in den Saal, mit selbstbewußter Miene, wie er es gewöhnt war, stieg auf das Podium und setzte sich wieder, ein Bein über das andere legend und mit seinem Kneifer spielend. Jetzt wurden auch die Angeklagten, die nach ihnen aus dem Saale geführt worden waren, wieder hereingeführt.

Es waren auch mehrere neue Personen in den Saal getreten: die zu der Verhandlung geladenen Zeugen. Nachljudow bemerkte, daß die Maßlow wiederholt auf eine wohlbeleibte, ganz in Samt und Seide gekleidete Dame blickte, die auf dem Kopfe einen hohen Hut und am Arme einen vornehmen Beutel trug und in der ersten Reihe hinter dem Gitter saß, das die Angeklagtenbank von dem Raume trennte, wo sich das Publikum befand. Wie er später erfahren sollte, war die Dame die Hauswirthin der Maßlow.

Nun wurden die Zeugen nach Namen, Stand, Glaubensbekenntnis u. s. w. gefragt. Dann wurde entschieden, welche Zeugen vereidigt werden sollten. Dann kam der alte Pope wieder, mit dem goldenen Kreuze auf der Brust, und nahm denen, die vereidigt werden sollten, den Eid ab. Dann mußten die Zeugen den Saal verlassen, bis auf Frau Ritanow, die Hauswirthin der angeklagten Maßlow. Sie wurde darüber vernommen, was sie von dem Umgange derselben mit dem Hoteldiener Kartinkin wußte.

Mit einem bezeichnenden Lächeln und unter ständigem Hin- und Herwiegen ihres Hauptes machte die Zeugin die folgende Aussage:

„Simon kam eben in der Absicht zu uns ins Haus, die Ljubascha zu Gästen, die im Hotel abgestiegen waren, zu holen. Er hatte die Ljubascha immer am liebsten drüben. So holte er sie auch zu dem Kaufmanne Smelkow. Zuerst blieb die Ljubascha mit ihm im Gasthose. Dann kam sie mit ihm zu uns ins Haus. Aber da war er schon arg im Schumm“ — bei diesem Worte lächelte sie wieder herausfordernd — „er hatte tüchtig gezech, hatte aber nicht genug Geld mitgenommen, darum ließ er die Ljubascha ins Gasthaus gehen mit dem Auftrage, Geld zu holen. Er sagte, sie solle in sein Zimmer gehen und aus seinem Koffer vierzig Rubel herausnehmen, den Koffer aber wieder gut verschließen. Der Smelkow hatte für die Ljubascha immer ein ganz besonderes Faible“ — bei diesen Worten lächelte sie wieder impertinent — dann sah sie die Angeklagte an.

Es kam Mechljudow so vor, als ob diese bei den letzten Worten der Zeugin lächelte. Das war ihm widerlich; aber er konnte sich auch eines gewissen Mitgeföhls nicht erwehren, als er inne wurde, wieviel der Angeklagten an

der Aussage einer solchen Frau gelegen sein mochte. Der vom Gericht für die Angeklagte gestellte Verteidiger wandte sich an die Zeugin mit der Frage:

„Welche Meinung hatten Sie sich über die Maşlow gebildet?“

„Ich habe immer nur die beste Meinung von ihr gehabt,“ erwiderte die Zeugin; „sie war ein gutes Mädchen, und auch nicht ohne Bildung, denn sie ist in einer sehr feinen Familie erzogen worden und ist sogar des Französischen mächtig. Sie hat wohl manchmal ein bißchen viel getrunken; aber ausgeartet ist sie deshalb nie. Sie war wirklich ein gutes Mädchen.“

Katjuscha warf einen Blick auf ihre Wirtin, dann auf die Geschworenen; auf Nechljudow blieb ihr Blick eine Zeitlang haften, und ihr Gesicht nahm einen strengen Ausdruck an. Trotz der Angst, die er fühlte, konnte er den Blick nicht von diesem leicht schielenden schwarzen Augenpaare wenden; und wieder fiel ihm jene Osternacht ein, in welcher ein so dichter, schwerer Nebel über dem Lande gelagert hatte, und das Eis mit so eigentümlichem Getöse geborsten war, und der Mond kurz vor Tagesanbruch aufgegangen war und etwas so Schreckliches und Dunkles beschienen hatte. Hieran erinnerten ihn diese halb auf ihn, halb neben ihn gerichteten schwarzen Augen der Angeklagten . . . Er mußte denken, daß sie ihn erkannt habe, und wie infolge eines schweren Schlages fuhr er in sich zusammen. Aber er irrte sich: die Katjuscha hatte ihn nicht erkannt. Schon war ihr Blick wieder auf den Vorsitzenden gerichtet. Da atmete auch Fürst Nechljudow wieder ruhiger, aber mit banger Sorge dachte er noch immer: Ach, wenn es doch erst vorbei wäre!

20.

Dieser Wunsch sollte ihm aber nicht erfüllt werden, denn die Verhandlung zog sich noch erheblich in die Länge. Als das Zeugenverhör zu Ende war, als der Staatsanwalts-Substitut mit wichtiger Miene noch eine Reihe von belanglosen Fragen gestellt hatte, als die Verteidiger ihrerseits sich ganz ebenso wichtig aufgespielt hatten wie der Staatsanwalts-Substitut, forderte der Vorsitzende die Geschworenen auf, die verschiedenen „*corpora delicti*“ in Augenschein zu nehmen. Als sich die Geschworenen schon in der Absicht, dieser Aufforderung zu entsprechen, erhoben hatten, stand der Staatsanwalts-Substitut auf, um den Wunsch auszusprechen, daß vorher noch die Aussage des Arztes verlesen werde.

Dem Vorsitzenden lag nun daran, die Verhandlung schnell zum Abschlusse zu bringen. Zwar versprach er sich von der Verlesung des ärztlichen Protokolls nicht den geringsten Nutzen, aber um die Zeit nicht noch mit Hin- und Herdiskutieren zu verbringen, gab er dem Gerichtsschreiber den Wink, das Protokoll zu verlesen. Bei der Besichtigung der Leiche hatte sich folgendes herausgestellt:

1. Ferapont Smeltow war 2 Urfschin 12 Werschok groß und mußte annähernd 40 Jahre alt gewesen sein;
2. die Leiche war stark aufgedunsen;
3. die Hautfarbe war grünlich, stellenweis zeigte die Haut dunkle Flecken;
4. die Haut hatte sich in Blasen von den Gliedern gelöst und hing in Fetzen herunter;
5. die Haare lösten sich, schon bei der leisesten Berührung, von der Haut ab;
6. die Augen waren aus ihren Höhlen getreten, die Hornhaut war matt geworden; aus Nase, Mund und Ohren floß ein schau-

miger Eiter; der Mund stand halb auf; 7. die Knochenhaut löste sich leicht von den Knochen ab; blutunterlaufene Stellen zeigten sich nirgends; 8. ein Schädelbruch war nicht zu konstatieren; es folgten noch etwa 20 weitere Punkte. Der Vorsitzende atmete tief auf, als die Verlesung zu Ende war, und auch Nechljudow, denn ihn wiberte alles an, was mit Leichenbeschau in Beziehung stand. Auch konnte er noch immer die Angst nicht verwinden, daß sein Name bei dieser schrecklichen Verhandlung mit in die Oeffentlichkeit gezerrt werden könnte.

Aus dem ärztlichen Gutachten ergab sich, daß hohe Wahrscheinlichkeit dafür vorläge, daß der Kaufmann Smelkow durch Gift aus dem Leben zum Tode gebracht worden sei; untrügliche Beweismomente hierfür seien die Veränderungen, die im Magen, in den Gedärmen und in der Leber vorgegangen seien. Das Gift sei dem Ermordeten in Kaffee beigebracht worden. Welcher Art das Gift gewesen sei, lasse sich schwer sagen . . .

Das Protokoll hatte eine ganze Stunde gedauert; aber der Staatsanwalts-Substitut war noch immer nicht zufriedengestellt, denn sobald sich der Gerichtsschreiber gesetzt hatte, stellte er den weiteren Antrag auf Verlesung des über die innere Untersuchung aufgenommenen Protokolls.

Der Gerichtshof zog sich zur Beratung hierüber zurück, denn der Vorsitzende hatte nunmehr die höchste Eile, zum Schlusse zu kommen; der bebrillte Richter fühlte auch Magenknurren und befürchtete stark, nicht bloß bei seiner Frau, sondern auch in der Gastwirtschaft kein Essen mehr zu finden, und der dritte Richter, der mit dem wallenden Barte, hatte schon, während der Substitut den weiteren Antrag stellte, gebrummt: „Wozu soll denn bloß der

Kram verlesen werden? es hält ja bloß auf, und kein Geier schert sich drum. Diese ewigen neuen Besen! wenn sie wenigstens noch besser kehren möchten als die alten!“ Der Gerichtshof beriet nicht lange, sondern kehrte mit dem Beschlusse zurück, diese weitere Verlesung nicht vornehmen zu lassen, da er sie für überflüssig erachtete; der Substitut wollte sich im ersten Augenblick nicht damit einverstanden erklären, erhob sich von seinem Stuhle, erklärte, es sei sein Recht, auf der Verlesung des zweiten Protokolls zu bestehen, und er wolle auch nicht darauf verzichten. Schließlich aber erklärte er sich damit einverstanden, daß diese Verlesung an einem späteren Verhandlungstage vorgenommen werde.

Darauf wurde zur Besichtigung der „*corpora delicti*“ geschritten: des Brillantrings, der bei der Angeklagten Maßlow gefunden worden war, der von auffallender Größe und mit einer Brillantrossette geschmückt war; der Kaffeetasse, in welcher das Gift gereicht worden war, und des Filters, in welchem das Gift untersucht worden war.

Ein paar Geschworene traten an den Tisch heran und betrachteten die einzelnen Gegenstände, die versiegelt und plombiert waren. Der fidele Kaufmann steckte den großen Ring auf seinen Zeigefinger. „Donnerwetter!“ rief er, „muß dieser Smelkow aber ein Riese gewesen sein! hat der einen Finger gehabt! fast so dick wie eine Gurke!“

21.

Sobald die Geschworenen die Befichtigung für genügend erklärten, erklärte der Vorsitzende die Beweismahme für geschlossen und erteilte dem öffentlichen Ankläger das Wort. Aber in seiner Hoffnung, derselbe werde sich kurz fassen in Rücksicht darauf, daß sie doch alle Menschen seien und, ohne etwas zu genießen, nicht arbeitsfähig bleiben könnten, sollte er sich getäuscht sehen; denn der Substitut hielt, trotzdem er bloß drei Weiber, eine Nähmamsell, eine Köchin und die Schwester des Angeklagten, ferner noch einen Kutscher als Auditorium hatte, eine anderthalbstündige Rede, in der er bloß ein einziges Mal stecken blieb und die den Sachverhalt so darzustellen suchte: Die Maßlow hatte den Ermordeten hypnotisiert, hatte ihm den Schlüssel zum Koffer abgenommen, hatte sich dann in das Hotel geschlichen, um das Geld zu rauben, war aber hierbei von Simon Kartinkin und der Zefimja Botshkow überrascht worden und hatte dann den größten Teil ihrer Beute an diese beiden Personen abgeben müssen, um nicht auf der Stelle als Einbrecherin verhaftet zu werden. Um dann die Spuren ihres Verbrechens zu verwischen, hatte sie den Kaufmann in das Hotel gelockt und hier durch Gift umgebracht.

Sobald er seine Rede mit der üblichen Aufforderung an die Geschworenen, sich in ihrem Urteil durch keinerlei Voreingenommenheit beeinflussen zu lassen, sondern einen gerechten Spruch zu fällen usw., gehalten hatte, erhob sich ein Herr in mittleren Jahren, im Frack und in tief ausgeschnittener Weste, von der Advokatenbank und hielt einen langen „Speech,“ in welchem er die beiden Angeklagten Kartinkin

und Wotschkow verteidigte. Dafür, daß sie ihm 300 Rubel gegeben hatten, wettete er auf ganz bodenlose Weise gegen die Maßlow und wusch seine beiden Klienten von aller Schuld so rein, daß sie die reinsten Osterlämmchen waren. Für unerwiesen und aus der Luft gegriffen erklärte er die Aussage der Maßlow, daß die Wotschkow und Simon Kartinkin bei ihr in der Stube gewesen seien, als sie das Geld aus dem Koffer genommen habe. Ferner stellte er fest, daß es dem öffentlichen Ankläger nicht gelungen sei, den Beweis dafür zu erbringen, daß die beiden Leute sich in mehr denn zehnjährigem Dienste 2500 Rubel nicht hätten sparen können, und behauptete, daß dies vielmehr höchst wahrscheinlich sei, da sie beide fleißige und ordentliche Leute gewesen seien, und an manchen Tagen drei bis fünf Rubel Trinkgeld eingenommen hätten. Was sie dem Kaufmann gestohlen habe, habe die Maßlow irgend sonst jemand gegeben, den sie nicht namhaft machen wolle, wenn sie es nicht gar verloren habe, denn sie sei nun doch einmal nicht recht zurechnungsfähig. Unbedingt fest aber stünde, daß sie das Gift dem Ermordeten allein beigebracht habe. Darum könnten die Geschworenen zu einem Schuldig nur betreffs der Maßlow kommen, für seine beiden Klienten hätte er hingegen kostenlose Freisprechung zu erwarten.

Darauf stand der Verteidiger der Maßlow von seinem Platze auf. Er war kein besonders glücklicher Redner, sondern sprach stoßend und mit einer richtigen Schnapsstimme. Daß die Maßlow das Geld gestohlen habe, erklärte er zwar für nicht erwiesen, aber immerhin nicht für ausgeschlossen; dagegen wollte er nicht gelten lassen, daß seine Klientin dem Kaufmanne das Schlafpulver in der Absicht, ihn ums Leben zu bringen, in den

Kaffee geschüttet habe, sondern bloß in der Absicht, ihn einzuschläfern. Seine Klientin sei durch einen Menschen, der noch ungestraft auf Erden wandle, auf Abwege gebracht worden; sie habe ihren Fehltritt schwer büßen müssen, indem sie nach ihrer Niederkunft von ihrem gewissenlosen Verführer sitzen gelassen worden sei, und sich durch alle möglichen Unglücksfälle habe allein weiter helfen müssen. Als er sich in Betrachtungen über die Gemeinheit der Männer gegenüber Mädchen, die sie verführen können, aber nicht versorgen mögen, ergehen wollte, machte ihn der Vorsitzende darauf aufmerksam, daß er hiermit doch weit von dem eigentlichen Falle abschweife, und daß es doch im Interesse aller Beteiligten wünschenswert, wenn nicht notwendig sei, bei der Sache zu bleiben; darauf machte der Verteidiger bloß noch ein paar kurze Bemerkungen, die der Angeklagten auch nicht zum Vorteil gereichen konnten, und setzte sich dann wieder.

Hierauf erhob sich der Staatsanwalts-Substitut noch einmal und bewies noch einmal, daß alle Momente darauf hinwiesen, daß die Maßlow eine Person sei, die es verstehe, die Männer in ihr Garn zu locken, denn es seien ihr ja schon viele zum Opfer gefallen, und daß ja selbst aus den Worten ihres Verteidigers hervorgehe, daß sie sich in fortdauernder Lebensnot befunden habe, und es also begreiflich sei, daß sie solch günstige Gelegenheit, sich in Besitz einer größeren Summe Geldes zu setzen, nicht unbenützt habe vorbeigehen lassen wollen . . . er hielt den Geschworenen nochmals ihre Pflicht vor, streng zu urteilen und sich durch keinerlei Regungen zu einem milden Spruche bestimmen zu lassen.

Dann erteilte der Vorsitzende den Angeklagten das Wort zur eigenen Verteidigung. Die Botchkow erklärte

zum soundsovielten Male, daß sie von der ganzen Geschichte nicht das geringste wisse, und auch gar nichts davon wissen könnte, da sie soviel im Gasthose zu tun gehabt habe, daß sie an gar nichts anderes als Arbeit habe denken können. Simon Kartinkin sagte weiter nichts, als: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen; ich bin des Verbrechens, dessen ich angeklagt werde, nicht schuldig.“

Die Maßlow konnte kein Wort über die Lippen bringen. Als der Vorsitzende sie aufforderte, zu sagen, was sie zur Rechtfertigung zu sagen habe, blickte sie ihn wie verstört an und ließ dann die Blicke im Saale herumgehen, mit einem Ausdruck wie dem eines verwundeten Rehens . . . senkte sie dann zu Boden und brach in ein heftiges Weinen aus.

„Was ist denn mit Ihnen?“ fragte der fidele Kaufmann den neben ihm sitzenden Fürsten Nechljudow, denn ihm war es, als hätte er etwas wie ein unterdrücktes Schluchzen gehört.

Nechljudow wußte noch immer nicht recht, wie es um sein Gewissen stand, denn er schrieb das unterdrückte Schluchzen einem Anfall von Nervenschwäche zu, setzte seinen Klemmer auf die Nase, um die Tränen zu verdecken, die ihm in die Augen traten, und schnaubte sich dann. Die große Angst, er könne vor allen Leuten öffentlich zur Rede gestellt werden, schnürte ihm die Kehle zu; sie dominierte noch immer über alle anderen Empfindungen.

22.

Hierauf erhob sich der Vorsitzende, um das Schlußwort zu sprechen. Freilich hatte er den lebhaften Wunsch, möglichst schnell mit dem Prozesse zu Ende zu sein, aber er war doch mit seinem Berufe dermaßen verwachsen, daß er nicht leicht wieder zu reden aufhören konnte, wenn er erst einmal mit Reden angefangen hatte. Er legte den Geschworenen ans Herz, die Angeklagten nach ihrem besten Ermessen zu richten, freizusprechen, wenn sie sie für unschuldig hielten, sie jedoch die ganze Strenge des Gesetzes fühlen zu lassen, wenn sie ihnen als des Verbrechens schuldig erschienen, dessen sie angeklagt seien. Dann faßte er alles in einem kurzen Resümee zusammen, was der Staatsanwalts-Substitut und was die beiden Verteidiger gesprochen hatten, dann kam er noch einmal auf die Zeugenaussagen zurück, dann sah er nach der Uhr, und als er sah, daß bloß noch fünf Minuten an drei Uhr fehlten, hielt er dafür, daß es das beste sei, nun zum Schlusse zu eilen. Die beiden Beirichter hatten seinen Worten mit großer Aufmerksamkeit gelauscht; der mit der Brille erklärte seine Rede für ausgezeichnet, der mit dem großen Barte sagte rund heraus, sie sei ein kleines Meisterstück der Rhetorik, und wenn auch der Substitut meinte, sie sei ein bißchen zu lang geraten, so hatte er dabei entschieden die Länge der eigenen Rede vergessen, denn sie hatte diese zweite Rede an Länge denn doch noch ganz erheblich übertroffen.

Die Maßlow hatte die ganze Zeit keinen Blick von ihm gewandt, gleich als ob sie Furcht hätte, es könne ihr

etwas entgehen, wenn sie nicht ganz genau aufpaßte. Infolgedessen lief Nechljudow keine Gefahr, ihrem Blicke zu begegnen, und blickte sie unverwandt an. In seinem Geiste spielte sich der bekannte Vorgang ab, daß ein Gesicht, das man lange nicht gesehen, allmählich wieder jene Formen annimmt, wie man es früher gesehen hat, als einem der Mensch, dem es gehört, recht lieb und wert war, bis man es zuletzt wieder ganz so sieht, wie es einem in der Erinnerung haften geblieben. So sah auch jetzt Nechljudow die Maßlow nicht in ihrem Arrestantenrocke, sondern in jenem weißen Kleide mit dem blauen Gürtel um die Taille, und mit der roten Schleife im Haare wieder, wie er sie in jener Osternacht gesehen hatte, ganz wieder mit dem freundlich und milde strahlenden Augenpaare, ganz wieder als Katjuscha. „Ein wirklich seltsamer Zufall!“ sprach er vor sich hin, „hier muß ich sie also wieder treffen, nachdem ich sie volle zehn Jahre mit keinem Blicke wieder gesehen! hier auf der Anklagebank! und womit wird das enden? Ach, wenn es doch nur bald vorüber wäre! wenn es doch nur rasch entschieden wäre!“

Noch immer nicht vernahm er die Stimme des Gewissens, aber sie begann sich zu regen. Noch immer wollte er nicht glauben, daß dies sein Werk war; aber eine unerbittlich strenge Hand streckte sich aus nach ihm, und das Gefühl ward rege in ihm, daß er sich dieser Hand nicht mehr entziehen könne . . . noch immer gab er sich den Anschein, als wenn ihn starker Mut beseele; noch immer hielt er ein Bein über das andere geschlagen und spielte mit dem Kneifer . . . aber in der Tiefe seiner Seele erwachte das Bewußtsein nicht bloß seiner Schandtath an dem damals so unschuldigen und reinen Mädchen, sondern auch seines ganzen erbärmlichen Schlaraffenlebens . . .

und der Vorhang, der ihm seine Schandtath volle zehn Jahre verdeckt hatte, lüftete sich langsam und zeigte ihm das, was vergangen hinter ihm lag, in all seiner Häßlichkeit und Sündhaftigkeit.

23.

Der Vorsitzende überreichte das Aktenstück mit den Schuldfragen dem Obmann der Geschworenen. Einer hinter dem anderen schritt nun in das Beratungszimmer. Die Thür schloß sich hinter ihnen, und ein Gendarm mit blankem Säbel stellte sich vor ihr auf. Die Richter erhoben sich und verließen den Saal. Auch die Angeklagten wurden in ihre Zellen abgeführt.

Im Beratungszimmer fühlten sich die Geschworenen um vieles leichter, als drin im Verhandlungssaale, wo sie wie Götzen so steif auf ihren Stühlen sitzen mußten . . . und gleich begann sich eine lebhaftere Unterhaltung zwischen ihnen zu entspinnen.

„Das Mädchen ist unschuldig in diese Patsche gekommen,“ sagte der gutmütige Kaufmann zweiter Gilde, „man muß hier unbedingt Milde walten lassen.“ — „Darüber werden wir uns ja klar werden,“ erwiderte der Obmann; „von unseren persönlichen Empfindungen dürfen wir uns aber leider nicht bestimmen lassen.“ — „Der Vorsitzende hat eine ganz vorzügliche Rede gehalten,“ meinte der Hauptmann. — „So? meinen Sie? na, bei mir hätte wenig gefehlt, so wäre ich eingeschlafen,“ sagte der Kaufmann. — „Soviel steht für mich fest, daß die

Zimmerfrau von dem Gelde doch gar nichts wissen könnte, wenn sie mit der Maßlow nicht eben unter einer Decke gesteckt hätte," meinte der jüdische Handlungsbevollmächtigte. — „Also Ihrer Meinung ist die Maßlow diejenige von den beiden Weibern, die das Geld gestohlen hat?“ fragte ein anderer Geschworener. — „Das gebe ich nun und nimmer zu," rief der Kaufmann zweiter Gilde; „nach meiner unerschütterlichen Meinung ist einzig und allein der rothaarige Galunke von Kartinkin der Verbrecher.“ — „Von den dreien ist, meine ich, einer soviel wert wie der andere," erklärte der Hauptmann. — „Aber die Botchkow behauptet doch, gar nicht in der Stube gewesen zu sein.“ — „Glauben Sie der Kanaille," rief der Kaufmann wieder, „was Sie wollen; für mich ist sie nichts weiter als eine ganz gemeine Betrügerin.“

„Ob Sie ihr glauben oder nicht glauben," sagte der jüdische Handlungsbevollmächtigte, „hat hier nichts zu bedeuten. Wir haben uns an die Umstände zu halten, wie sie vorgelegen haben: und da weise ich darauf hin, daß sie doch den Schlüssel zu der Stube in Händen hatte.“ — „Sehr richtig!" pflichtete der Kaufmann bei. — „Wie erklären Sie aber den Fall mit dem Ringe?" fragte der Hauptmann. — „Mit dem Ringe?" wiederholte der Handlungsbevollmächtigte. — „Aber," schrieb der Kaufmann dazwischen, „das hat sie doch zur Genüge erklärt! der Smelkow war eben ein Kaufmann, wie er im Buche steht . . . obendrein gründlich beschmort . . . da hat er sie verhauen, und später hat's ihn gedauert, und da hat er zu ihr gesagt: „Na, dummes Ding, fenne doch nicht! lauf auch nicht weg! da, leg Dir den Ring auf die Beulen, die ich Dir geschlagen habe . . . da wirst Du bald merken, daß sie Dir nicht mehr weh tun werden! Und Sackerment! der Kerl

mag nicht schlecht zuge schlagen haben . . . war er doch ein halber Riese! ich hätte keinen Puff von ihm bekommen mögen!“

„Aber hierauf kommt es doch gar nicht an,“ erklärte Piotr Gerassimowitsch; „uns beschäftigt doch bloß die Frage: Hat die Maßlow das Komplott zu dem Verbrechen geschmiedet oder die Wotschkow?“ — „Die Maßlow allein kann es doch nicht gewesen sein,“ rief der Kaufmann wieder, „denn die Wotschkow hatte doch den Schlüssel!“

Die Geschworenen unterhielten sich in dieser Weise eine geraume Zeit. Endlich sagte der Obmann: „Erlauben Sie, meine Herren! wir wollen in aller Ruhe über den Fall beraten.“ Damit nahm er den Platz ein, der ihm als Obmann zukam. — „Wert sind diese Dirnen ja keinen roten Dreier,“ meinte der jüdische Handlungsbevollmächtigte, und um die Schuld der Maßlow plausibler erscheinen zu lassen, erzählte er von einer anderen Dirne, die einem Freunde von ihm bei hellem Tage auf dem Boulevard die Uhr aus der Tasche gerissen hätte. Der Hauptmann erzählte eine andere Geschichte von einer anderen Dirne, die eine silberne Teekanne aus einer Wohnung mit weggeschleppt hätte.

„Meine Herren Geschworenen,“ sagte der Obmann, mit dem Bleistift auf den Tisch klopfend, „antworten Sie, bitte, auf die Fragen, die ich jetzt an Sie stelle.“

Nach einer kurzen Pause, die er den Geschworenen ließ, um sich zu sammeln, stellte er die Frage:

„Ist der Bauer Kartinkin aus Barkowo, Kreis Krupin, 33 Jahre alt, schuldig, dem Kaufmann Smelkow in der Absicht, ihn vom Leben zum Tode zu bringen und im Verein mit anderen seines Geldes zu berauben, Gift beigebracht zu haben?“

2. Ist die Zimmerfrau Zefimja Swanowna Wotschkow, 43 Jahre alt, des in der ersten Frage bezeichneten Verbrechens schuldig?

3. Ist die Dirne Katharina Maßlow, 27 Jahre alt, des in der ersten Frage bezeichneten Verbrechens schuldig?

4. Wenn die Angeklagte Zefimja Wotschkow des in der ersten Frage bezeichneten Verbrechens nicht schuldig ist, erwächst die andere Frage: ist sie schuldig, am 17. Januar 18. . . als Zimmerfrau des Gasthofes Mauritania aus dem Koffer des dort logierenden Kaufmanns Smelkow 2500 Rubel entwendet zu haben?"

Der Obmann las die erste Frage nochmals vor. „Also, meine Herren, wie stellen Sie sich zu dieser Frage?"

Die Antwort lautete: Ja! Kartinkin ist schuldig des Giftmordes sowohl als des Raubes. Bloß ein alter Handwerker, der sich bislang still verhalten hatte, sagte, Kartinkin sei nichtschuldig, und suchte ihn zu entlasten. Der Obmann, in der Meinung, der Mann habe die Frage nicht richtig verstanden, setzte ihm auseinander, daß der besagte Kartinkin sowohl als auch die Wotschkow die eigentlichen Verbrecher seien; der Handwerker aber sagte, er verstehe recht gut, wie der Fall läge, sei aber der Ansicht, daß in diesem Falle besser Gnade für Recht erginge; „denn wir sind ja selbst auch keine Heiligen“, und ließ sich von seiner Auffassung auch nicht abbringen.

Auf die zweite Frage, die die Wotschkow anging, wurde nach langem Hin- und Herdiskutieren für „nicht schuldig“ erkannt, weil, wie von seiten des Verteidigers mit besonderem Nachdruck ausgeführt worden war, für ihre Schuld an der Vergiftung kein einziger Beweis beigebracht worden sei. Kaufmann Balaschko, der die Maßlow von aller Schuld freisprechen wollte, erklärte wieder-

holt die Botſchſkow für die eigentliche Anſtifterin zu dem Verbrechen. Verſchiedene Geſchworene pflichteten ihm auch hierin bei, aber der Obmann hielt ſich ſtreng an den Buchſtaben des Geſetzes und hielt daran feſt, daß ſich tatſächliche Beweiſe für ihre Schuld nicht hätten beibringen laſſen, mithin könne man ſie auch nicht für ſchuldig erklären. Nach längerer Diſkuſſion behielt ſeine Auffaſſung die Oberhand.

Auf die vierte Frage, die wiederum die Botſchſkow betraf, wurde, wie bei Kartinkin, mit „ſchuldig“ erkannt, auf das entſchiedene Verlangen des alten Handwerkers aber wurden ihr Milderungsgründe zugebilligt.

Nun kam die dritte Frage, die Maßlow betreffend, zur Diſkuſſion. Der Obmann hielt daran feſt, daß dieſe Angeklagte ſowohl des Raubes als des Mordes für ſchuldig zu erkennen ſei. Der Kaufmann widerſprach dieſer Anſchauung auf das entſchiedenſte, ebenso der Hauptmann, der Handwerker und der Handlungsbefliſſene; die übrigen verhielten ſich unentſchieden; ſchließlich ſchien die Auffaſſung des Obmanns ſiegen zu wollen, hauptſächlich freilich aus dem Grunde, weil alle ſchon mehr oder weniger abgeſpannt waren und ſich deſhalb zu derjenigen Auffaſſung bekannnten, die die meiste Ausſicht auf die Mehrheit hatte.

Nach allem, was ihm der biſherige Verlauf der Verhandlung gezeigt hatte, und wie er die Maßlow kannte, war Fürſt Nechljudow der feſten Ueberzeugung, daß ſie weder an dem Morde, noch an dem Raube eine Mitſchuld, geſchweige denn die alleinige Schuld traf, und war nicht minder der Ueberzeugung, daß die ſämtlichen Kollegen ebenso urteilen würden wie er, als er aber jetzt inne wurde, daß die allzu energiſche und inſolgedeffen manchem

nicht recht sympathische Weise des Kaufmanns, die Maßlow in Schutz zu nehmen, weil er sich, wie er offen eingestand, für sie interessierte, ihr nicht allein nichts nutzte, sondern vielmehr schadete, und daß man sich, infolge der Darlegung des Obmanns und, wie schon gesagt, beeinflusst durch die allgemeine Abspannung und Ermüdung, zu dem Urteile „schuldig“ hinneigte, mahnte ihn wohl eine innere Stimme, Einspruch dagegen zu erheben; aber er konnte es nicht über sich gewinnen, für die Maßlow ein gutes Wort einzulegen, weil ihm ganz so zu Mute war, als müßte es ihm jeder von der Stirn ablesen, in welchem Verhältnis er zu ihr stand; und doch wieder ließ es ihm keine Ruhe, dieses Weib, dem er einst in Liebe zugetan gewesen, hier schuldlos zu einer schweren Strafe verurteilt zu sehen, und er wollte eben schon das Wort ergreifen, als ihm Piotr Gerassimowitsch, der noch kein einziges Mal gesprochen hatte, der aber durch die selbstgefällige Weise des Obmannes sich verletzt fühlte, sich zum Worte meldete und genau dasselbe sagte, was Nechljudow zu sagen willens gewesen war.

„Ich höre hier,“ hub Piotr Gerassimowitsch an, „daß es als erwiesen angenommen wird, die Maßlow sei die Diebin, weil sie den Schlüssel gehabt habe . . . aber ist es denn ausgeschlossen, daß die beiden Bediensteten den Koffer mit einem Nachschlüssel geöffnet haben?“ — „Bravo! bravo!“ rief der Kaufmann. — „Ich neige vielmehr der Ansicht zu,“ fuhr Piotr Gerassimowitsch fort, „daß sie das Geld nicht gestohlen hat . . . denn sie hatte doch gar keine Möglichkeit, es irgendwo zu verbergen.“ — „Auch ganz meine Meinung,“ pflichtete der Kaufmann bei. — „Statt dessen hat es weit größere Wahrscheinlichkeit,“ fuhr der andere fort, „daß ihre Mission die beiden

Bediensteten erst auf den Gedanken des Raubes gebracht hat, und daß diese dann auch auf den anderen Gedanken gekommen sind, die ganze Schuld auf die Maßlow zu wälzen.“

Aber so hartnäckig wie Piotr Gerassimowitsch seine Meinung vertrat, ebenso hartnäckig vertrat die seinige auch der Obmann. Die meisten Geschworenen traten der Meinung Piotrs bei, daß die Maßlow weder Ring noch Geld gestohlen habe, sondern den Ring geschenkt bekommen habe von dem verstorbenen Smelkow, und daß sie den Koffer, wie sie es darstellte, im Auftrage desselben geöffnet und nur soviel von dem Gelde daraus genommen habe, wie ihr von diesem geheißsen worden sei. Nun kam die Frage, den Giftmord betreffend, und da trat sogleich der gutmütige Kaufmann wieder vor und plädierte auf Freispruch, da ja für die Maßlow gar kein Grund, warum sie dem Manne habe nach dem Leben trachten sollen, ersichtlich sei. Dagegen erklärte der Obmann mit aller Entschiedenheit, daß von solchem Freispruch nicht die Rede sein könnte, denn die Angeklagte hätte ja doch selbst eingestanden, dem Kaufmanne das Pulver in den Kaffee geschüttet zu haben. — „Das wohl,“ erwiderte der Kaufmann, „aber sie hat doch in dem Glauben gehandelt, daß es ein bloßes Schlafpulver gewesen sei.“ — „Sie mußte wissen, daß auch ein Schlafpulver tödlich wirken kann,“ bemerkte der Hauptmann, der gern auf verwandte Fälle zu sprechen kam und sofort mit einem Fall bei der Hand war, die Frau seines eigenen Schwagers betreffend, die infolge einer zu starken Dosis Opium gewiß draufgegangen wäre, wenn nicht vom Hausarzte beizeiten noch ein starkes Gegenmittel verordnet worden wäre. Da er mit vielem Aplomb für seine Ansicht eintrat, hatte kein

Geschworener die Courage, ihm zu widersprechen. Bloß der jüdische Handlungsbeflissene hielt es für angebracht, in sein Horn zu blasen und mit einer ähnlichen Geschichte aufzuwarten. Aber der Hauptmann fiel ihm wieder in die Rede und wollte sich in die Darstellung von Wirkungen einlassen, die die starke Dosis Opium auf seine Frau gehabt habe. Da zog einer der Geschworenen die Uhr und bemerkte, daß es bereits halb fünf sei. — „Wo bleibt bloß die Zeit?“ rief der Geschworenenobmann; „ich stelle den Antrag auf nichtschuldig des Diebstahls, aber schuldig des Giftmords. Sind die Herren einverstanden? oder erhebt jemand Widerspruch?“

Piotr Gerassimowitsch stimmte bei, weil er sich geschmeichelt fühlte, daß seine Anschauung durchgedrungen war. Der Kaufmann sagte, er könne nur in dem Falle beipflichten, wenn der Angeklagten Milderungsgründe zugebilligt würden. Bloß der Handwerker plädierte energisch auch in diesem Falle für nichtschuldig.

„Nun, anders wird sich der Fall ja für die Angeklagte auch wohl nicht gestalten,“ meinte der Obmann; „nichtschuldig des Diebstahls, schuldig in dem anderen Falle, aber ohne die Absicht zu töten.“ — „So schreiben Sie unseren Spruch nieder,“ sagte der Kaufmann, „doch bleibe ich dabei, daß ihr Milderungsgründe zugebilligt werden.“

Sämtliche Herren waren dermaßen abgesspannt, daß der Beisatz, „auch ohne die Absicht zu töten,“ schließlich doch unterblieb, weil der Obmann ihn vergaß und keiner über allerhand anderen Gedanken noch Zeit zu dieser wichtigsten aller Angelegenheiten im vorliegenden Falle fand. Fürst Nechljudow hingegen war in solcher Erregung, daß er überhaupt keine Gedanken mehr hatte.

Die Geschworenen begaben sich nun wieder in den

Saal, nachdem der vor der Thür postierte Gendarm auf ihr Klingeln die Thür wieder aufgeschlossen hatte. Der Obmann überreichte mit viel Zeremonie dem Gerichtsvorsitzenden das Blatt. Dieser überflog es, fuhr sich mit den Fingern durch die Haare, schüttelte verwundert mit dem Kopfe und trat mit den Beirichtern in Beratung. Die Geschworenen waren also zu der Meinung nach ihrem Spruche gelangt, die Maßlow habe den Mann ermordet, ohne die Absicht, ihn zu berauben, also ein so schweres Verbrechen ohne jeden Grund verübt; denn der Beisatz „ohne Absicht“ fehlte eben bei der Antwort auf die betreffs des Mordes gestellte Frage. — „Nun sehen Sie bloß,“ sagte der Vorsitzende zu dem bebrillten Richter, „was für ein Blödsinn hier wieder einmal ausgeheckt worden ist. Die Maßlow soll unschuldig sein, und wir sehen uns nun vor der Nothwendigkeit, auf Zwangsarbeit zu erkennen.“ — „Inwiefern unschuldig?“ fragte der Beirichter. — „Nach meiner Ueberzeugung unbedingt,“ erklärte der Vorsitzende; „ich beantrage, laut Paragraph 818 das Urtheil der Geschworenen für ungültig zu erklären, weil der Gerichtshof sich nicht damit einverstanden erklären kann. Ist das Ihre Ansicht auch, meine Herren Kollegen?“

„Ich bin auch dieser Meinung,“ erklärte der gutmütig veranlagte Beirichter mit dem großen Barte. — „Und Sie, Kollege?“ fragte der Vorsitzende den bebrillten Beirichter. — „Ich bin ganz entschieden dagegen,“ erwiderte dieser, „denn in den Zeitungen wird ohnehin genug darüber hergezogen, daß die Geschworenen alle Verbrecher frei sprächen. Was würde für ein Lärm entstehen, wenn es nun gar auch hieße, daß auch wir Richter auf Freispruch plädieren?“

„Aber sehr bedauerlich bleibt der Geschworenenentspruch in diesem Falle trotz allem,“ erklärte der Vorsitzende, während er auf die Uhr sah. — Dann gab er dem Obmann der Geschworenen das Blatt zurück mit der Aufforderung, es zur Verlesung zu bringen.

Richter und Geschworene erhoben sich von ihren Plätzen, und nun las der Obmann die Fragen und hinterher die Antworten vor, wobei er sehr viel hüstelte und in einem fort von einem Fuße auf den anderen trat. Alle Anwesenden, sogar die Verteidiger und der Gerichtsschreiber, schüttelten die Köpfe; sogar der Staatsanwalts-Substitut gab seinem Erstaunen ziemlich deutlichen Ausdruck. Die Angeklagten saßen da, ohne sich zu rühren; wahrscheinlich begriffen sie die Tragweite der Urteilsprüche so wenig, wie den Zusammenhang von Frage und Antwort. Der Vorsitzende richtete nun an den Staatsanwalts-Substituten die Aufforderung, den Straf Antrag zu stellen, und dieser, im höchsten Grade befriedigt insofern, als er das über die Maßlow gefällte Urteil seiner gewandten Darlegung des Falles beimessen zu dürfen meinte, erhob sich und sprach: „Ich beantrage, den Angeklagten Kartinkin nach Paragraph 1452, die Angeklagte Botschkow nach Paragraph 1453 und die Angeklagte Maßlow nach Paragraph 1454 zu bestrafen.“ Diese Paragraphen waren die strengsten, die sich für die vorliegenden Straffälle anziehen ließen.

Der Gerichtshof entfernte sich zur Beratung aus dem Saale. Die Geschworenen, in dem Gefühle, ein schweres Stück Arbeit hinter sich gebracht zu haben, gingen in dem Saale hin und her oder traten zusammen, um sich über den Prozeß zu unterhalten. Piotr Gerassimowitsch sagte zu dem Fürsten Nechljudow: „Aber unser Spruch ist doch

im Grunde genommen recht ungünstig, um nicht zu sagen ungerecht, gefällt: wir haben sie ja zu Zwangsarbeit verurteilt!“ — „Was schwätzen Sie da hinterher?“ fuhr ihn der Obmann an, der gerade zu dem Fürsten trat. — „Allerdings liegt der Fall so, wie ich ihn darstelle,“ wiederholte der Lehrer, „denn es fehlt ja in unserem Spruche der Beisatz: aber ohne die Absicht zu töten. Der Gerichtsschreiber sagt mir eben, fünfzehn Jahre Zwangsarbeit seien ihr sicher.“ — „Allerdings wird man zu diesem Urteil gelangen,“ erwiderte der Obmann.

Darauf sagte der Lehrer wieder, es sei doch aber absurd, daß sie ihn umgebracht haben sollte, ohne daß sie es auf sein Geld dabei abgesehen hätte. „Ich habe die von den Geschworenen gefällten Urteile doch vor unserem Eintritt in den Saal zur Verlesung gebracht,“ erklärte heftig der Obmann, „warum haben Sie dann nicht darauf aufmerksam gemacht, daß der Beisatz fehlt?“ — „Und warum haben Sie ihn weggelassen, da er doch geltend gemacht wurde von Seiten Baschlaſows? zudem hätte es doch Ihnen am ehesten auffallen müssen, daß Sie ihn weggelassen hatten!“ — „Es hat eben keiner mehr von uns daran gedacht,“ sagte der Fürst; „ich selbst leider auch nicht.“ — „Na, da wäre ja wieder mal was Schönes eingebrockt!“ meinte der Kaufmann, indem er eine Verwünschung vor sich her brummte. — „Aber,“ wandte der Fürst ein, „das läßt sich doch noch immer nachholen.“ — „Nicht doch,“ erwiderte der Obmann, „die Akten sind bereits geschlossen.“

24.

Das Richterkollegium trat wieder in den Saal. Der Vorsitzende verlas das über die Angeklagten verhängte Urteil: Im Jahre 18. ., am 28. April, im Namen Seiner Kaiserlichen Majestät, hat das Kreisgericht, Kriminalabteilung, auf Grund des von den Herren Geschworenen gefällten Spruches erkannt wie folgt: gegen den Bauer Simon Kartinkin, unter Verlust aller persönlichen Rechte, auf 8 Jahre Zwangsarbeit in Sibirien; gegen die Katharina Maßlow, ebenfalls unter Verlust aller persönlichen Rechte, auf 4 Jahre Zwangsarbeit in Sibirien; gegen die Bedienstete Jesimja Botschkow, ebenfalls unter Verlust aller persönlichen Rechte, auf 3 Jahre Haft. Die Kosten des Prozesses fallen den Angeklagten zu Lasten, und zwar solidarisch; im Falle der Zahlungsunfähigkeit fallen sie der Kreiskasse anheim. Die „*corpora delicti*“ sind zu veräußern. Der Ring wird der Maßlow zurückgegeben, da das Gericht als erwiesen angenommen hat, daß der verstorbene Smelkow ihn der Verurteilten zum Geschenk gemacht hat.“

Kartinkin stand da wie an die Erde gewurzelt, sein Unterkiefer bewegte sich wieder mechanisch hin und her, und die Hände hielt er wieder gespreizt gegen die Hüften. Die Botschkow zeigte eine auffällige Gleichgültigkeit. Dagegen wurde die Maßlow blutrot im Gesicht und schrie laut, als sie ihr Urteil vernommen hatte: „Aber ich bin ja doch unschuldig! ich bin ja doch unschuldig! Ich habe an so etwas nicht gedacht. Mir hatte der Mann ja doch gar nichts getan. Warum soll ich ihn denn ermordet haben? Ich bin unschuldig. Ich spreche die Wahrheit, die lauterste Wahrheit! so wahr mir Gott helfe!“ Dann sank sie

auf die Bank zurück und verfiel in Wein- und Schreikrämpfe.

Martinkin und die Botchkow waren bereits abgeführt, während die Maßlow noch immer auf der Angeklagtenbank saß und schrie und weinte. Der Gendarm riß sie endlich heftig am Arme . . . und schleppte sie aus dem Saale.

„Nein! die Sache darf nicht so ausgehen!“ sagte der Fürst bei sich, denn endlich war er aus seiner moralischen Lethargie erwacht. Ohne zu wissen, was er dort eigentlich wollte, rannte er auf den Korridor hinaus; es trieb ihn, sie noch einmal zu sehen. Vor dem Ausgange standen die Leute dicht gedrängt, und es vergingen ein paar Minuten, ehe er sich durch das Gedränge arbeiten konnte. Inzwischen war die Maßlow schon so weit, daß er sie nicht mehr hätte einholen können. Darum suchte er des Vorsitzenden noch habhaft zu werden und fand ihn auch noch in der Garderobe . . . gerade dabei, sich den Paletot überzuziehen.

„Herr Vorsitzender,“ sagte er, „ein paar Wortel! ich bin Geschworener.“

„Aber, ich bitte Sie, Fürst Mechljudow!“ rief der Vorsitzende, ihm freundlich die Hand drückend; „wir haben uns ja so lange nicht gesehen, wohl seit dem vergnügten Tanzabend nicht mehr, an dem wir einander kennen lernten. Womit kann ich Ihnen dienen? ich stehe vollständig zu Ihren Diensten.“ — „Ach! Sie werden es vielleicht schon selbst bemerkt haben, wenigstens meine ich, in Ihren Bügen gelesen zu haben . . .“ begann Fürst Mechljudow. — „Aha! Sie sprechen von dem eben gefällten Urteil?“ fiel ihm der Vorsitzende in die Rede, „ja, dem Gerichtshofe blieb nichts weiter übrig, wenn er sich

nicht in undankbaren Widerspruch zu den Geschworenen setzen wollte, nach dem von Ihnen gefällten Spruche die Strafe zu erkennen. Sie haben ja von unserem Herrn Substituten gesehen, wie er die Sache gleich beim Schopfe faßte. Wir sind ja ganz bedeutend in der Strafbemessung unter seine Anträge hinunter gegangen, denn daß sich Ihr Spruch nicht in den richtigen Grenzen bewegt, haben wir natürlich auf der Stelle erkannt.“ — „Läßt sich denn dieser Irrtum nicht noch gut machen?“ fragte der Fürst. — „Aber warum denn nicht?“ erwiderte der Vorsitzende, „das Urteil läßt sich doch anfechten. Reden Sie doch mit den Verteidigern! Die wissen ja allemal einen Grund zur Revision ausfindig zu machen!“ Mit diesen Worten rückte er sich den Hut zurecht und schickte sich zum Gehen an.

„Der Fall liegt ja aber geradezu schrecklich!“ begann der Fürst wieder. — „Nun, wissen Sie,“ sagte der Vorsitzende, der offenbar beflissen war, dem Fürsten gegenüber möglichst liebenswürdig zu erscheinen, „der Fall liegt wirklich eigentümlich . . . aber bitte, Sie gehen doch auch mit?“ fragte er, den Fürsten unterfassend. — „Ja,“ antwortete dieser, indem er schnell in seinen Paletot fuhr und den Hut aufsetzte.

Als sie draußen im Sonnenschein standen, nahm der Vorsitzende die angefangene Rede wieder auf. „Wie gesagt, der Fall liegt eigentümlich: die Maßlow ist entweder eigentlich nichtschuldig und nur wegen Verschleppung mit Gefängnis zu bestrafen . . . oder sie ist als des Gistmordes schuldig mit Zwangsarbeit nicht unter fünfzehn Jahren zu bestrafen. Sie sehen also, daß wir die höchste Milde haben walten lassen, die in unserer Macht lag. Ja, hätten Sie zu Ihrem Spruche den Beisatz gemacht: ohne töd-

liche Absicht, dann hätten wir zu einem Freispruche gelangen können.“

„Ich habe das unverantwortlicher Weise vollständig übersehen,“ bemerkte Nechljudow. — „Für solches Mißverständnis können aber wir nichts, mein lieber Fürst,“ versetzte der Vorsitzende, indem er lächelnd auf die Uhr sah . . . „wie gesagt, reden Sie mit den Verteidigern! ein Grund zur Revision läßt sich allemal finden. Aber nun leben Sie wohl, lieber Fürst!“ — Es waren bloß noch dreiviertel Stunden Zeit bis zu der von Klara genannten Besuchsfrist. „Nach der Dworjanskaja!“ rief er dem Rutscher zu. „30 Kopeken, der Satz, über den ich nie hinausgehe . . .“

Noch ein freundliches Nicken . . . dann war der Herr Vorsitzende verschwunden.

25.

Durch die Unterhaltung mit dem Vorsitzenden und unter der Einwirkung der frischen Luft war Fürst Nechljudow ruhiger geworden, aber der Gedanke, daß für die verurteilte Person etwas getan werden müsse, verließ ihn nicht mehr. Er entschloß sich, auf der Stelle zu tun, was irgend getan werden könnte, und sich ohne Verzug ins Gerichtsgebäude zurückzubehelben und sich nach den Wohnungen der Verteidiger zu erkundigen.

Gleich im Korridor lief ihm einer derselben, Fanarin,

in den Weg. Er war bekannt mit ihm und ersuchte ihn um ein paar Augenblicke Gehör. Der Anwalt antwortete, es werde ihn sehr freuen, ihm gefällig zu sein . . . nur bäte er, sich möglichst kurz zu fassen, da die Zeit schon sehr fortgeschritten sei und er noch in sein Bureau müsse.

Sie traten in ein leeres Zimmer, wahrscheinlich irgend eines der vielen Richterzimmer, und nahmen an dem in der Mitte desselben stehenden Tische Platz.

„Nun, lieber Fürst!“ sagte Janarin; „womit kann ich Ihnen dienen?“ — „Vor allem möchte ich bitten, darüber Diskretion zu wahren,“ begann der Fürst, „daß ich mich in der Angelegenheit verwende.“ — „Das ist doch selbstverständlich,“ erwiderte der Anwalt; „also — —“

„Ich habe heute als Geschworener amtiert,“ fuhr der Fürst fort, „wir haben ein Frauenzimmer verurteilt, das unschuldig ist . . . das läßt mir keine Ruhe.“ — Er wurde rot und stotterte. Der Anwalt sah ihn von der Seite an und blickte dann weg. — „Nun, und was wünschen Sie dann von mir?“ — „Ich möchte Schritte veranlassen, das Urteil umzustößen und vor die höhere Instanz zu bringen,“ sagte Nechljudow, noch immer stockend. — „Also vor den Senat?“ fragte Janarin. — „Und möchte Sie ersuchen, sich des Falles anzunehmen,“ fuhr der Fürst fort . . . „alle entstehenden Kosten nehme ich auf mich.“

Wieder wurde er rot im Gesicht. Der Anwalt aber lächelte über die Unerfahrenheit des Fürsten in solchen Dingen und sagte gelassen: „Nun, darüber werden wir schon nicht in Differenzen kommen. Sie haben mir aber, bitte, noch nicht gesagt, um was es sich handelt?“ — Nechljudow setzte ihm nun alles auseinander. — „Schön,“ sagte darauf der Anwalt, „ich werde den Prozeß morgen nachsehen; Sie haben vielleicht die Güte, dann übermor-

gen, aber nicht vor sechs Uhr, bitte! in meinem Bureau zu erscheinen. Ich werde Ihnen dann sagen können, wie ich über den Fall denke.“

Nechljudow empfahl sich und ging. Als er auf der Straße stand, fiel ihm ein, daß er von Kortschagins zu Tische gebeten war. Er sah nach der Uhr. Es war gerade noch Zeit. Eben sauste eine elektrische Straßenbahn vorbei. Er sprang hinauf und war schnell auf dem Droschkenhalteplatze. Hier nahm er einen Taxameter, der ihn in zehn Minuten vor das Palais Kortschagin brachte.

26.

„Bitte recht sehr,“ sagte katzbuckelnd der dicke Portier des Palais Kortschagin, „Durchlaucht werden erwartet!“ Dann öffnete er die schwere Flügeltür, die sich geräuschlos in ihren Angeln drehte. „Die Herrschaften sind gerade bei Tisch.“ Dann drückte er auf den Knopf einer elektrischen Klingel, zum Zeichen, daß der erwartete Gast gekommen sei.

„Sind noch andere Gäste da?“ fragte Nechljudow, den Paletot abstreifend. — „Die Herren Kolossow und Michael Sergiewitsch,“ antwortete der Portier; „sonst nur die Familie.“

Ein galonierter Diener in weißen Handschuhen erschien auf dem Treppenabsatze. „Ist's Durchlaucht gefällig?“

Der Fürst stieg die Stufen hinauf, ging durch den ihm wohlbekannten Salon und trat in das Speisezimmer, wo die ganze Familie, die Frau Mama, Fürstin Sofia Wassiljewna, ausgenommen, schon an der Tafel saß. Den Platz an der Spitze hatte der alte Fürst inne; links von ihm saß der Hausarzt, rechts der frühere Adelsmarschall Kolossoff, der jetzt als Direktor einer Privatbank zur sogenannten „Haute-Finance“ gehörte und, wenn auch zur liberalen Partei gehörig, einer der besten Freunde des alten Fürsten war. Dann saß die kleine vierjährige Schwester von „Missi“ mit ihrer Gouvernante Miß Rheda mit an den bevorzugten Plätzen, und ihnen gegenüber, rechts, der Bruder von „Missi“ und einzige Sohn von Kortschagins, Petja, der das Gymnasium besuchte und es bis zur VI. Klasse gebracht hatte; neben ihm sein Hilfslehrer, ein Studiosus, und neben diesem eine vierzigjährige alte Jungfer, die sich als eifrige Slawophilin zu betätigen liebte, Katharina Alexejewna; ihr gegenüber Michail Sergejewitsch oder, wie er kürzer genannt wurde, Mischa Telegin, der Vetter von „Missi“, und am unteren Ende der Tafel „Missi“ selbst, endlich neben ihr noch ein frei gelassenes Couvert.

„Na, das ist doch nett von Ihnen, Fürst,“ rief der alte Kortschagin, der mit seinem künstlichen Gebiß vorsichtig kauen mußte, und richtete seine blutunterlaufenen Augen auf Nechljudow, „ein Glück, daß wir gerade erst beim Fische sind. Sie brauchen also nicht viel nachzuerzieren.“ — Dann wandte er sich zu dem Tafelkellner und rief, auf das leere Gedeck hinweisend, mit vollem Munde: „Stepan! flink, flink!“ — Nechljudow kannte zwar den alten Kortschagin schon lange; aber so unangenehm wie heute war ihm sein rotes, finnisches Gesicht mit

den sinnlich schmatzenden Lippen nie aufgefallen, einen so grotesken Eindruck wie heute hatte ihm die gedrungene Figur desselben mit dem feisten Halse und der affektierten soldatischen Haltung noch nie gemacht.

„Es wird im Nu aufgetan,“ versetzte Stepan, während er aus dem reich geschnitzten Buffet den großen silbernen Vorlegelöffel nahm und dem reichgalonierten Diener winkte, der sich der kunstvoll zusammengelegten Serviette mit dem eingestickten Wappen der fürstlichen Familie mit schnellem Griffe bemächtigte, um sie noch einmal zusammenzulegen.

Nechljudow ging um die Tafel herum und begrüßte jeden mit einem Händedruck. Die Herren, mit Ausnahme des alten Fürsten, erhoben sich, seine Begrüßung höflich erwidern, während die Damen auf ihren Plätzen verblieben. Es war Nechljudow niemals sonderlich angenehm gewesen, sich in dieser förmlichen Weise bei der Familie einzuführen; aber heute war es ihm ganz besonders zuwider, ohne daß er sich eigentlich sagen konnte, warum; als er sich wegen seines verspäteten Erscheinens entschuldigt hatte und sich auf den freien Platz neben Missi niederlassen wollte, rief ihm Kortschagin zu, so ginge das nun doch nicht, denn erst müsse er von dem Imbiß etwas zulangen, der die ganze Zeit über für ihn bereit gehalten worden sei. Er mußte von dem Hummer „etwas nehmen“, und von dem Kaviar auch, von dem Delikatesshering nicht minder, und von den verschiedenen Käseforten auch nicht minder . . . und von dem einen und von dem anderen Schnäpschen durfte er auch „einmal nippen“ u. s. w. u. s. w., so daß er beinahe schon satt war, als er sich endlich an die Mittagstafel setzen konnte. Indessen hätte er sich gar nicht denken können, daß er solche Vor-

tionen zu vertragen vermöchte, und wenn er noch so hungrig wäre, es schmeckte ihm wirklich alles großartig auch von den Mittagsgerichten, und er aß mit dem größten Appetite.

„Nun,“ fragte Kolossow, „haben Sie das Ihrige getan, um das Fundament mit untergraben zu helfen, auf welchem in unserem heiligen Rußland alles Staatsleben beruht?“ er zitierte mit diesen Worten eine Zeitungsphrase, die sich in der letzten Zeit „bis zum Erbrechen oft“ in der freisinnigen Presse breitgemacht hatte. „Sie verstehen doch, was ich meine?“ setzte er hinzu, als Nechljudow sich schweigend verhielt. . . „ich frage, ob Sie den Verbrechern recht fleißig zum Freispruch verholpen haben?“

Der alte Fürst, welchem der einstige Adelsmarschall als das Evangelium aller Weisheit galt, wiederholte lächelnd die Phrase von der Untergrabung des Staatsfundaments; Nechljudow ließ es aber, auf die Gefahr hin, unhöflich zu erscheinen, darauf ankommen und antwortete auf die Frage des Marschalls mit keiner Silbe, sondern machte sich mit Eifer über die Suppe her. „Missi“, um den unangenehmen Eindruck zu verwischen, wandte sich lächelnd an Kolossow mit den Worten: „Lassen Sie ihm doch erst Zeit, etwas zu sich zu nehmen, ehe Sie ihm den Kopf mit Ihrer Politik dumm machen!“ Sie wandte übrigens mit Vorliebe, wenn sie von dem Fürsten sprach, das persönliche Fürwort an, weil es in gewissem Grade schon auf die vertraulichen Beziehungen schließen ließ, die, wenn sie noch nicht bestanden, doch im Gange waren.

Kolossow nahm wieder das Wort und zitierte einen Zeitungsartikel wider das Schwurgerichtsverfahren, der ihn besonders in Aufregung versetzt hatte. Michail Ser-

gejewitsch, der Nefse, pflichtete Koloffow nicht bloß bei, sondern zitierte auch noch andere Artikel.

„Missi“ war sehr chic kostümiert, unauffällig, aber nett. „Über Sie müssen ja halbtot sein,“ begann „Missi“ die Unterhaltung. — „Na, so schlimm ist's ja nicht,“ erwiderte Nechljudow; „aber Sie waren ja heute in der Ausstellung. Das muß Sie doch auch stark ermüdet haben?“ — „Nein! wir sind nicht dort gewesen, sondern haben es auf ein andermal verschoben. Aber bei Esamatows sind wir zum Lawn-Tennis gewesen. Das war recht nett.“

Heute war ihm nun nicht bloß der alte Kortschagin zuwider und nicht bloß Koloffow und die ganze Tischgesellschaft und die ganze betretzte und galonierte Dienerschaft, heute fand er sogar auch an „Missi“ nicht das geringste Gefallen; ganz besonders unangenehm hatte es ihn berührt, als sie von ihm im persönlichen Fürwort gesprochen hatte. Zudem hatte er immer in seinem Urteil über sie zwischen zwei Stimmungen geschwankt: einmal hatte er alles an ihr nett und niedlich gefunden: das war, wenn er sie sozusagen mit halben Augen oder im trügerischen Mondschein gesehen hatte; ein andermal, und zwar sozusagen im hellen, grellen Sonnenschein, „der ja alles an den Tag bringt“, war ihm dann wieder alles an ihr wie unfertig vorgekommen. Und solch ein „andermal“ war auch heute wieder der Fall: heute sah er jedes Fältchen in ihrem Gesicht; heute kamen ihm die Ellbogen ganz besonders spitz und eckig vor; heute sah er ganz deutlich, wieviel „Silz“, oder mit dem Friseursterminus „Toupet“ genannt, ihr Haar unter den „Kunstwellen“ barg; heute fiel ihm geradezu schrecklich auf, wie unförmig ihr Dau-

men war, ganz so, als wenn man den Daumen ihres Vaters, des klobigen und klobigen Fürsten, sähe.

Entsetzlich wurde ihm die Situation, als sich „Missi“ in eine Diskussion über das Lawn-Tennis-Spiel mit Kolloffow einließ, und er war von Herzen froh, als der alte Fürst endlich mit einem gewaltigen Ruck den Stuhl beiseite schob, auf dem er gefessen hatte, und die Tafel aufhob. Von der Tafel begaben sich alle Tischgäste in eine Ecke des Zimmers, wo Schalen mit wohlriechendem Wasser standen, das zum Ausspülen des Mundes diente. Aber auch hier ging die Lawn-Tennis-Unterhaltung zum Schrecken des Fürsten Nechljudow fort. „Missi“ sah ihm den Verdruß an, den er darüber empfand, und fragte ihn, ob es ihm recht sei, wenn sie der Mama einen Besuch machten? — „Meinetwegen,“ antwortete er gähnend, in einem Tone, der deutlich genug merken ließ, daß ihm daran erst recht nichts gelegen sei. Sie blickte ihn wieder an, aber sie sagte weiter nichts als: „Mama würde sich gewiß recht freuen, wenn wir uns einmal nach ihr umsehen wollten. Sie dürfen dort übrigens auch rauchen; Iwan Iwanowitsch ist auch bei ihr.“

Sofia Wassiljewna, die Fürstin, war schon jahrelang an ihr Lager gefesselt, empfing ihre engeren Bekannten und Freunde nie anders, als auf der Chaiselongue liegend, und in Spitzen, Bänder und Samt eingemummt, von Gold, Elfenbein und Blumen umgeben. Zu den Männern, die sie gern hatte, gehörte Fürst Nechljudow mit in erster Reihe, und zwar nicht bloß darum, weil er in ihren Augen für einen klugen jungen Mann galt, sondern auch, weil seine Mutter immer mit der Familie Kortschagin befreundet gewesen war. Ein Lieblingsgedanke von

ihr war es übrigens, aus ihrer „Missi“ und dem jungen Fürsten ein Paar zu machen.

Ihr „Appartement“ lag hinter dem Salon und dem Speisezimmer. Im Salon blieb „Missi“ ein Weilchen stehen, stützte sich auf eine Lehne und richtete ihren Blick auf den Fürsten. „Missi“ hätte sich sehr gern verheiratet, und Fürst Nechljudow galt für eine gute Partie. Außerdem konnte sie ihn gut leiden und hatte sich auch schon in den Gedanken eingelebt, einmal als „Fürstin“ an seiner Seite durch das Leben zu wandeln. Ihr Zweck war, als sie ihn jetzt anredete, ihn zu einer Erklärung zu veranlassen.

„Ich sehe es Ihnen an,“ sagte sie, „es muß Ihnen etwas Unangenehmes passiert sein . . . sagen Sie mir doch, was?“

Er zog die Stirn in Falten, denn er dachte an die Schwurgerichtssitzung, und eine tiefe Röte überzog sein Gesicht. „Passiert ist mir allerdings etwas,“ antwortete er, denn es widerstrebte ihm, eine Ausflucht zu machen; „und zwar etwas recht Merkwürdiges und Außergewöhnliches.“ — „Nun, können Sie mir es nicht erzählen?“ — „Jetzt nicht. Bürnen Sie mir aber nicht, daß ich für mich behalte, was mir passiert ist. Es hat mir noch an der Zeit zur Ueberlegung gefehlt, was ich in dem betreffenden Falle am besten tue. Wenn ich mit mir im reinen bin, dann erzähle ich es Ihnen vielleicht einmal.“

Ueber ihr Gesicht zuckte es unwillig, und den Stuhl, auf den sie sich gestützt hatte, beiseite stoßend, fragte sie: „Also Sie wollen wirklich nicht?“ — „Ich kann nicht,“ versetzte er. — „Nun, dann wollen wir uns hier nicht länger aufhalten,“ sagte sie und ging schnellen Schrittes weiter.

Ihm wollte es scheinen, als ob sie die Zähne zusammenpreßte, um die Tränen zurückzuhalten. Es schmerzte ihn, ihr weh getan zu haben; aber er mußte, daß sie ihn sofort bei der ganzen Hand nehmen würde, sobald er ihr nur den kleinen Finger reichte . . . und davor hatte er eine Heidenangst. Nichtsdestoweniger folgte er ihr in die Appartements ihrer Mama.

27.

Fürstin Sofia Wassiljewna war schon längst mit Essen fertig. Sie speiste immer allein, weil sie sich bei dieser prosaischen Beschäftigung nicht gern beobachten ließ. Sie war eine hagere, große Dame, schwarzhaarig, schwarzäugig und hatte noch all ihre Zähne: große, prächtige Zähne! sie wollte immer noch jung erscheinen, trotzdem sie schon eine Tochter hatte, die langsam aus dem „Schneider“ kam. Es wurde allerhand geflüstert über ein Verhältnis, das sie mit dem Hausarzte haben sollte. Früher hatte Mechljudow hierauf gar keinen Wert gelegt; heute aber fiel ihm das Gerede wieder ein, als er den Doktor, fein frisiert und reich pomadisiert, neben ihrem Lager sitzen sah, und heute erfüllte ihn der Gedanke an dies Gerede mit Widerwillen.

Neben der Fürstin saß Kolossow, der einstige Adelsmarschall und jetzige Bankdirektor, in einem tiefen, weichen Sessel. Vor der Fürstin dampfte eine Tasse Mokka, und vor Kolossow auch. Die Fürstin rauchte Zigaretten, und Kolossow Zigarillos. Gläser mit feinem Likör stan-

den auch auf dem Tischchen neben der Chaiselongue der Fürstin.

„Sollte Mama müde werden,“ sagte „Missi“ in so unbefangenenem Tone, als sei gar nichts zwischen ihnen vorgegangen, „so kommen Sie doch, bitte, zu mir!“ und hierauf verließ sie das Gemach.

„Ach, lieber Fürst,“ rief Sofia Wassiljewna, „wie reizend, daß Sie sich wieder einmal bei mir sehen lassen!“ Sie lächelte, aber wie es schien, wohl nur, um ihre prächtigen Zähne zu zeigen. Dann sagte sie weiter: „Sie sollen in recht trüber Stimmung aus dem Schwurgericht gekommen sein? ach, ich kann mir denken, was für eine Marter solches Amt sein muß für einen Menschen, der noch empfindet!“

„Sehr richtig gesprochen!“ erwiderte Nechljudow, „man fühlt dann so recht, was für ein sündiger Mensch man doch selbst ist!“

„Comme c'est vrai!“*) rief die Fürstin, wie immer bestrebt, dem Fürsten ein Kompliment zu machen, wofür dieser aber heute durchaus nicht empfänglich war. „Aber sagen Sie mir doch, was Ihr Gemälde macht! Daß ich auch solcher Krüppel sein muß! wie gern hätte ich schon einmal bei Ihnen angepocht und mir Ihr Werk angesehen!“

„Ich habe schon lange keinen Pinsel mehr angerührt,“ erwiderte der Fürst, der sich heute zu keiner Lebenswürdigkeit zwingen konnte. — „Da sind Sie im größten Unrecht, lieber Fürst,“ rief sie; „hat mir doch sogar Nepin gesagt,“ wandte sie sich an Kolossow, „daß Fürst Nechljudow ein bedeutendes Talent habe!“ — „Ist das

*) Wie wahr das ist.

eine freche Person!“ dachte Nechljudow bei sich; „lügen kann sie, wie gedruckt.“

Die Fürstin merkte wohl, daß es ihr heute nicht gelingen wollte, den Fürsten in ein vernünftiges Gespräch zu ziehen, und wandte sich deshalb an Kolossow, um sich mit ihm über die neuesten Bühnenstücke zu unterhalten, die in der Residenz zur Aufführung gekommen seien. Sie lauschte mit Wohlbehagen seinen Auseinandersetzungen, war entzückt über seine Ansichten, änderte selbst aber aller Augenblicke die ihrigen. Fürst Nechljudow konnte der Unterhaltung keinen Geschmack abgewinnen, zumal ihm nicht fremd blieb, daß sich Kolossow bereits einen tüchtigen Schwips angeknäpelt hatte, denn er blieb in einem fort beim „Nippen“. Es entging ihm auch nicht, daß die Fürstin fortwährend unruhig nach dem Fenster hinsah, als wenn sie Angst hätte, daß die Sonne, die draußen hell und freundlich schien, die verschiedenen Gebrechen, die das Alter über sie gebracht hatte, in zu helle Beleuchtung setzen könnte. Sie drückte auf den elektrischen Knopf, der über ihrer Chaiselongue sich befand, und als ein Lakai hereintrat, befahl sie ihm, die Gardinen am Fenster zuzuziehen.

Der Doktor, der sich ganz wie zu Hause benahm, verließ das Gemach. Ohne die Unterhaltung mit Kolossow über das Theater zu unterbrechen, sah sie dem Doktor mit einem langen Blicke nach. Fürst Nechljudow versank wieder in allerhand Betrachtungen: so stellte er sich vor, wie die Fürstin Sofia wohl aussehen möchte, wenn ihr die Gaze- und Seidenhüllen fehlen möchten, was der Adelsmarschall für eine Figur mit seinem Schwemmbauch und den hageren Beinen und Armen, die ihn immer an Spazierstöcke erinnerten, abgeben müßte, besonders im Gegen-

faße zu dem muskulösen Laffe, der eben im Zimmer gewesen war, um die Fenstergardinen zuzuziehen, und unter dessen Tritten förmlich die Dielen gewackelt hatten. Diese Bilder berührten ihn aber sehr bald so unangenehm, daß er sich mit Verdruß von ihnen abwandte. Fürstin Sofia betrachtete ihn mit sehr ernstern Blicken. Dann sagte sie ganz unvermittelt: „Über meines Wissens rechnet doch heute Missi auf Sie. Ich glaube, sie hat eine Piece von Schumann zum Vortrag für Sie einstudiert. Bitte, gehen Sie doch zu ihr!“

„Schon wieder solch eine verdammte Lüge!“ sprach Nechljudow bei sich; „die Komtesse denkt gar nicht daran, mir was vorzuspielen.“ Indessen erhob er sich und drückte leicht die transparente, mit Ringen über Ringen geschmückte Hand der Fürstin. Im Speisezimmer trat ihm die Gesellschaftsdame der Komtesse, Fräulein Katharina Alexsejewna, entgegen und fragte ihn ohne alle Einleitung: „Aber, Fürst Dmitri Iwanowitsch, warum bloß so verstimmt?“ — „Sie haben wohl nichts dawider, wenn ich Ihnen den Grund nicht nenne?“ versetzte Nechljudow und suchte nach seinem Hüte. — „Haben Sie so schnell vergessen, daß Sie uns einst sagten, der Mensch müsse immer der Wahrheit treu bleiben?“ fragte die Gesellschaftsdame, „und wie derb Sie uns damals die Wahrheit geigten? Warum soll es nun heute anders in dieser Hinsicht sein? Sie wissen doch noch recht gut, worauf ich anspiele, Komtesse?“ fragte sie die eben eintretende „Missi“.

Nechljudow erwiderte gemessen: „Sie vergessen, daß wir damals Gesellschaftsspiele vorhatten. Da ist es wohl angängig, den Menschen die Wahrheit zu sagen. Im wirklichen Leben sind wir aber alle so erbärmlich, daß

man sich . . . wenigstens ich bin ein so erbärmliches Subjekt, daß ich meinen Mitmenschen unmöglich die Wahrheit sagen darf.“ — „Erbärmliches Subjekt?“ wiederholte die Gesellschaftsdame, „ein Fürst Nechljudow und solche Charakteristik? So sagen Sie uns doch, was Ihnen hierzu ein Recht gibt?“

„Es gesteht doch kein Mensch gern, daß er in übler Stimmung ist,“ sagte die Komtesse; „ich tue es niemals, und darum suche ich auch immer mir gute Laune zu bewahren . . . Kommen Sie doch mit in mein Zimmer, Fürst Nechljudow! wir wollen zusehen, daß Ihnen diese mau-
vaise humeur fremd werde.“

Aber Nechljudow, der sich vorkam wie ein Gaul, den man streichelt, um ihm dann den Baum anzuschirren und ihn vor eine Lastfuhr zu spannen, entschuldigte sich mit wichtigen Geschäften zu Hause und empfahl sich. „Missi“ reichte ihm die Hand, ließ aber die ihrige länger als sonst in der seinen ruhen. „Sie sollten doch nicht außer acht lassen, Dmitri Swanowitsch, daß alles, was Sie bedrückt, auch Ihre Freunde bedrückt. Bitte, werden wir Sie morgen bei uns sehen?“ — „Ich glaube kaum,“ versetzte er, beschämt um seinen, wie auch um ihrerwillen, und verließ Komtesse und Palais.

„Was kann das bloß sein?“ meinte Katharina Alexsejewna, „ich muß doch versuchen, dahinterzukommen. Comme cela m'intriguel sûrement une affaire d'amour propre: Oh, chère Comtesse, notre petit homme est très-susceptible.“*) — „Missi“ hatte es schon auf der Zunge, „plutôt une affaire d'amour sale“**) zu sagen, besann sich aber noch und schwieg . . . Bei sich aber dachte sie: „wird

*) Wie mich das beunruhigt! sicher eine teuflische Liebesache! O, teure Gräfin, unser Männchen läßt doch mit sich reden. — **) Wohl eher eine schmutzige Liebesache.

mich der am Ende auch sitzen lassen? in Anbetracht alles dessen, was sich zwischen uns bereits zugetragen hat, wär's doch recht schlecht von ihm!"

Es wäre ihr freilich recht schwer geworden, die Bemerkung von „dem, was sich schon zwischen uns zugetragen“, zu erklären, denn mehr als daß sie selbst sich gedacht hatte, er meine es ernst, hätte sie nicht herausspintisieren können.

28.

Nechljudow wurde, während er zu Fuße durch die ihm so wohlbekanntem Straßen ging, das bedrückende Gefühl nicht los, das ihn während der ganzen Unterhaltung mit „Missi“ beherrscht hatte. Freilich hatte er ja ihr gegenüber die Form gewahrt, hatte ihr noch keinen Antrag gemacht, also sich noch in keiner Weise verpflichtet; aber heute sagte ihm sein Herz, daß er sie unter keinen Umständen zur Frau nehmen könne; und in einem Fort sprach er bei sich, daß es niederträchtig von ihm sei, gemein, schändlich, und was er nicht alles noch für Weiwörter fand, sich so zu betragen, wie er sich betragen hatte, nicht bloß gegen „Missi“, sondern gegen die Katjuscha, und gegen alle Menschen, mit denen er Umgang gehabt hätte.

Als ihm sein Diener, der alte Kornei, im Eßzimmer gegenübertrat, herrschte er ihn an: „Ich esse heute abend nichts. Laß mich allein!“ Kornei verneigte sich stumm und räumte den Tisch ab. Nechljudow sah ihm verdrießlich zu: es dauerte ihm zu lange, er wollte mit sich allein

sein; aber kaum war Kornei mit dem Tablett verschwunden, da hörte er auch schon den Schritt der Agrabena Petrovna. Um nicht erst mit ihr zusammenzukommen, trat er schnell in das Speisezimmer und drehte den Schlüssel hinter sich herum.

In diesem Zimmer war vor einem Vierteljahre seine Mutter gestorben. Er führte sich jetzt ins Gedächtnis, unter welchen Umständen sie gestorben war: wie schwer krank sie gewesen war, und wie er manchmal bei sich gedacht hatte, es sei doch nur gut für sie und alle, wenn sie recht bald von ihren Leiden erlöst würde. Das kam ihm nun so vor, als hätte er ihr den Tod gewünscht, und darüber machte er sich ebenfalls heftige Gewissensbisse. Er suchte Trost in dem Porträt, das noch im Auftrage der Verstorbenen von einem berühmten Künstler für bare 5000 Rubel gemalt worden war, und das sie als eine hervorragende Schönheit darstellte, in einem Kleide aus schwarzem Samt und tief ausgeschnitten, mit blendend weißen Schultern und halbentblößtem Busen. Wenn er sich vorstellte, wie mumienhaft die Frau ausgesehen hatte, als sie die Augen für immer zumachte, kam es ihm als etwas ganz Unnatürliches vor, ein solches Porträt an der Wand aufzuhängen. Es war ihm noch, als säße ihm der häßliche Geruch in der Nase, den die Verstorbene in den letzten Wochen ihres Lebens verbreitet hatte. Dann fiel ihm ein, wie sie noch an ihrem letzten Tage seine kräftige Hand genommen und in ihre abgemagerte Knochenhand gelegt und dann ihn angesehen und zu ihm gesagt hatte: „Mitja, sei mir nicht böse, wenn ich nicht immer recht an Dir gehandelt habe, und wenn sich nicht alles, was ich im Leben getan, Dir zum Besseren ausgewiesen hat!“ Und als hierauf sein Blick wieder auf das Porträt fiel und die

Augen wieder auf dem halbentblößten Frauenbusen ruhten, da fiel ihm ein anderer Busen ein, den er vor kurzem, wenn auch indiscreterweise, auch gesehen hatte: Missis Busen! Es war an einem Abend eines Balles gewesen, da hatte sie ihn zu sich gebeten, um sich im Ballkleide vor ihm zu präsentieren. Er war ein Klein wenig zu früh gekommen und unbemerkt in ihr Zimmer getreten: da war die Kammerfrau eben damit beschäftigt gewesen, ihr die Taille zu ordnen, und dabei hatte er Missi fast entblößt gesehen . . . aber auch diese Erinnerung war ihm widerlich, denn seine Gedanken wanderten von den vollen Formen Missis zu dem ungeschlachten Leibe ihres Vaters und dann weiter zu seiner häßlichen Vergangenheit und seiner gemeinen Gefinnung gegen Frau und Kinder. Und wieder sprach er die Worte „Niederträchtig! gemein! schändlich!“ bei sich.

„Nein! nicht länger mehr solches Leben in solchem Kreisel!“ sprach er bei sich, „keine Gemeinschaft mehr mit solchen Menschen! nichts mehr von Beziehungen zu einer Komtesse Kortschagin oder einer Maria Wassiljewna oder einem Adelsmarschall, mag er heißen, wie er wolle! Frei will ich atmen . . . ins Ausland will ich gehen, nach Rom, und dort will ich mich wieder mit meinem Bilde befassen . . .“

Da aber kamen ihm wieder die Zweifel, die er immer in sein Talent gesetzt hatte . . . und da erschien plötzlich ein anderes Bild vor seiner Seele: dasjenige der Maßlow, der Frau im Arrestantenrothe, die er einst als Katjuscha gekannt und geliebt hatte! er sah wieder ihre schwarzen, leicht schielenden Augen, sah wieder die Tränen, die sie vergoß, als der Schwurgerichtsvorsitzende das harte Urteil verlas, das er mit seinen Kollegen über sie gefällt

hatte. Ingrimmig zerdrückte er die Zigarette, die er erst zur Hälfte geraucht hatte, steckte sich eine neue an und lief in seinem Zimmer hin und her, außer stande, irgendwo Ruhe zu finden. Er gedachte seines letzten Zusammenseins mit ihr, der leidenschaftlichen Erregung, in der er sich damals befunden hatte, und der herben Enttäuschung, der er nachher anheimgefallen war . . . Und wieder dachte er lange, lange an das weiße Kleid mit dem blauen Gürtel und an jene Osternacht, in welcher das Eis auf dem Flusse so laut und wild geborsten war. „Ja,“ sprach er bei sich, „damals habe ich sie geliebt! aufrichtig und wahr geliebt! auch schon früher gehörte ihr meine Liebe . . . in jenem ersten Sommer, den ich draußen bei den Tanten verlebte, in welchem ich meine Dissertation schrieb.“ Und nun dachte er, wie er damals noch gewesen war, und meinte, den Hauch der frischen Jugend wieder zu fühlen, in der er damals noch stand, und im weiteren Gedenken an sie zog herbe Traurigkeit in sein Gemüt.

Es war ein unfaßbarer Unterschied zwischen einst und jetzt! weit größer noch als jener Unterschied, der zwischen der Katjuscha in der Gutskirche und jener Dirne bestand, die heute in der Schwurgerichtsverhandlung verurteilt worden war . . . In jener ersten Zeit seines Lebens war er ein guter, freier Mensch gewesen, der noch das ganze Leben vor sich hatte . . . und jetzt kam er sich vor, wie umgarnt von den Netzen eines haltlosen, ziellosen, zusammenhanglosen Lebens, aus dem er keinen Ausgang mehr sah. Es fiel ihm wieder ein, wie er immer gepredigt hatte, daß es jedem Menschen Gesetz sein müsse, die Wahrheit zu reden, und daß er sich auch immer selbst nach diesem Gesetz gerichtet hatte . . . nun aber mußte er sich eingestehen, daß er in der häßlichsten Lüge steckte: in einer

Lüge, die von allen, die seine Umgebung bildeten, für Wahrheit gehalten wurde . . . und wie aus seinem Leben, sah er auch aus dieser Lüge keinen Ausweg . . . wie sollte er sich von seinem Verhältnis zu Maria Wassiljewna frei machen, ohne daß er sich schämen mußte vor ihrem Manne und ihren Kindern? . . . wie sollte er sein Verhältnis zu Missi abbrechen, ohne zum Lügner zu werden? wie sollte er sich mit dem Widerspruch abfinden, der zwischen seiner Anschauung lag, Großgrundbesitz für ein Unrecht zu erklären, und zwischen seiner Eigenschaft als Erbe alles Besitzes von mütterlicher Seite? wie endlich sollte er sich von der Schuld reinigen, die er an Katjuscha begangen? Die Sache einfach auf sich beruhen zu lassen, ging doch nicht an. „Wie kann ich ein Frauenzimmer, zu dem ich in Beziehungen gestanden, einfach sitzen lassen und meinen, ich hätte genug an ihr getan, wenn ich einen Advokaten bezahle, damit er sie von einem wider alles Recht über sie verhängten Urteil wieder befreie?“

Und je mehr er sich die Sünde vorhielt, in der er bisher verstrickt gewesen, desto klarer wurde es ihm, daß der Widerwille, den er in der letzten Zeit gegen sein Leben und gegen die Menschen, mit denen er umgegangen, empfunden hatte, gegen den Fürsten Kortschagin, gegen seine Frau Sofia Wassiljewna und gegen beider Tochter Missi, gegen Kolossoff und alle übrigen sonst, seinen Grund einzig und allein in dem Abscheu vor sich selbst hatte . . . und merkwürdig! in diesem Bekenntnis seiner Schlechtigkeit lag nicht allein etwas Schmerzliches, sondern zugleich auch eine gewisse Beruhigung, eine gewisse Vinderung.

Schon zu wiederholten Malen hatte er einen gewissen Läuterungsprozeß an sich wahrgenommen, durch

welchen er zu neuen Lebensregeln gelangte. Eine Zeitlang hatte er sich auch immer nach ihnen gerichtet, dann aber war er immer wieder in den alten Schlendrian geraten und den Versuchungen der Welt erlegen, ja noch tiefer gesunken als früher. Solcher Läuterungsprozeß war mit ihm vorgegangen in jenem ersten Sommer, den er bei den Tanten verlebte, und zwar hatte diese „Auferstehung“, wie er den Prozeß am liebsten bei sich nannte, in Erinnerung an das nachmalige, für ihn so bedeutungsvolle Osterfest, die nachhaltigsten Folgen von allen übrigen Prozessen bei ihm gezeitigt. Dann hatte er solchen Prozeß wieder durchgemacht, als er aus dem Staatsdienst getreten war, um die Militärlaufbahn zu ergreifen; aber hier war der Rückschlag am schnellsten von allen anderen eingetreten, hier war er der Sünde am ehesten wieder anheimgefallen. Zum dritten Male war er gewissermaßen wieder ein neuer Mensch geworden, als er seinen Abschied vom Militär genommen hatte, um eine Auslandstour zu machen und sich in Rom der Malkunst zu widmen.

Seitdem war er in eine Periode von Versumpfung geraten, in der er nun zu ersticken drohte. Soviel Schmutz wie diesmal hatte sich in seiner Seele noch niemals angesammelt, und noch nie in seinem Leben war der Widerspruch zwischen seinem Gewissen und seiner Lebensführung ein so krasser gewesen wie jetzt.

Wenig fehlte, so wäre er darüber verzweifelt, denn es erschien ihm kaum noch möglich, sich aus diesem Zustande von Schlechtigkeit emporzuarbeiten. „Über koste es, was es wolle, ich zerreiße dieses Lügennetz, das ich um mich gewoben habe, und werde mich der Wahrheit wieder zuwenden . . . ich werde Missi sagen, daß ich sie nicht heiraten kann, weil ich ein Südrian bin . . . und der Maria

Wassiljewna werde ich sagen . . . aber nein! mit der habe ich überhaupt nichts zu reden, sondern werde zu ihrem Manne gehen und ihm sagen, daß ich ihn betrogen habe, und daß ich ihm jede Genugthuung leiste, die er von mir begehrt . . . und für Katjuscha werde ich alles tun, was in meinen Kräften steht, um sie aus der schrecklichen Lage zu befreien, in die sie einzig und allein durch meine Schuld gekommen ist. Heiraten werde ich Katjuscha, wenn sich kein anderer Ausweg bieten sollte, ihre Lage zu verbessern!“

Tränen traten ihm in die Augen, aber sie waren nur teilweise guter Art, insofern als sie die Wiedergeburt des sittlichen Menschen in ihm verrieten, schlechter Art aber noch immer insofern, als sie nicht minder auch der rühfeligen Stimmung entsprangen, in die er sich durch den Schmerz über sich selbst und den Verlust seiner Tugendhaftigkeit hineinphilosophiert hatte. Er riß das Fenster auf, denn es wurde ihm heiß, und er schaute hinaus in die stille, klare Mondnacht. Ein Wagen rollte vorbei. Der Schatten einer hohen Pappel zeichnete sich scharf auf dem Sande ab. Links glitzerten die Mondstrahlen auf dem weißen Kalk einer Scheune. Unmittelbar vor seinen Augen erhob sich hinter dichtem Gestrüpp ein dunkler Baun.

Gierig atmete er die frische Luft ein. Da rang sich der Ausruf aus seiner Seele: „Ach, ist das schön! ist das schön!“ aber die Worte bezogen sich nicht auf die Natur, sondern auf die Vorgänge in seinem Innern.

29.

Es war schon spät am Abend, als die Maßlow, müde von der ungewohnten Strapaze eines Marsches von fünfzehn Werst über hartes Steinpflaster, und verzweifelt über das unvermutete strenge Urteil, das vom Schwurgericht über sie gefällt worden war, in das Gefängnis zurückkehrte, das nun schon monatelang ihre Heimat war. Die beiden Mitangeklagten hatten während einer Pause in der Verhandlung Brot und harte Eier verzehrt, und das hatte sie daran erinnert, daß sie auch den ganzen Tag noch nichts zu sich genommen hatte. Das Hungergefühl war aber nach einiger Zeit wieder von ihr gewichen, und sie hatte bloß noch eine große Schwäche gefühlt. In diesem Zustande von Schwäche hatte sie das Urteil vernommen. Zuerst hatte sie gemeint, sie müsse sich verhöhrt haben; denn sie konnte sich gar nicht vorstellen, wie sie zu Zwangsarbeit käme. Dann hatte sie aber gesehen, daß Richter und Geschworene keine Miene verzogen, das Urteil vielmehr für etwas ganz Selbstverständliches ansahen, und da hatte sie laut in den Saal hinein geschrieen, daß sie unschuldig sei, und Gott zum Zeugen angerufen, daß sie die Wahrheit spreche. Dann war sie abgeführt worden . . . aber sie wußte sich bloß auf eins noch zu besinnen, daß alle Männer sie angeglotzt hatten, der Gendarm und der Vorsitzende, der Staatsanwalts-Substitut und der Gerichtstürwart, der Polizeimeister und die Geschworenen . . . und doch hatten dieselben Männer sie zu Zwangsarbeit verurteilt!

Draußen hatten Martinkin und die Wotschkow sie getroffen, die auch abgeführt wurden. Die Wotschkow hatte

gleich angefangen, auf sie zu schimpfen. „Sel hast Du's nun erreicht? Nach Sibirien mußt Du! hast Dich also nicht herauswindeln können, Du erbärmliche Dirne? In den Bergwerken werden sie Dich schon Mores lehren! da werden sie Dir schon den Hof machen! aber schwerlich auf die Weise, wie Du's hier gewohnt bist!“

Sie hatte die beiden Menschen gebeten, sie in Ruhe zu lassen, denn sie täte ihnen ja auch nichts Böses . . . dann waren die beiden vom Aufseher abgeführt worden . . . und dann war der Aufseher wieder hereingekommen und hatte sie gefragt, ob sie die Maßlow sei, und hatte ihr drei Rubel gegeben. „Die Dame schickt Dir das Geld,“ hatte er dabei gesagt. — „Welche Dame denn?“ hatte sie gefragt. — „Na, wie soll ich wissen, wer sie ist und was sie ist? Viel mit Dir zu schwätzen hab' ich keine Lust.“ Und mit diesen Worten war er gegangen.

Ihre einstige Hauswirtin, die Kitanow, hatte ihr die drei Rubel geschickt, einen Coupon im Werte von 2,50 Kopfen, zwei 20 Kopfenstücke und ein 10 Kopfenstück. Sie hatte es dem Polizisten gegeben mit der Bitte, es an die Maßlow weiter gelangen zu lassen, und der Polizist hatte es in ihrem Beisein dem Aufseher zur Besorgung gegeben.

Ueber das Geld hatte sie sich gefreut wie ein Kind, und nun richtete sich ihr Sinnen einzig und allein auf eine Zigarette. „Ach! wenn ich bloß einen tüchtigen Zug daraus tun könnte!“ dachte sie immer und immer wieder, wenn aus der halb offen stehenden Kanzeleitür Tabaksgeruch zu ihrer Nase drang. Aber sie mußte noch lange warten, bis sie wieder nach dem Gefängnis transportiert wurde, in welches sie eingesteckt worden war, denn der Gerichtschreiber, der das Nötige anzuordnen hatte, dachte

an alles andere, bloß nicht an sie. Erst in der fünften Stunde wurde sie durch die Hintertür von den beiden Soldaten, die sie hergebracht hatten, ins Freie hinaus geführt. Am Vorzimmer hatte sie dem einen 20 Kopeken in die Hand gedrückt und ihn gebeten, ihr eine Zigarette und ein paar Semmeln zu kaufen. Er tat ihr den Gefallen, gab ihr auch das übrige Geld ehrlich zurück. Da aber auf dem Wege nicht geraucht werden durfte, kam sie in dem Gefängnis an, ohne ihren Appetit auf eine Zigarette gestillt zu haben. Vor der Eingangspforte standen etwa hundert Sträflinge, die eben mit der Bahn gekommen waren, lauter Ruffen, junge und alte, fast alle mit halb-rasiertem Kopfe, die mit den Fußschellen solchen Lärm machten, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte, und einen Geruch nach Schweiß verbreiteten, daß es einem übel werden mußte. Alle guckten die Maßlow an, und ein paar sprachen sie sogar an. „Du!“ sagte der eine, „das wäre doch ein feiner Bissen! was meinst Du? alle Achtung!“ und der andere zwinkerte ihr zu; ein dritter, mit ganz rasiertem Kopfe und dickem Schnurrbarte, trat sogar auf sie zu und legte den Arm um ihren Leib, während die Kette an seinem Beine rasselte. „He, Weib!“ schrie er, „kennst Du denn Deinen Ede nicht mehr? wie lange willst Du denn noch spröde tun?“ Sie stieß ihn von sich, aber schon trat der Gefängnischreiber herzu und fuhr den Arrestanten an: „Was fällt Dir ein, Kerl?“ und während der Sträfling beiseite huschte, fuhr der Schreiber die Maßlow an: „Was treibst Du Stück denn hier?“ Sie war zu abgespannt, um antworten zu können; aber der ältere ihrer beiden Transporteure trat vor und meldete: „Vom Schwurgericht zurück, Euer Gnaden.“ — „Dann schaff' sie flink zum Aufseher. Wir können sie

doch hier nicht brauchen.“ — „Zu Befehl, Euer Gnaden. Eben erst hier angelangt!“

Der Aufseher trat auf ein Klingeln des Schreibers heran, nahm die Arrestantin in Empfang und führte sie, nachdem er sie visitiert hatte, ohne außer den Semmeln etwas bei ihr zu finden, denn die Zigarette hatte sie in eine der Semmeln hineinpraktiziert, in denselben Gefängnisraum zurück, den sie am Morgen verlassen hatte.

30.

Der Gefängnisraum, in welchem die Maßlow steckte, war etwa neun Ellen lang und sieben Ellen breit und hatte zwei Fenster. Ein halbverfallener Ofen und die Britschen, auf denen die Gefangenen schliefen, füllten ihn so ziemlich aus. In der Mitte der Hauptwand hing ein altersschwarzes, verwittertes Heiligenbild, vor dem eine Wachskerze und ein verstaubter Immortellenstrauß standen. Hinter der Thür stand eine übelduftende Tonne. Alles in allem waren fünfzehn Menschen hier zusammengepfercht, zwölf Weiber und drei Kinder. Zwei davon lagen, obgleich es noch ganz hell war, schon auf ihren Britschen: die eine war bloß eingesteckt worden, weil sie keine Legitimationspapiere besaß, sie hatte den Sträflingsrock über den Kopf gezogen und schlief fast immer; die andere war eine schwindstüchtige Person, sie hatte gestohlen und lag auf dem zusammengelegten Sträflingsrocke, in einem fort hustend und auswerfend; andere Weiber, bloß in grauleinenen Hemden, standen an den Fen-

stern herum oder hockten in allen möglichen Stellungen auf den Britschen. Drei alte Weiber nähten: die eine war die Korablewa, die mit der Maßlow hierher gekommen war, eine große, starke Person, mit spärlichem roten Haar, das an den Schläfen schon stark ergraute, und auf der Backe einem mit Haaren bewachsenen Muttermal. Sie hatte ihren Mann, als sie ihn zusammen mit der Tochter fand, mit einem Beile erschlagen und war zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt worden. Als die Älteste im Gefängnis hatte sie sich dazu verstanden, für die Mitgefangenen den Schnaps hereinzuschmuggeln. Wie sie es machte, ihn zu bekommen, wußte niemand und erfuhr auch niemand. Es fragte wohl auch niemand danach, sondern jede der hier internirten Frauenspersonen war froh, wenigstens Schnaps zu bekommen. Neben ihr hockte eine kleine Frau mit schwarzem Haar, schwarzen Augen und stumpfer Nase, die für ihren Mann den Bahnwärterdienst versehen, es aber unterlassen hatte, mit der Fahne vor das Häuschen zu treten. Dafür war sie mit drei Monaten Gefängnis bestraft worden. Sie nähte wie die vorigen und wie die nächste, die von ihren Genossinnen Jenitschka genannt wurde, aber eigentlich Feodosia hieß. Sie war sehr zart, hatte schneeweiße Haut und frische rote Wangen, helle blaue Kinderaugen und schönes rotblondes Haar, das in einer Doppelflechte um den Kopf gelegt war. Sie war mit sechzehn Jahren verheiratet worden, hatte aber noch am Hochzeitsabend versucht, ihren Mann durch Gift aus der Welt zu schaffen. Es hatte ihr nichts geholfen, daß sich der Mann für sie verwandte, daß die Eltern eine Bittschrift an den Kaiser gerichtet hatten, weil sie ihr Kind zur Heirat gezwungen hatten: Jenitschka war zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt wor-

den. Ein altes Mütterchen, schon vom Alter gekrümmt, das mit einem Knaben spielte, der im Hemdchen um sie herumsprang und sich von ihr nicht greifen lassen mochte, war mit ihrem Sohne der Brandstiftung angeklagt und saß nun schon acht Wochen in Untersuchungshaft. Ihr Sohn war im Männergefängnisse. Sie ertrug die Haft mit Gleichmut, war jedoch immer in Sorge um ihren Sohn und um ihren alten Mann, der nun ganz allein daheim und ohne alle Pflege war, denn die Schwiegertochter hatte, nachdem ihr Mann abgeführt worden war, Haus und Hof verlassen und war wieder zu den Ihrigen gezogen.

Die am Fenster stehenden Weiber trieben allerhand Mollria mit den auf dem Hofe herumstehenden Sträflingen. Eine von ihnen war groß und rothaarig, mit Sommersprossen an Gesicht und Händen; sie hatte gestohlen und rief allerhand unanständige Reden in den Hof hinaus. Die Person neben ihr, eine kleine Frau, kaum größer als ein zehnjähriges Mädchen, ebenfalls schwarzhaarig, häßlich gebaut, mit stockflechtigem Gesicht, dicken Lippen, schwarzen Augen und schmutziggelben Zähnen, hieß im Stockhause nicht anders als „Pfau“, um ihrer Bußsucht willen, und war wegen Diebstahls und Brandstiftung eingesteckt worden. Eine dritte, elend, mager, aber in anderen Umständen, hatte zu verschiedenen Malen Fehlerdienste getan und war zu einfacher Verschickung nach Sibirien verurteilt worden. Die vierte war eine stämmige Bäuerin mit gutmütigem Gesicht, die Mutter des Jungen, der mit der Greisin spielte: sie hatte, ohne Konzession zu haben, mit Schnaps haufiert und mußte dafür sechs Monate „brummen“. Auch ein siebenjähriges Mädchen gehörte ihr, das sich bei der Rothaarigen auf-

hielt und mit ihr auf den Hof hinaus guckte, aufmerksam auf die garstigen Reden horchend, die diese den Sträflingen zuschrie, trotzdem sich die dicke Bäuerin wiederholt darüber beschwerte. Die letzte dieser gefangenen Weiber war die Tochter eines niederen Geistlichen, ein hübsches Frauenzimmer, groß und stattlich, mit dichtem, rötlich-blondem Haar und lebhaften blauen Augen. Sie hatte außer der Ehe geboren und ihr Kind in den Brunnen geworfen. Dafür mußte sie lebenslänglich nach Sibirien, auch zu Zwangsarbeit; sie lief in einem fort herum, von einer Wand zur anderen, und kümmerte sich um niemand im Gefängnis, auch nicht um die von Zeit zu Zeit hereinkommende Wärterin.

31.

„Na, doch wieder da?“ rief die alte Korablewa, als die Maßlow wieder zur Thür hereingeschoben wurde, „also ist's nichts gewesen mit dem Freispruch? Na, ich hatte aber doch ganz bestimmt darauf gerechnet!“ Sie nahm die Brille von der Nase und legte die graue Leintwand, an der sie nähte, neben sich auf die Pritsche.

Die Wärterin meinte: „Wir haben schon immer von Dir geschwatzt, Kind! mancher passiert's ja, daß sie frei kommt; manche kriegt sogar Geld zugesteckt, wenn das Glück gut ist . . . die meisten haben aber eben kein Glück.“

Jenitschka sagte mitleidig: „Wie haben sie Dich aber

bloß „verknäuen“ können, Kati?“ und sah die Maßlow mit einem so betäubten Gesicht an, als wenn sie jeden Augenblick in Tränen ausbrechen wollte. „Sage mal, Du hast wohl noch gar nichts gegessen?“

Ohne ein Wort zu erwidern, legte die Maßlow die Semmeln ans obere Ende der Pritsche und zog den Sträflingsrock aus, nahm auch das Sträflingstuch vom Kopfe und setzte sich. Sie fühlte sich dem Weinen nahe, als sie die vielen mitleidigen Gesichter sah, die sich ihr zuwandten; aber sie bezwang sich, denn sie wollte nicht weinen, aber daß ihre Lippen heftig zu zittern anfangen, konnte sie nicht verhindern.

„Du hättest Dich eben nach einem guten Verteidiger umsehen sollen,“ sagte die Korablewa wieder; „ich hab’s Dir ja doch immer gesagt. Also wahrhaftig nach Sibirien?“ fragte sie nach einer Weile wieder.

Die Maßlow wollte antworten, aber das Herz war ihr so schwer, daß sie kein Wort über die Lippen brachte. Sie griff nach der Semmeln, brach die eine auseinander, in die sie die Zigaretten praktiziert hatte, bat die Korablewa, ihr eine an der Lampe anzustecken, und fing gierig an zu rauchen. „Ja, Zwangsarbeit,“ stammelte sie dann. — „Diese gemeinen Kerle!“ rief die Alte. „Ein unschuldiges Geschöpf nach Sibirien schicken! zu Zwangsarbeit! sie können’s vor ihrem Herrgott nicht verantworten!“

Da erscholl vom Fenster mildes Gelächter . . . auch das siebenjährige Mädchen lachte wie toll . . . einer der Sträflinge hatte draußen auf dem Hofe eine höchst unanständige Bote gemacht. „Ist das ein gemeines Subjekt!“ rief die Rothhaarige; „nein, so was!“ aber sie konnte sich vor Lachen kaum halten, legte das Gesicht an die

Eisenstäbe und schimpfte aufs gemeinste nach dem Hofe hinaus.

„Ein freches Geschöpf!“ sagte die Korablewa . . . „aber wie lange mußt Du denn hinaus?“ — „Bier Jahre!“ erwiderte die Maßlow und vergoß bittere Tränen.

Mittlerweile waren die Sträflinge vom Hofe abgeführt worden. Infolgedessen wandten sich jetzt auch die Weiber, die bisher am Gitter gestanden hatten, zur Maßlow.

„Nun, wieviel hat's denn geseht?“ fragte die dicke Bäuerin, die jetzt ihre Tochter an der Hand führte; „natürlich nicht wenig, denn Du hast ja auch nicht mit Geld auftreten können! hättest Du Geld gehabt, um einem Advokaten den Hals stopfen zu können, wärst Du schon freigekommen!“ — „Das habe ich ja auch gesagt,“ meinte die Korablewa, „aber sei nicht so traurig! es war Dir nun mal vom Schicksal so bestimmt, und in Sibirien läßt sich's schließlich auch leben.“

„Es ist nun mal so in der Welt,“ meinte die dicke Bäuerin, „wir armes Volk müssen eben herhalten. Die Großen verstehen sich besser um alles herumzudrücken. Ich möchte wissen, wovon ich meine beiden Kinder ernähren sollte, wenn ich nicht mein bißchen Schnapshandel in unserem Dorfe hätte . . . aber auch das wird einem von der Polizei nicht vergönnt.“

Durch diese Reden kam es der Maßlow erst in den Sinn, daß sie schon, Gott weiß wie lange, keinen Schnaps getrunken hätte. „Ach, einen Schnaps hätte ich, weiß Gott! gern getrunken!“ sagte sie zur Korablewa . . . fuhr

sich dann mit der Hand über die Augen und schmalzte mit den Lippen.

„So? Schnaps? na, wollen mal sehen, ob noch was da ist,“ erwiderte die Alte.

32.

Die Maßlow langte aus der anderen Semmel, die sie mitgebracht hatte, den Coupon und gab ihn der Alten. Die beguckte ihn von allen Seiten; lesen konnte sie freilich nicht, was darauf stand; da aber „der Pfau“ ihr sagte, es sei gutes Geld, und 2 Rubel 50 Kopeken wert, trat sie zu dem Ofen hin, hinter welchem sie die Schnapsflasche versteckt hatte.

Die anderen Weiber begaben sich, als sie die Alte mit der Flasche kommen sahen, auf ihre Britschen. Aber die Fenitscha war zu ihr getreten, mit einer großen Kanne in der Hand. „Du, Kati,“ sagte sie, „ich habe Dir was vom Tee aufgehoben. Da hast Du! trink Dich ordentlich satt!“

Was Fenitscha „Tee“ nannte, war ein Getränk, das mehr nach Blech als nach Tee schmeckte. Die Maßlow trank aber die Kanne bis auf den letzten Tropfen aus und aß ihre beiden Semmeln dazu.

Sie rief den kleinen Jungen zu sich heran und gab ihm ein Stück Semmel. Dann kam die Korablewa mit der Schnapsbuddel und schenkte der Maßlow einen kleinen Blechtopf voll, die sowohl ihr wie dem „Pfau“ einen Schluck davon abgab. Als sie den Topf ausgetrunken

hatte, fing sie an, von der Verhandlung zu erzählen, äffte den Staatsanwalts-Substituten nach, erzählte wieder von den Männern, die sie in einem Fort angeguckt hatten, sogar im Gerichtssaale, ja auch ins Arrestantenzimmer gekommen seien, bloß um sie nahebei zu sehen. „Ja, ja, die Mannsleute!“ meinte die Aufseherin, „bei denen heißt's eben: wo Honig ist, da sammeln sich die Bienen; und wenn sie zu gar nichts mehr taugen, das, wozu sie uns Weiber brauchen, verlernen sie nie! und die Hauptsache für sie ist immer das Kapitel Extratour. Alle Tage das gleiche Brot schmeckt ihnen nicht; sie wollen immer Zubrot haben!“ — „Und kaum war ich hier in den Hof getreten, fiel auch schon wieder einer über mich her,“ sagte die Maßlow, „ich wußte mich wirklich kaum zu retten. . . zum Glück kam der Sekretär vom Gefängnisdirektor dazu und verwies den Kerl. . . den von dem Sträflingstrupp, der sich wie eine Kette an mich gehängt hatte.“ — „Wie hat er denn ausgesehen?“ fragte der „Pfau“. — „Schwarz, mit dickem Schnauzer.“ — „Na, das wird er schon gewesen sein.“ — „Wer?“ — „Na, der Tscheglow.“ — „Wer ist denn das?“ — „Was? den Tscheglow kennst Du nicht? der ist ja schon zweimal aus den Bergwerken entflohen, und doch haben sie ihn immer wieder ertwischt. Aber der läßt sich nicht halten! denn sie haben alle Heidendampf vor ihm, sogar die Aufseher!“ erzählte der „Pfau“; sie wußte nämlich mit allen Sträflingen Bescheid, weil sie unter der Hand alle Briefe für sie besorgte. „Der Tscheglow reißt ganz sicher wieder aus.“ — „Ausreißen wird er freilich,“ sagte die Korablewa, „aber uns mitzunehmen, wird ihm nicht einfallen! Was hat denn aber der Advokat gesagt betreffs des Gnadengesuchs? das muß doch eingereicht werden.“

Die Maßlow sagte, von dergleichen sei ihr kein Sterbenswort gesagt worden. Da trat die Rothhaarige zu ihnen. Sie wühlte sich mit den Händen in dem wirren Haar und sagte: „Was Du machen mußt, Kati, kann ich Dir sagen: zuerst mußt Du schreiben, daß Du Dich dem Urteile nicht fügen kannst. Dann geht das Schreiben an den Staatsanwalt.“ — „Was willst Du denn bei uns?“ fragte die Korablewa; „hast wohl den Schnaps gerochen? gib Dir bloß keine Mühe! was wir zu tun und zu lassen haben, wissen wir auch ohne Dich.“ — „Mit Dir hab' ich ja gar nicht gesprochen . . . warum redest Du denn mit mir?“ — „Willst Du Schnaps?“ — „Na, laß sie doch einen Schluck trinken,“ sagte die Maßlow, denn sie gab immer, wenn sie etwas dazu hatte. — „Das wäre! keinen Tropfen!“ — „Denkst wohl, ich fürchte mich vor Dir?“ fragte die Rothhaarige die Korablewa. — „Unverschämter Klater! scher Dich auf Deine Britsche!“ rief die Korablewa. — „Klater?“ schrie die Rothhaarige; „vorläufig gehören wir noch nicht dorthin, wo sie Dich schon lange vermissen, Du Zwangsarbeitsvieh!“ schrie die Rothhaarige. — „Scher Dich!“ brummte die Korablewa; „Schnaps kriegst Du von mir doch keinen!“

Aber die Rothhaarige rückte der anderen so dicht auf den Leib, daß diese zum Schlage ausholte. Aber darauf hatte die Kote nur gelauert, denn im Nu hatte sie die alte Frau bei den Haaren gepackt und versuchte, ihr das Gesicht mit der anderen Hand zu bearbeiten; aber die Korablewa packte sie am Handgelenk und hielt sie wie in einem Schraubstocke fest. Die Maßlow bemühte sich, im Verein mit dem „Pfau“, die beiden Weiber auseinanderzubringen, auch die Schwind süchtige kam herbei und guckte zu; aber der Lärm wurde so stark, daß der Aufseher her-

beigerannt kam. Er riß die beiden Weiber bald auseinander, die Korablewa hatte ein paar Strähnen Haar eingebüßt, und der Rothhaarigen war das graue Hemd quer über der Brust zerrissen worden.

Während sie beide noch schrienen, als wenn sie am Spieße steckten, sagte der Aufseher: „Ich rieche Schnaps. Wer hat hier welchen? Laßt Euch bloß nicht damit erwischen, denn sonst kann's Euch verteufelt schlecht gehen. Meinetwegen sauft Euch den Leib voll, mir ist's sehr schnuppe, ob Ihr besoffen seid oder nicht. Bloß Ruhe bitt' ich mir aus, sonst laß' ich Euch alle in den Keller hinunter bringen. Da werden die Ratten schon sorgen, daß Ihr Euch ruhig verhaltet.“ Er ging ein paarmal zwischen den Weibern auf und ab. Dann rief er: „So! nun marsch auf die Britschen! es ist Zeit, daß Ihr einschlaft.“

Aber die Weiber zeternten noch immer eine geraume Zeit, denn jede wollte die Schuld von sich auf die andere wälzen. Allmählich aber wurden sie ruhig und suchten die Britschen auf, wo sie dann auch einschließen. Bloß die Kindsmörderin blieb noch eine Weile vor dem Heiligenbilde liegen, lief aber dann wieder in der Stube hin und her, von einer Wand zur anderen; und die Maßlow konnte sich mit dem Gedanken, daß sie zur Zwangsarbeit nach Sibirien sollte, noch immer nicht vertraut machen. Die Korablewa drehte sich nach ihr um. „Sei doch nur nicht gar so kleinlaut!“ sagte sie zu ihr, „Du wirst sehen, in Sibirien wird auch Brot gebacken.“ — „Ach, umkommen werde ich ja dort auch nicht; aber schwer wird's mir werden, denn ich bin zu sehr an faules Leben gewöhnt.“ — „Na, Du mußt eben zusehen, wie's gehen wird,“ erwiderte die Korablewa, „denn wer kann gegen Gottes Willen sich auflehnen?“

Zweiter Teil.

1.

Als Fürst Nechljudow am anderen Morgen aufwachte, fiel ihm alles sofort ein, was er am vergangenen Tage erlebt und sich vorgenommen hatte. Im ersten Augenblick rührte sich freilich wohl die Stimme des Versuchers wieder; sie wollte ihm begreiflich machen, daß es töricht sei, gegen den Strom schwimmen zu wollen; aber es gelang ihr nicht, aufzukommen. Nechljudow blieb fest, und seit langer Zeit hatte er nicht soviel Energie gezeigt wie heute. Sobald Arafena bei ihm eintrat, sagte er ihr, daß er sich entschlossen habe, die große Wohnung aufzugeben, und daß er sie zufolge dessen nicht länger als Hausverwalterin brauchen könne.

Arafena sah ihn ganz verduht an. — „Ich rechne darauf, daß Sie mir noch beim Einpacken helfen werden. Es soll alles wieder so werden, wie zu Lebzeiten meiner Mutter. Meine Schwester wird herkommen und die weiteren Anordnungen treffen.“

„Aber, Dmitri Iwanowitsch,“ sagte die alte Dienerin, „Sie müssen doch immer eine Wohnung haben, selbst wenn Sie ins Ausland reisen.“

„Sie irren, Arafena,“ erwiderte er, „verreisen werde ich freilich; aber ganz wo anders hin, als Sie denken.“ Er wurde über und über rot. Dann sagte er bei sich: „Ich kann nicht anders. Ich muß es ihr sagen. Wozu sollte ich auch schweigen?“ Nach einer Weile begann er wieder:

„Mir ist gestern etwas ganz Wunderliches passiert, Agra-
fena Petrowna . . . besinnen Sie sich noch auf die Kat-
juscha bei meiner Tante Maria Iwanowna?“ — „O frei-
lich! hat sie doch bei mir Nähen gelernt!“ — „Nun,
gestern hat Katjuscha vorm Schwurgericht gestanden, und
ich war Geschworener.“ — „Du lieber Gott!“ rief Agra-
fena; „ist das aber schrecklich! was hat sie denn ver-
brochen?“ — „Einen Mord hat sie begangen, und die
Schuld, daß sie ihn begangen hat, fällt auf mich.“ — „Auf
Sie, Dmitri Iwanowitsch? aber wie kann das möglich
sein? Sie reden doch wohl Dinge, die Sie nicht verant-
worten können.“ — „Doch! ich bin der eigentliche Schul-
dige,“ sagte der Fürst wieder, „und weil ich das jetzt er-
kenne, darum habe ich mir vorgenommen, einen ganz an-
deren Lebenswandel zu beginnen.“

Agrafena Petrowna kannte die Geschichte der Kat-
juscha, und auf ihre Lippen trat jetzt ein mattes Lächeln.
„Ich verstehe trotz allem nicht, Dmitri Iwanowitsch, was
für die Katjuscha dabei herauskommen soll, wenn Sie
Ihre Wohnung aufgeben wollen.“ — „Agrafena, ich bin
die Ursache, daß sie auf diese schlimmen Abwege geraten
ist, und muß nun auch alles tun, ihr zu helfen, was ir-
gend in meinen Kräften steht.“ — „Das mögen Sie ja
machen, wie Sie wollen,“ erwiderte Agrafena, „aber daß
Sie an allem Weiteren schuld sein wollen, da doch nun
volle zehn Jahre verflossen sind, seit die Katjuscha vom
Gute lief, kann ich beim besten Willen nicht einsehen. So
etwas wie zwischen Ihnen und der Katjuscha kommt doch
alle Tage vor, das vergift man und lebt dann eben wieder
weiter. Wenn's der Katjuscha recht war, wie hätte es
denn Ihnen nicht recht sein sollen?“ setzte sie hinzu, wäh-
rend der Klang ihrer Stimme sich etwas strenger färbte;

„jedenfalls liegt für Sie irgendwelcher Grund, sich als der schuldige Teil anzusehen, nicht vor! Daß sich das Mädel auf die schlechte Seite gewendet habe, ist mir schon vor einiger Zeit zu Ohren gekommen.“

„Agrafena,“ wiederholte Neschjudom, „mich trifft die Schuld daran, und meine Pflicht ist es, mein Unrecht wieder gut zu machen.“ — „S-m, ich meine, das dürfte Ihnen aber einigermaßen schwer fallen,“ erwiderte nun wieder mit mattem Lächeln die alte Hausverwalterin. — „Das überlassen Sie mir zu beurteilen,“ erwiderte schroff der Fürst; „aber was Mama mir in betreff Ihrer Zukunft ans Herz gelegt hat, Agrafena . . .“

„O, wegen meiner Zukunft lassen Sie sich kein graues Haar wachsen, Dmitri Iwanowitsch! Die selige Frau Fürstin hat mich so reich bedacht, daß ich aller Sorgen überhoben bin. Meine Nichte Lisinka will schon lange, daß ich zu ihr ziehe; und wenn Sie mich wirklich nicht mehr brauchen sollten, so werde ich mich dieses Anerbietens gern bedienen. Aber, Dmitri Iwanowitsch, Sie tun wirklich unrecht, sich solche Vappalie so sehr zu Herzen zu nehmen!“

„Agrafena, ich denke nun eben anders über solche Sache. Also nochmals: ich rechne darauf, daß Sie mir beim Einpacken noch behilflich sein werden. Im übrigen zürnen Sie mir nicht, Agrafena! ich bin Ihnen ja für alles so überaus dankbar, was Sie im Leben an meiner Mutter und mir getan haben.“

Seltzam! seit ihm die Erkenntnis der eigenen Schledhtigkeit gekommen war, machten ihm seine Mitmenschen nicht mehr den abstoßenden Eindruck wie vordem. Im Gegenteil: er hatte vor ihnen einen gewissen Grad von Respekt. Er hat Agrafena noch, dem Kutscher

das gleiche zu sagen, was er ihr gesagt habe, und ging dann auf die Straße hinunter, um in einer Droschke nach dem Gericht zu fahren. Es verwunderte ihn nicht wenig, daß er sich nun förmlich wie ein ganz neuer Mensch vorkam.

Während ihm gestern die Verheiratung mit Missi noch als diskutabel vorgekommen war, dünkte sie ihm jetzt als eine bare Unmöglichkeit. Gestern hatte er noch gemeint, sie könnte sich glücklich schätzen, eine solche Partie zu machen; und heute hielt er sich für den schofelsten Wicht. „Wie kann ich daran denken, mich zu verheiraten, während das Mädchen, das ich verführte, das durch mich auf die Bahn des Lasters gedrängt wurde, morgen oder übermorgen nach Sibirien abgeschoben wird? Ich soll mit meiner jungen Frau Visiten machen und Visiten empfangen, während jenes arme Ding auf dem Wege zur Zwangsarbeit ist? . . . und Maria Wassiljewna? soll ich etwa mit dem Adelsmarschall, dessen Frau ich mir angeeignet habe, in Sitzungen zusammen verkehren? Nein, nichts mehr von solchen gemeinen Geschichten! Ich will zu dem Advokaten gehen und hören, was er sagen wird . . . dann will ich die Arrestantin auffuchen und will ihr sagen, wie sich von jetzt ab alles zwischen uns verhalten soll!“

Wenn er sich das Wiedersehen mit ihr ausmalte, wenn er sich vorstellte, wie er ihr seine Schuld bekennen, ihr aber dann sagen würde, daß er alles tun werde, ihr Los zu erleichtern, ja daß er schließlich nicht zaudern werde, ihr seine Hand zu reichen, um sein Unrecht vollständig wieder gut zu machen . . . da fühlte er Freude in sein Herz einziehen, und die hellen Tränen traten ihm in die Augen.

2.

Im Gerichtsgebäude erfuhr er, daß die in der gestrigen Schwurgerichtsverhandlung verurteilten Angeklagten in verschiedenen Gefängnissen untergebracht seien, und daß er unter allen Umständen einen Passierschein vom Staatsanwalt haben müsse, wenn er einen derselben besuchen wolle.

Er begab sich also nach den Staatsanwaltszimmern. Aber der Amtsdienner wollte ihn nicht melden, weil der Herr Substitut sehr in Anspruch genommen sei. Fürst Nechljudow kehrte sich jedoch nicht an seine Reden, sondern bestand darauf, daß er gemeldet wurde. Als der Diener nun einen Blick auf Nechljudows Karte warf, änderte er sofort seine Haltung und besorgte die Meldung.

Der Substitut ärgerte sich offenbar, daß sich der Fürst nicht hatte abweisen lassen, also gar keine Rücksicht darauf zu nehmen geruhte, daß er in einem vermeintlichen Berge von Arbeit steckte. „Bitte, Sie wünschen?“ fragte er strengen Tones.

„Ich bin Geschworener, heiße Nechljudow und muß mit der Delinquentin Maßlow sprechen.“ — Er fühlte, wie ihm bei diesen Worten die Röte auf die Wangen stieg; denn der Schritt, zu dem er jetzt ansetzte, sollte entscheidend sein für sein weiteres Leben.

Der Substitut war ein kleiner Herr, von dunkler Farbe, mit graugesprenkeltem Haar, durchdringendem Blicke und stark hervortretendem Kinn. „So, die Maßlow wünschen Sie zu sprechen? ach, das ist die Person, die wir gestern wegen Giftmordes vorhatten; ich beginne mich,

aber," setzte er hinzu, „in welcher Absicht wünschen Sie denn diese Person zu sprechen?" er schwieg eine kurze Weile, dann setzte er hinzu, wie wenn er das Bedürfnis hätte, sich einiger Höflichkeit gegenüber seinem Besucher zu befleißigen: „Ohne zu wissen, was Sie von der Person wollen, bin ich wirklich außer Stande, Ihnen einen Passierschein zu geben." — „Ich muß sie in sehr dringlicher Sache sprechen," rief Nechljudow. — „So! in einer dringlichen Sache?" wiederholte der Substitut. „Die Person wird bis zur Bestätigung des über sie verhängten Urteils in dem Interimsgefängnisse bleiben," erwiderte der Substitut; „dort ist nur an gewissen Tagen Besuchszeit. Also wenden Sie sich, bitte, an die Gefängnisverwaltung." — „Aber ich kann nicht warten," rief Nechljudow, in Hitze geratend; „die Maßlow ist gestern zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden, ist aber unschuldig."

Der Staatsanwalts-Substitut suchte mit den Brauen, wie wenn ihn eine gewisse Unruhe befielen. „Dann wird doch aber Ihre Unterhaltung mit der Person nicht viel Nutzen haben? da werden Sie doch besser andere Schritte unternehmen." — „Herr Substitut," rief heftig Fürst Nechljudow, „ich möchte bitten, mir selbst zu überlassen, wie ich mich in dieser Angelegenheit zu verhalten gedenke; denn der mittelbar Schuldige bin ich!"

„Was Sie sagen!" rief, einigermaßen verblüfft, der Substitut. „Bitte, inwiefern denn?" — „Ich habe die Person verführt, und dadurch ist sie auf diese schiefe Ebene geraten. Wäre sie nicht durch mich zu solchem Geschöpfe geworden, so wäre nie solcher Verdacht auf sie gefallen." — „Aber ich kann noch immer nicht begreifen, wie hierdurch der Wunsch bei Ihnen entstehen kann, die Person zu besuchen?" — „Ich will ihr nach Sibirien folgen —

will sie . . . dort ehelichen," stieß Nechljudow hervor, während ihm, wie immer, wenn er von dieser Sache sprach, die Tränen in die Augen traten. — „So, so! so, so!" sagte der Substitut; „allerdings ein ganz absonderlicher Fall! fast ein absurder Fall! Meines Wissens sind Sie Geschworener beim R.'schen Landgerichte?" — „Diese Frage, meine ich, steht mit meiner Bitte in keinerlei Zusammenhang," fiel ihm Fürst Nechljudow ärgerlich ins Wort. — „Allerdings nicht," versetzte der Substitut, ohne sich beirren zu lassen, mit feinem Lächeln, „indessen muß Ihr Begehren befremden, denn es steht in zu kräftigem Widerspruch mit allem Hergebrachten . . ."

„Ich bitte, Herr Substitut," nahm jetzt Fürst Nechljudow energisch wieder das Wort. „Kann ich den Passierschein haben oder nicht?" — „Aber freilich," versetzte der Substitut, „bitte, nehmen Sie einen Moment Platz! ich werde Ihnen das Ding gleich ausfertigen."

Nechljudow blieb jedoch stehen. Als der Substitut ihm den Schein behändigte, heftete er einen neugierigen Blick auf ihn.

„Noch eins, Herr Substitut," sagte Fürst Nechljudow, „ich muß Sie bitten, mich aus der Geschworenenliste zu streichen."

„Zu solchem Begehre müssen Sie ganz triftige Gründe beibringen."

„Ich bin der Meinung," erklärte der Fürst, „daß unser ganzes Gerichtswesen überflüssig, wenn nicht gar unsittlicher Tendenz ist."

„Was Sie sagen!" erwiderte der Substitut; „Sie werden wohl aber einsehen, daß ich in meiner staatlichen Stellung Ihre Anschauung nicht teilen kann und nicht

teile. Wenden Sie sich mit diesem Gesuche, Sie Ihrer Funktionen als Geschworener zu entheben, an das Gericht selbst. Sollte das Gericht nicht zu Ihrer Auffassung gelangen, wird es Sie wohl in eine angemessene Strafe nehmen.“

„Ich habe die nach meiner Meinung für solche Dinge zuständige Stelle unterrichtet, wie der Fall steht, und werde das Weitere abwarten,“ versetzte Nechljudow und empfahl sich.

Der Substitut, froh, einen so absonderlichen Gast schnell los zu sein, verneigte sich ebenfalls und setzte sich wieder an seinen Aktentisch. Da schob ein Richter den Kopf aus dem Nebenzimmer zur Tür herein. „Was war denn das für ein Heiliger?“ fragte er. — „Ach, Nechljudow, der mit unter den diesmaligen Geschworenen sitzt. Sie besinnen sich vielleicht vom R.'schen Landgericht noch auf ihn? er hatte schon damals immer die verschrobensten Ansichten. Wir haben doch gestern ein Frauenzimmer wegen Gismords zu Zwangsarbeit verurteilt. Nun behauptet er, sie verführt und auf diese Laufbahn gebracht zu haben, und um sein Unrecht wieder gut zu machen, will er die Person ehelichen.“ — „Aber ich bitte Sie!“ rief der Richter; „was ist denn das für Unsinn?“ — „Nun, eben ist er doch dagewesen, hat's mir gesagt und sich einen Passierschein in das Gefängnis gefordert, in welchem die Person untergebracht ist.“ — „Ist das eine Jugend heute!“ rief der Richter. — „Nun, Kollege! in der ersten Jugend steht Fürst Nechljudow eigentlich nicht mehr.“

3.

Vom Staatsanwalt fuhr Fürst Nechljudow auf der Stelle nach dem Interimsgefängnis, hörte aber, daß die Maflow dort nicht interniert sei, sondern wahrscheinlich im Hauptgefängnisse. Es war eine weite Strecke vom einen zum anderen Gefängnisse, und erst gegen Abend gelangte er dorthin. Die Wache wollte ihn aber nicht passieren lassen. Er läutete. Darauf erschien der Fron, beschied aber den Fürsten, daß er ohne einen Passierschein des Gefängnisdirektors niemand einlassen dürfe.

Nechljudow begab sich in dessen Wohnung, aus der ihm eine Lisztsche Rhapsodie, leidlich auf einem Pianoforte gespielt, entgegenklang. Das Stubenmädchen, das an der Thür erschien, sagte, der Herr Direktor sei nicht zu Hause, und auf seine Frage, wann derselbe wieder da sein werde, verschwand das Mädchen. Gleich darauf erscholl jedoch aus dem Zimmer, wohin das Mädchen verschwunden war, eine schrille Stimme: „Sage doch, heute sei der Herr Direktor überhaupt nicht mehr zu sprechen. Er ist auswärts auf Besuch. Die Dienststunden sind ja doch längst vorüber . . . wer läßt sich denn einfallen, zu so ungelegener Zeit noch zu stören?“

Die Lisztsche Rhapsodie wurde weiter geklirpelt, und der Fürst ging wieder. Auf der Treppe lief er einem jungen Offizier mit aufgezwirbeltem Schnurrbart in den Weg. Er fragte, ob etwa der Vertreter des Herrn Direktors noch zu treffen sein möchte. Der junge Offizier stellte sich als solcher vor, prüfte den vom Substituten ausgestellten Passierschein und sagte dem Fürsten, für das Hauptgefängnis sei derselbe leider nicht gültig, zudem sei die Besuchszeit ja auch längst vorbei; er könne ihm leider kei-

nen anderen Bescheid geben, als morgen bei Tage noch einmal vorzusprechen. „Um zehn Uhr, wenn ich bitten darf,“ schloß er; „da ist der Eintritt für jedermann frei. Wenn es der Inspektor gestattet, an den Sie sich wenden müssen, können Sie sich mit der Person im Saale fünf Minuten unterhalten.“

Mechljudow mußte also unverrichteter Sache wieder nach Hause fahren. Er war in einer beispiellosen Aufregung, denn jetzt gab es kein Zurück mehr: er hatte dem Substituten erzählt, wie es sich mit ihm in dieser Angelegenheit verhielt, hatte ihn davon unterrichtet, daß er sein Amt als Geschworener niederlege. Zu Hause angekommen, nahm er sein Tagebuch zur Hand, das er schon geraume Zeit nicht mehr geführt hatte, las eine Weile darin und machte dann folgenden Vermerk:

„Zwei Jahre sind verstrichen, seit der letzten Notiz in diesem Buchel ich habe nicht gedacht, es je wieder weiter zu führen . . . es bedünkte mir kindliche Torheit . . . aber ich irrte hierin: es war keine Torheit, dies Buch zu führen, sondern ein Selbstgespräch, eine Zwiesprache mit dem gottähnlichen Ich, das in jedem Menschen lebt. Dieses Ich hat zwei Jahre lang in mir geschlummert. Durch ein merkwürdiges Vorkommnis im Schwurgerichtssaale ist es jedoch wieder geweckt worden. Auf der Angeklagtenbank hab' ich die Katjuscha wiedergefunden, die ich vor zehn Jahren verführte . . . hab' sie im Arrestantenrock wiedergefunden! . . . Durch ein seltsames Mißverständnis, das nicht zum geringsten Teile meine Schuld ist, ist sie zu Zwangsarbeit verurteilt worden. Ich komme eben vom Staatsanwalts-Substituten, der die Anklage in dem Prozesse vertreten hat, der mir einen Passierschein für das Gefängnis ausgestellt hat. Ich bin aber nicht mehr ein-

gelassen worden. Aber mein Entschluß, alles zu tun, was das Schicksal der Aermsten erleichtern kann, steht fest, unerschütterlich fest: ich werde vor dem letzten Schritte nicht zurückweichen, wenn ich ihr anders nicht helfen kann, und werde sie zu meiner Frau machen. Gott im Himmel, steh' mir bei! Ach, wie ist's mir leicht ums Herz, seit ich mich zu diesem Schritte entschlossen habe!"

4.

Die Maßlow konnte in dieser Nacht keinen Schlaf finden. Mit offenen Augen lag sie auf ihrer Britsche und stierte zur Thür hin, die nur hin und wieder von dem Schatten der noch immer in dem Raume auf und nieder schreitenden Tochter des niederen Geistlichen, der Kindsmörderin, verdeckt wurde. Sie dachte darüber nach, wie sie sich in Sachalin einzurichten hätte: einen Sträfling heiraten würde sie keinesfalls; anders wäre es, wenn ihr ein Schreiber oder Aufseher einen Antrag machen sollte, da wollte sie nicht Nein sagen. „Wenn ich bloß nicht mager werde,“ dachte sie ängstlich, „denn dann wäre alles verloren.“ Und wieder fiel ihr ein, mit welcher wohlgefälligen Blicken sie all die Männer, sogar der Substitut, der Vorsitzende und der Verteidiger, während der Verhandlung betrachtet hatten . . . dann fiel ihr ein, wie die Bertha, das andere Mädchen, das bei der Kitanow wohnte, sie im Gefängnis besucht und ihr erzählt hatte, daß sich der Studiosus, mit dem sie ein Verhältniß unterhielt, nach ihr erkundigt und sie tief bedauert hätte; dann fiel ihr der

Zwist ein, der zwischen der Korablewa und der Rothhaarigen ausgebrochen war . . . und noch manch anderes fiel ihr ein, bloß nicht Fürst Nechljudow! Nein! an ihn dachte sie kein einziges Mal, hatte auch nie wieder an ihn gedacht, seit sie ihn zum letzten Mal gesehen: in jener stürmischen Nacht, als er vom Regiment zurückkam, ohne bei den Tanten abzustiegen . . . und als sie die letzte Hoffnung, ihn wiederzusehen, zu Grabe getragen hatte.

Ja, seit jener Nacht war alles anders mit ihr geworden! ach, wie schmerzlich war es ihr gewesen, als der Brief von ihm an die Tanten gekommen war, er könnte sich nicht mit einem Besuche versäumen, weil er sonst nicht mehr rechtzeitig in Petersburg eintreffen könnte. Da hatte Katjuscha den Einfall bekommen, auf den Bahnhof zu laufen und den Zug abzupassen. Um zwei Uhr nachts, hieß es, käme der Militärzug. Als sie die beiden Damen zur Ruhe gebracht hatte, war sie mit der Mascha, der Köchin, in der naßkalten, finsternen Nacht auf die Bahn gerannt. Aber unterwegs hatte sie ein heftiger Regen überfallen; die Wege über die Felder waren aufgeweicht, im Walde aber war es stoßfinster, und so hatte sie sich, trotzdem sie den Weg doch ganz genau wußte, verlaufen. Es hatte schon zum zweiten Male geläutet, als sie den Bahnhof erreicht hatte, und der Zug hatte bloß drei Minuten Aufenthalt. Aber sie hatte Glück: Nechljudow saß in dem Wagen erster Klasse, der gerade dem kleinen Bahnhofsgebäude gegenüber hielt und von dem Lampenschein getroffen wurde. Sie sah ihn schon von weitem: mit einem anderen Offizier saß er am Fenster und spielte Karten. Auf dem Tischchen zwischen ihnen brannten ein paar dicke Kerzen. Sie sah die prallen Reithosen, die er trug, und das weiße Hemd, denn er hatte den Interims-

roß abgelegt. Sie rannte zu dem Fenster hin; aber da erscholl auch schon das dritte Läuten. Der Zug setzte zur Weiterfahrt an. Einer der beiden Offiziere erhob sich. Sie preßte das Gesicht an die Fensterscheibe. Sie klopfte ans Fenster. Da fingen die Räder sich zu drehen an, und der Zug setzte sich in Bewegung. Sie lief neben dem Wagen her. Noch immer hielt sie das Gesicht am Fenster. Der Offizier, der aufgestanden war, versuchte das Fenster hinunterzulassen, es gelang ihm aber nicht . . . da war Nechljudow aufgesprungen, hatte den Kameraden beiseite geschoben und das Fenster heruntergelassen. Aber der Zug war schon in schnelleres Tempo geraten, und gerade als das Fenster heruntergelassen wurde, sprang der Schaffner auf das Trittbrett und stieß sie hinunter. Wohl lief sie auf dem Bahnsteige noch ein paar Schritte neben dem Wagen her, blieb aber bald zurück, und dann hatte der Steig sein Ende, und wenig fehlte, so wäre sie gestürzt . . . der Wagen erster Klasse war schon aus ihrem Sehbereich, die Wagen zweiter Klasse rollten vorüber, dann die dritter Klasse; aber sie lief noch immer, bis der letzte Wagen sie überholte. Der Wind riß ihr das Tuch vom Kopfe und wehte ihren Rock in die Höhe; dann riß er ihr das Umschlagetuch vom Halse . . . aber trotzdem sie schon über den Wasserturm hinaus und auf das freie Feld gelangt war, rannte sie noch immer hinter dem Bahnzuge her.

„Über, Tante Katjuscha,“ rief ihr das Mädchen hinterher, das nicht mit ihr Schritt halten konnte, „Du hast ja Dein Tuch verloren!“

Katjuscha blieb stehen, suchte sich an dem Mädchen zu halten, sank aber um und schrie und weinte bitterlich. „Ach! er ist fort!“ schrie sie, „er sitzt auf weichen Polstern,

trinkt und lacht und spielt . . . und ich stehe hier in Wind und Regen, und weine!“ Das Mädchen war halbtot vor Schreck und schlang die Arme um sie, ohne sich daran zu kehren, daß Katjuscha vor Nässe triefte.

„Katjuscha,“ sagte sie, „komm! wir wollen heimgehen!“

„Geh, geh!“ sagte Katjuscha, „ich warte hier auf den nächsten Zug und werfe mich auf die Schienen; dann ist's mit einem Mal zu Ende.“

Aber da regte es sich leise in ihrem Leibe, und da war mit einem Male jeder Gedanke an das Leid, das sie erlitten, an den Kummer, den sie zu tragen hatte, vorüber . . . und aller Groll gegen den Mann, der sie nicht wieder sehen mochte, war verschwunden . . . ihr Gemüt wurde ruhiger und sie stand auf, schüttelte den Regen von ihren Röcken, nahm das Tuch über den Kopf und ging neben dem Mädchen her zurück nach dem Gutshofe . . . Todmüde, triefend vor Nässe, bis an den Hals mit Schmutz bespritzt, kam sie dort an.

Von dem Tage an war sie eine andere geworden. Von dem Tage an hatte sie den sittlichen Halt verloren und war gesunken, von Stufe zu Stufe . . . aller Glaube war ihr abhanden gekommen, an Gott und Gesetz, an Menschen und an Treue und Liebe; denn der Mann, dem sie und der ihr in Liebe zugetan gewesen war, hatte sie verlassen! ja, der ihr zugetan war! o, sie wußte es ganz genau, daß sie so denken durfte! daß er ihr von Herzen zugetan gewesen war, und daß ihn nur die Menschen und die Verhältnisse hinderten, zu ihr zu halten . . . sie wußte ganz genau, daß er noch immer der beste von allen Männern war, mit denen sie in Berührung gekommen war.

Dann hatten die beiden frommen Damen in einem

fort auf sie gescholten, und dessen war sie überdrüssig geworden, und so hatte sie es darauf angelegt, daß es zu Zank und Streit mit ihnen gekommen war, und da war sie aus dem Dienste gelaufen und hatte sich allein in der Welt weiter geholfen . . . aber überall hatte sie erfahren, daß die Männer sie bloß als ein Ding ansahen, an dem sie ihre Freude haben konnten, und daß die anderen Weiber sie ebendeshalb nicht leiden mochten . . . und so war das Leben für sie kein Freudental gewesen, sondern ein Sammeltal, und immer mehr hatte sie erkannt, daß wohl immer viel geschwätzt wurde vom lieben Gott und seinen Geboten, aber nur wenig danach gehandelt. Kamen der trüben Gedanken aber gar zu viel über sie, dann pflegte sie sich eine Zigarette anzustecken und ein Glas Branntwein einzuschwenken . . . und diese beiden Tröster verfehlten niemals ihre Wirkung, sondern stimmten sie immer wieder fröhlich . . .

5.

Nechljudow verließ in aller Frühe seine Wohnung. Am Abend war der erste warme Frühlingsregen gefallen; überall sprießte das frische junge Gras; die jungen Birken hatten sich in ihre duftigen Schleier gehüllt, die Pappeln öffneten ihre länglichen Blätter, in allen Häusern war große Säuberung: die Winterfenster wurden ausgehoben und gewaschen. Der Weg führte über den Markt. Hier herrschte schon das regste Leben. Vor den Buden-

reihen standen Menschen über Menschen, vor den Schenken drängten sich die Arbeiter, die Männer in ihren Sonntagsjachen, die Weiber mit buntseidenen Kopftüchern und in schwarzen Mäntelchen; denn am ersten Markttage war auch Feiertag.

An den Straßenecken standen Polizisten mit gelben Schnüren an den Achseln. Auf den mit Riez beschütteten Spazierwegen und den frisch grünenden Rasenplätzen liefen Kinder herum; auf den Bänken saßen die Wartefrauen, in munterem Geschwätz miteinander befangen; schwerbeladene Wagen rasselten durch die Straßen, Kuttschen jagten entlang, und die Straßenbahn sauste, aller Minuten klingelnd, einher. Alle Glocken erklangen, zum Frühgottesdienste einladend; das Volk eilte in die Kirchen. Im Gefängnis war gleichfalls Gottesdienst: die Sträflinge wurden truppweis, Männer und Weiber besonders, in die GefängnisKirche durch bewaffnete Aufseher geführt.

An der letzten Straßenbiegung vor dem Gefängnisse ließ Nechljudow halten. Es war etwa noch hundert Schritte bis zum Eingangsportal. Männer und Weiber, mit Bündelchen unter dem Arme, standen hier herum. Rechts standen ein paar Holzbauten, links ein zweistöckiges Haus mit einem großen Aushängeschild. Vor dem Gefängnisse ging ein Militärposten auf und ab. Rechts von ihm saß ein Fron, mit einem Merkbuche in der Hand, auf einer Bank.

Die Leute, die in das Gefängnis eintreten wollten, mußten dem Fron ihre Namen nennen, dann die Namen der Sträflinge, zu denen sie wollten. Beides schrieb der Fron in zwei einander gegenüber stehende Kolonnen in sein Büchlein. Auch Fürst Nechljudow trat zu dem Fron

heran, nannte seinen Namen und dann den Namen Katharina Maflom.

„Warum darf denn noch niemand eintreten?“ fragte er den Fron.

„Der Gottesdienst ist noch nicht zu Ende,“ erwiderte der Fron; „sobald dies der Fall ist, wird das Thor geöffnet.“

Neben ihm stand ein junger Mensch mit aalglattrasiertem Gesicht, in sauberem Anzuge, auch mit einem Bündelchen unter dem Arme, in welchem Wäsche zu sein schien. Er sagte, er käme alle Sonntage, sei in einer Bank als Türsteher bedienstet und käme zu seinem Bruder her, der wegen Bankerotts ins Gefängnis gesteckt worden sei.

Während der Fürst mit ihm sprach, wurde seine Aufmerksamkeit auf eine feine Karosse gelenkt, in der ein Studiosus mit einer tiefverschleierten Dame saß. Vor dem Student lag auch ein Bündel, aber von beträchtlicher Größe. Der Student stieg aus, nahm das Bündel ebenfalls unter den Arm, wie alle anderen Leute, die hier standen und warteten, trat auf Nechljudow zu und fragte ihn, an wen man sich zu wenden habe, wenn man den Gefangenen ein Almosen geben wolle. „Ich tue es meiner Braut zuliebe; sie sitzt dort im Wagen; die Eltern meinten, es sei von großem Segen für junge Eheleute, wenn sie sich der armen Gefangenen annähmen.“ — „Ich bin selbst erst zum ersten Male hier und weiß nicht, was hier Regel ist; aber der Fron dort muß Ihnen doch Bescheid sagen können,“ erwiderte Nechljudow, indem er auf den mit seinem Merkbuche rechts vom Eingange sitzenden Aufseher zeigte.

Mittlerweile tat sich die Tür auf, und ein Offizier mit einem anderen Fron trat heraus. Nun gab der

Fron mit dem Merkbuche bekannt, daß der Eintritt nunmehr gestattet sei. Alles drängte sich nun zur Thür; aber es durfte immer nur eine Person passieren, denn ein zweiter Fron hatte sich im Hofe aufgestellt und zählte die Eintretenden mit lauter Stimme. Von zehn zu zehn wurden sie dann in das Gefängnis selbst eingelassen. Der erste Raum war ein Gemach mit gewölbter Decke und Gitterfenstern. Eine Kreuzigungsszene stand in einer Nische. Nechljudow ließ die anderen Besucher voraufgehen und folgte in einigem Abstände hinterher, mit stark gemischten Empfindungen, denn wenn er auch einerseits Mitleid mit den Unschuldigen, wie Katjuscha, empfand, so flößten ihm nicht minder die eigentlichen Bösewichter Abscheu und Entsetzen ein. Als die erste Gruppe von Besuchern aus dem ersten Raume hinausgeführt wurde, sagte der Fron ein paar Worte, die aber Nechljudow in seiner Voreingenommenheit nicht hörte. Er lief also mit den anderen in die Männerabteilung, ohne sich darauf zu besinnen, daß er doch in die Frauenabteilung mußte, wenn er Katjuscha sehen wollte.

Er war der letzte der Eintretenden. Was ihm sogleich auffiel, als er den Fuß über die Schwelle setzte, war der ohrenzerreißende Lärm; aber er erkannte erst, als er ein paar Schritte vorwärts getan hatte, woher derselbe rührte. Der Raum war nämlich durch zwei von der Decke zur Diele reichende Drahtneze in zwei Hälften geschieden: auf der einen Seite des Gitters standen die Besucher, auf der anderen die Gefangenen; mithin hingen die beiden Drahtneze zwischen beiden, die etwa drei Ellen Abstand voneinander hatten, so daß es nicht allein ausgeschlossen war, den Gefangenen etwas hinüber zu reichen, sondern für einen Kurzsichtigen sogar, die Gesichter dersel-

ben deutlich zu sehen. Auch mußte man sich einander zuschreien, wenn man verstanden sein wollte: und daher der ohrenzerreißende Lärm. Hüben und drüben preßten sich Gesichter gegen die Drahtneze, von Weibern, Kindern, Vätern, Müttern, die sich alle aufs äußerste mühten, sich zu sehen und zu verständigen. Aber was zwischen zweien gesprochen wurde, ließ sich trotz allem Geschrei in dem Getöse nicht unterscheiden. Es war bloß möglich, nach dem jeweiligen Gesichtsausdrucke zu beurteilen, ob die gewechselten Worte verstanden worden waren oder nicht.

Nechljudow verweilte etwa fünf Minuten in dem Raume; dann wurde er seines Irrtums inne und trat auf einen kleinen, mageren Herrn zu, der zwischen den Besuchern auf und nieder ging, und dessen Epauletten seine Beamteneigenschaft verrieten.

„Ja, wenn Sie in die Frauenabteilung wollten, so hätten Sie dem anderen Trone folgen müssen, der doch links vom Eingange steht und dort auch sich gemeldet hat. Zu welchem der inhaftierten Weiber wollen Sie denn?“ fragte der kleine, magere Herr.

„Zu der Katharina Maßlow.“

„Ist ihr schon der Prozeß gemacht?“

„Ja, vorgestern, Zwangsarbeit,“ versetzte Nechljudow sehr höflich, denn er wollte nichts tun, was ihm die Gunst dieses freundlichen Beamten verscherzen konnte.

„Sidorow,“ wandte dieser sich jetzt an einen mit mehreren Medaillen geschmückten Unteroffizier, der gerade den Gang entlang kam, „der Herr hier will in die Frauenabteilung; führen Sie ihn doch einmal hinüber!“

6.

Der Besuchsraum für die Weiber war genau so eingeteilt wie der für die Männer, und auch hier herrschte das gleiche ohrenzerreißende Getöse wie dort. Auch hier schritt zwischen den beiden Reihen die „Semandad“ auf und nieder in Gestalt einer Fronin, die wie ihre männlichen Kollegen Uniform mit Schnüren, blauem Kande und blauem Gürtel trug. Auch hier preßten sich hüben und drüben Gesichter gegen die Drähte; hüben standen die Leute aus der Bürgerschaft, die sich mit einer Gefangenen unterhalten wollten, drüben die weiblichen Sträflinge in ihren Sträflingsachen.

Zuerst sah Nechljudow die Frau, die er suchte, nicht hinter dem Gitter. Die erste Reihe war mit anderen Weibern gefüllt: aber hinter einer Blondine, die sich eifrig mit einem flachsbonden Bauern in Bastschuhen unterhielt, dem es schwer wurde, die Tränen zurückzuhalten, stand noch eine Frau, und Nechljudow sagte sich auf der Stelle, daß das die Maßlow sein müßte. Er hatte sich auch nicht geirrt: sie war es, hinter der blauäugigen Feodosia stand sie und lauschte lächelnd den Worten, die diese mit dem flachsbonden Bauern wechselte. Sie hatte aber heute nicht den Arrestantenrock an, sondern eine weiße Jacke, von einem Gürtel zusammengehalten, die sich über der Brust spannte. Nechljudow stockte der Atem: er sagte sich, daß der entscheidende Augenblick nun gekommen sei.

„Soll ich sie heranzufen?“ fragte er sich; „oder abwarten, ob sie allein kommen wird?“

Sie kam nicht allein, sondern wartete auf jene Bertha, die schon einmal bei ihr im Gefängnisse gewesen war, ihre Kameradin, die noch immer bei ihrer einstigen Wirtin wohnte; aber daß der feine Herr zu ihr wollte, das kam ihr gar nicht in den Sinn.

Die uniformierte Aufseherin trat jetzt zu Nechljudow und fragte, zu welcher der Frauen er wolle? — „Zur Maßlow,“ erwiderte er, „Katharina Maßlow.“ — „Geda, Maßlow,“ rief die Fronin, „da ist jemand, der mit Euch reden will.“ — Die Maßlow guckte sich betroffen um, trat aber an das Netz heran; auf ihrem Gesicht mit den leicht schielenden Augen stand der „barmherzige“ Zug, der es für alle Männer so interessant machte. Sie drängte sich hinter der Feodosia vor und sah Nechljudow mit erstaunter Miene an. Als sie ihn in seiner Eigenschaft als feinen Herrn erkannt hatte, war auf ihr Gesicht ein schelmisches Lächeln getreten. „Na, was wollen Sie denn von mir?“ fragte sie, mit den Augen noch immer am Gitter, „ich bin die Maßlow.“

„Ich wollte bloß . . .“ Nechljudow war sich nicht klar, wie er sie anzureden habe, mit „Sie“ oder „Du“ . . . und wieder begann er: „Ich wollte Sie bloß sehen . . . ich . . .“

„Du, weißt Du,“ rief da ein zerlumpfter Mensch neben ihm, „mach bloß keine Flaufen! sag’s rund heraus: hast Du gemaust oder nicht?“ — Und auf der anderen Seite sagte jemand: „Seit gestern liegt sie im Sterben; sie wird’s wohl überstanden haben, wenn ich heimkomme, denn sie war schon ganz schwach, als ich wegging.“

Was Nechljudow zu ihr sagte, konnte die Maßlow mit bestem Willen nicht verstehen; aber auf seinem Gesichte las sie, was er wollte, denn jetzt entsann sie sich auf

einmal, wer es sei . . . und da verschwand das Lächeln im Nu von ihren Lippen und machte einer tiefen Kummerfalte auf der Stirn Platz. „Ich kann nicht verstehen, was Sie von mir wollen!“ schrie sie hinüber zu ihm, während der Ausdruck ihres Gesichtes immer finsterner wurde.

Die Tränen standen ihm wieder in den Augen; er sagte nichts mehr, aber seine Finger griffen an dem Drahtnetz herum, und er mußte sich alle Gewalt antun, um nicht in Schluchzen auszubrechen. Der Maßlow blieb das nicht verborgen; sie wurde von seiner Aufregung angesteckt, und ihre Augen fingen an zu zwinkern, während sich rote Flecken auf ihren vollen blassen Wangen bildeten. Aber der strenge Ausdruck verschwand nicht von ihrem Gesicht. „Ich sehe wohl, daß Sie Ähnlichkeit mit ihm haben,“ rief sie hinüber, „aber bestimmt wiedererkennen, davon ist keine Rede.“

„Ich wollte Sie bloß um Verzeihung bitten,“ hub er an, laut, aber ganz in dem gleichen Tonfalle, wie eine auswendig gelernte Lektion. Kaum waren die paar Worte aus seiner Kehle, so sah er sich erschreckt um; aber ebenso schnell besann er sich, daß er ja hier sei, um seine Schande zu tragen, und er fuhr laut fort: „Ich habe gemein an Dir gehandelt, Katjuscha! sag', daß Du mir verzeihst!“ Weiter konnte er nicht sprechen, sondern trat von dem Drahtnetz hinweg, um das Schluchzen, das seine Brust hob, zu unterdrücken.

Der Unteroffizier, der Nechljudow hergeführt hatte, trat jetzt in das Weiberabteil, und da er für Nechljudow Interesse fühlte, trat er zu ihm heran. Es wunderte ihn, daß er mit der Maßlow, die er doch habe sehen wollen, nicht redete. „Ich kann nicht durch das Drahtgitter

sprechen," erwiderte Nechljudow, „man versteht einander ja auch nicht.“

„Aber sie kann doch auf einige Zeit hierher kommen," sagte der Unteroffizier und rief die Fronin. „Maria Karlowna," sagte er, „lassen Sie doch mal die Maßlow austreten!"

7.

Kaum eine Minute war vergangen, so trat die Maßlow aus einer Seitentür. Eine Weile blieb sie an derselben stehen, dann kam sie leise auf ihn zu, guckte von unten zu ihm herauf und schien zu warten, daß er sie anspräche. Unter dem Kopftuche hervor drang ihr lockiges Haar, das Gesicht war bleich und gedunsen, aber noch immer voll Liebreiz; der Ausdruck war ruhig, bloß die tiefschwarzen Augen blickten seltsam.

„Hier darfst Du sprechen," sagte die Fronin zu ihr und entfernte sich.

Nechljudow ging zu einer an der Wand befindlichen Bank und winkte der Maßlow, sich neben ihn zu setzen. „Ich glaube ja," hub er wieder an, „daß es Ihnen nicht leicht sein wird, mir zu verzeihen," fing er wieder an, aber sogleich setzte er wieder ab, weil ihm die Kehle wie zugeschnürt war, „leider läßt sich nichts ungeschehen machen. Doch will ich wenigstens jetzt alles tun, was in meiner Gewalt steht, um Ihre Lage zu bessern. Sagen Sie mir also . . ."

„Aber wie haben Sie denn mich bloß ausfindig gemacht?“ fragte die Maßlow, die seine Frage völlig überhörte, ihn aber mit ihren leicht schielenden Augen unerblickt ansah.

„Herr Jesus, hilf mir und zeige mir, welchen Weg ich wandeln soll!“ sprach Mechljudow still vor sich hin, ihr in das mit der Zeit so stark veränderte Gesicht starrend. „Gestern habe ich mit unter den Geschworenen gefessen, die Ihnen Ihr Urteil gesprochen haben. Haben Sie mich denn nicht wiedererkannt?“

„Nein,“ antwortete treuherzig die Maßlow, „zu solchen Gedanken habe ich doch gar keine Zeit gefunden . . . zudem habe ich ja diese Männer auch gar nicht angesehen.“

„Sie hatten doch ein Kind zur Welt gebracht?“ fragte er, während ihm das Blut in die Wangen schoß. — „Aber es ist, Gott sei Dank, bald nach der Geburt gestorben,“ sagte die Maßlow, bemüht, seinem Blick auszuweichen. — „Woran?“ fragte er. — „Ich war selbst auf den Tod krank und habe mich um den Wurm nicht viel kümmern können,“ erwiderte die Maßlow verschlossen. — „Aber wie konnten die Tanten Sie denn in solchem Zustande auf die Straße setzen?“ fragte er. — „Um unsern kümmern sich die Menschen wohl viel!“ rief die Maßlow ergrimmt; „was liegt denn an einem armen Dinge von Dienstmädchen? wer wird denn die bei sich behalten, auch wenn sie von einem nahen Verwandten des Hauses hineingelegt worden ist? Die frommen Damen bekamen bloß etwas spitig vor der Sache, da hießen sie mich zusehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen habe. Aber was soll man darüber noch viel reden? Die Geschichte ist nun vergessen.“ — „Nein, nein!“ rief Mechljudow, „das ist sie durchaus nicht . . . ich kann es dabei

nicht bewenden lassen. Ich muß meine Schuld zum wenigsten sühnen.“ — „Ach, was sind das für dumme Reden!“ rief die Maßlow; „über den Bimt ist schon lange Gras gewachsen, da denk' ich ja gar nicht mehr dran! Ich will Ihnen was sagen: geben Sie mir ein paar Rubel, wenn Sie durchaus was tun wollen; und im übrigen verschonen Sie mich mit Ihrem Geschwätz!“

Wenn wirklich die Erinnerung an jene wunderfame Ofternacht wieder in ihrem Herzen erwacht war, wenn sie wirklich des Jünglings noch gedacht hatte, dem sie damals sich hingegeben hatte, dann war es nur einen kurzen Augenblick lang der Fall gewesen. Ihn hier wiederzusehen, hatte sie am allerwenigsten erwartet. Da sie aber an alles Weh, das sie durch ihn erlitten, länger gedacht hatte, als an die kurze Zeit der Freude, die sie mit ihm verlebt hatte, verlangte es sie nicht im geringsten danach, noch einmal seine Liebe zu suchen. Aber Geld, das war was anderes! das konnte sie jetzt gebrauchen . . . und wenn er ihr das geben wollte, so war sie sicher nicht böse . . . denn Nechljudow sah ja jetzt ohnehin ganz so aus, wie all die feinen Herren, die sich bloß des Genusses wegen an sie heranmachten und sie wieder laufen ließen, wenn sie ihren Genuß befriedigt hatten.

„Gewiß!“ sagte er, „Geld sollen Sie haben, was ich Ihnen irgend geben kann,“ und er griff in seine Brieftasche. Als er aber sah, daß sie ihn wieder so seltsam anlächelte, da überkam ihn eine widerliche Empfindung, und er sah traurig vor sich hin.

„Aber lassen Sie bloß den Aufseher nicht sehen, daß Sie mir Geld geben, denn sonst wird's mir gleich wieder abgenommen,“ sagte sie ängstlich.

„Katjuscha,“ sagte er da mit unendlicher Weichheit

in der Stimme, „sagen Sie mir eins: Sie sind doch auch wirklich unschuldig an dem Verbrechen, das Ihnen zur Last gelegt wird?“ — „Na, was denken Sie denn von mir?“ rief sie, „selbstverständlich bin ich unschuldig! sehe ich denn aus wie eine Diebin oder gar wie eine Mörderin?“

Er fühlte sich wieder unendlich erleichtert. Dann wartete er auf einen Augenblick, wo der Fron ihnen den Rücken drehte, und nahm aus seiner Briefftasche einen Zehnrubelschein. Aber gerade, als er ihn ihr in die Hand drücken wollte, drehte sich der Fron wieder um. Er zerknüllte den Schein in seiner Hand. Dann dachte er bei sich: „Aber die Katjuscha ist ja ein ganz verlorenes Frauenzimmer geworden! wie soll ich mich an sie hängen? sie ist doch nur ein Stein am Halse, der mich auf den Grund niederzerzt; sie kann mich ja doch nur hindern in meinem Vorhaben, wieder ein Mensch zu werden, der seiner Mitwelt nützt . . . ich will ihr alles Geld geben, was ich bei mir habe, und ihr Lebewohl sagen; mag sie dann sehen, wie sie zurechtkommt.“

So sprach wieder die alte Versucherstimme in seinem Herzen; aber im anderen Augenblicke sagte ihm sein besseres Gefühl, daß in seiner Seele sich eine völlige Umwälzung vollzöge, daß sein inneres Leben gleichsam auf einer Wagschale läge, deren Zunge bald hier-, bald dorthin neige . . . und da rief er wieder den Gott zu Hilfe, dem er sich in seinem neuen Leben zugewandt hatte, und sein Gott verließ ihn nicht, sondern sandte ihm eine andere, bessere Stimme, und die befahl ihm, dem Mädchen alles auf der Stelle zu bekennen.

„Katjuscha,“ sagte er nun, „ich bin hergekommen, von Dir Verzeihung zu erbitten. Du aber hast mir nicht

einmal geantwortet;" und mit einem Male hatte er das alte trauliche Du wieder gefunden.

Sie aber hörte gar nicht auf seine Worte, sondern blickte nur von der Hand, in der er den Behnrubelschein hielt, zu dem Fron hin und umgekehrt. Nechljudow paßte einen Augenblick ab, in welchem dieser ihnen den Rücken wieder zudrehte, und schob ihr den Behnrubelschein geschwind in den Gürtel.

„Was Sie für albernes Zeug schwätzen!“ sagte sie hierauf verächtlich, und wieder spielte, wie Nechljudow meinte, ein Lächeln um ihre Lippen. Ein inneres Gefühl sagte ihm, daß in dem Herzen dieses Weibes ein ihm feindlicher Dämon hause, der sie zu dem Geschöpf gemacht hätte, das sie jetzt wäre, und der sie verhinderte, seinen Worten zur Besserung Gehör zu schenken. Und das stieß ihn nicht allein ab, sondern zog ihn seltsamerweise erst recht zu ihr hin, denn er fühlte, es müsse nicht bloß sein Bemühen sein, sie materiell in bessere Lage zu bringen, sondern auch ihrer Seele sich anzunehmen. Daß dieses der schwierigere Teil der ihm obliegenden Aufgabe sein werde, verhehlte er sich keineswegs, im Gegenteil gerade dies zog ihn an . . . er wollte sie so wieder haben, wie er sie in jener Osternacht gekannt hatte.

„Katzuscha,“ sagte er, „warum bist Du so still?“ — „Was soll es für Zweck haben,“ erwiderte sie, „in der Vergangenheit zu wühlen?“ — „Katzuscha,“ hub er wieder an und wollte ihr eben sagen, daß es sein Wille sei, sie zu seiner Frau zu machen, da trafen seine Augen die ihrigen, und er fand dort einen solchen Ausdruck von Gemeinheit, daß ihm die Worte richtig in der Kehle stecken blieben.

Es fing in dem Raume leer zu werden an. Der

Fron trat zu dem Fürsten und meldete, daß die für Besuche festgesetzte Frist vorüber sei. Die Maßlow stand auf und sah Nechljudow an, als wenn sie darauf rechne, von ihm einen Wink zu bekommen, daß sie gehen könne. „Auf Wiedersehen, Katjuscha,“ sagte er, „ich muß Ihnen noch viel, sehr viel sagen; aber Sie sehen doch, jetzt kann ich nicht . . . aber ich will wiederkommen.“

„Na, aber so etwas!“ sagte sie; „sind Sie denn wirklich noch nicht fertig? ich denke, Sie haben mir nun schon alles gesagt.“

„Nein. Ich komme wieder, Katjuscha, ich will mit Ihnen sprechen an einem Orte, wo wir mehr Ruhe dazu haben werden. Und dort will ich Ihnen Dinge sagen, die von viel größerer Wichtigkeit sind, als was ich Ihnen bis jetzt gesagt habe.“ — „Na, meinetwegen kommen Sie oder bleiben Sie,“ erwiderte sie lächelnd und warf ihm Blicke zu, wie allen Männern, deren Gefallen sie wecken wollte. — „Sie stehen mir näher als eine leibliche Schwester,“ sagte Nechljudow. — „Romisch!“ sagte die Maßlow ein paarmal hintereinander und verschwand kopfschüttelnd hinter dem Drahtgitter.

8.

Fürst Nechljudow hatte gemeint, die Maßlow werde außer sich vor Freude sein, sobald sie erführe, daß er sein Unrecht an ihr wieder gut machen wolle. Er hatte erwartet, sie werde wieder jene alte Katjuscha werden, die

ihm noch immer in freundlicher Erinnerung stand. Nun machte er zu seinem Schrecken die Wahrnehmung, daß von jener Katjuscha so gut wie keine Spur mehr vorhanden sei, und daß nur die Maßlotw noch vorhanden sei. Vor allem konnte er es gar nicht verstehen, daß sie sich dessen, was sie jetzt war, nicht schämte, eher sogar sich etwas darauf einzubilden schien. Es ging ihr eben, wie Menschen, die durch ihr Schicksal oder die ihnen anhaftenden Fehler und Schwächen in widrige Lebenslagen kommen und sich mit der Zeit an die Anschauung gewöhnen, daß sie auch auf ihre Stellung und Lage in der Welt ein gewisses Recht in Anspruch nehmen dürfen. Sie bewegen sich dann ja auch nur in solcher Umgebung, die ihnen recht gibt, und bei der sie auf andere Gedanken gar nicht mehr kommen können.

Die Maßlotw war vom Schwurgericht zu Zwangsarbeit verurteilt worden. Zuerst war ihr das schwer vorgekommen, weil sie sich sagen mußte, daß sie nun ihr Lotterleben nicht weiter führen können; nachdem sie sich aber an diesen Gedanken gewöhnt hatte, betrachtete sie die Sache in anderem Lichte. Sie dachte nun, in Sibirien würde es ja auch nicht an Männern fehlen, und die Männer hätten doch dort wie hier nichts anderes im Kopfe als die Weiber; und so lange sie bloß nicht mager würde, so lange würde sie auch in Sibirien Gefallen und ihr Durchkommen finden. Jedenfalls wäre es dort in mancher Hinsicht noch immer besser, als wenn sie zu langer Gefängnisstrafe in Rußland verurteilt worden wäre, wo sie ja bloß die Krone vor die Augen bekommen hätte.

Kein Wunder, daß sie sich schließlich als ein nicht allein sehr nützlichcs, weil eben vielbegehrtes, sondern

fogar wichtiges Glied in der menschlichen Gesellschaft vorfam, denn sie hatte ja oft genug von den Männern gehört, mit denen sie verkehrt hatte, daß es gar schlimm um die Gesundheit der Männer stehen würde, wenn es nicht Weiber gebe, die ihnen zugänglich wären.

Es war ihr auch gar nicht recht, daß Nechljudow die Absicht hatte, sie in einen anderen Stand zu erheben; denn sie fühlte recht gut, daß sie dann sich auch anders benehmen müsse und so sicher und zuberfichtlich wie jetzt nicht mehr werde auftreten können. Und hauptsächlich aus diesem Grunde hatte sie sich daran gewöhnt, alle Gedanken an ihre Jugend und ihr Verhältnis zu Nechljudow zu ersticken. Was hinter ihr lag, paßte eben ganz und gar nicht zu ihrem Leben in der Gegenwart, und so war der Mann, der den Namen ihres Verführers trug, nicht mehr derselbe, dem sie einst in reiner Liebe angehört hatte, sondern bloß einer von den reichen Herren, die sich ausnützen lassen, und die deshalb auch ausgenützt werden müssen. Sich in ein anderes Verhältnis zu ihm hinein zu denken, wie zu allen übrigen seinesgleichen, war ihr ganz und gar nicht möglich.

Der Fürst aber dachte bei sich, als er wieder dem Ausgange zuschritt: „Die Hauptsache habe ich ihr mit dem besten Willen noch nicht sagen können, aber in meinem Entschlusse, es zu tun, lasse ich mich nicht wankend machen. Ich werde sie heiraten, und nicht anders.“

9.

Als Neschljudow wieder zu Hause war, wollte er sich ohne weiteres an die Arbeit machen, seine Wohnung zu räumen; aber Agraphena Petrovna machte ihm klar, daß es sich vor dem Winter unmöglich machen lasse, solche Veränderung auszuführen; zur Sommerszeit werde sich solche Wohnung nicht vermieten lassen, dagegen müsse man doch eben eine Wohnung haben, denn man könne doch die vielen Sachen nicht einfach auf die Straße stellen. Mit seinem Vorhaben, sich wieder so einzurichten wie in seiner Studentenzeit, war es also nichts. Es blieb demnach nicht bloß beim Alten in seinem häuslichen Leben, sondern es wurde mit einem Male sogar weit lebendiger als früher, denn Agraphena Petrovna war auf den Einfall gebracht worden, daß einmal alles gründlich reingemacht werden müsse, damit später die Arbeit nicht zu viel werde. So wurden sämtliche Teppiche geklopft, alle Möbel gewischt und poliert, alle Sachen ausgeklopft und gebürstet, alle Bilder gereinigt, u. s. w. Wer Arme hatte, mußte mit zugreifen, Hausknecht und Köchin, Stubenmädchen und Ausläufer, Diener und Portier. Das dauerte volle vierzehn Tage, in der ganzen Wohnung duftete es nach Naphthalin und Zacherlin, nach Benzin und Petroleum, nach schwarzer Seife und Schmierseife, und nach was nicht allem sonst noch; und wenn Fürst Neschljudow auch ein Duzendmal sagte, er könne den Nutzen und Zweck solcher Umstürzung aller alten Ordnung im Hause nicht einsehen, so änderte er damit nicht das geringste: die Arbeit nahm ihren Fortgang, bis er zuletzt meinte, es sei ja auch einmal ganz gut, wenn die Hausleute einmal ordentliche

Bewegung bekämen. „Warum soll ich auch mein anderes Leben früher beginnen,“ sagte er sich weiter, „als bis der Prozeß der Maßlow entschieden ist; sollte die Revision zu ihren Ungunsten ausgehen, so ändert sich ja alles von selbst mit einem Schläge.“

Die Unterhaltung mit dem Advokaten Zanarin verlief ziemlich einfach. Er mußte erst ein Weilchen im Bureau warten, denn es war bereits ein anderer Klient im Anwaltszimmer. „Aber Sie sind doch daran ganz allein schuld,“ hörte er den Anwalt sprechen, als er denselben verabschiedete, „es bleibt nun einmal so und wird nie anders werden, als daß eben jeder in seinem Bette schläft, wie er es sich herrichtet.“ — „Ich käme doch auch gern ins Paradies,“ erwiderte der Klient, ein junger breitschultriger Herr in elegantem Kostüm, und puterroth im Gesicht; „es ist doch eine zu dumme Einrichtung in der Welt mit den vielen Sünden, die der Mensch begehen kann.“ — „Na, noch sind Sie ja nicht in der Hölle,“ meinte der Advokat lachend. — „Aber weit davon eben auch nicht mehr,“ erwiderte der andere. — „Na, Sie müssen sich eben bessern, müssen keine neuen Dummheiten im Leben machen!“ Mit diesen Worten entließ der Anwalt den jungen Mann, um sich zu dem Fürsten zu wenden, dessen Rang ihn zur Bevorzugung vor den anderen Klienten berechtigte, die vor ihm in die Kanzlei gekommen waren und schon länger warteten als er.

„Nun, mein lieber Fürst,“ sagte Zanarin, „darf ich bitten?“ und zeigte mit der Hand auf einen Stuhl. „Rauschen Sie?“ — „Nein, danke,“ erwiderte der Fürst. „Sie wissen, Herr Anwalt, der Schwurgerichtsprozeß führt mich zu Ihnen.“ — „Ach richtig! dieser Giftmord,“ sagte der Anwalt, „das Frauenzimmer ist ja zu Zwangsarbeit

verurteilt worden. Nun, wir reden gleich darüber. Aber haben Sie den jungen Menschen gesehen, der eben aus meiner Kanzlei ging? Kaum 25 Jahre alt, und über 12 Millionen Vermögen; wenn der aber jemand 25 Rubel abgaunern kann, so tut er's nicht mehr wie gern. Dabei kann er sich kaum in seiner Muttersprache richtig verständigen."

Dem Fürsten war diese Art und Weise des Anwalts, über Dinge zu schwätzen, die nicht zur Sache gehören, höchst unsympathisch; aber er wollte ihm die Laune nicht verderben und schickte sich deshalb in diese Marotte.

"Der Mensch hat mich über die Massen gelangweilt, sein ganzes Herz hat er mir ausgeschüttet," sagte der Anwalt wieder . . . wie wenn er es für notwendig hielt, dem neuen Klienten gegenüber sich zu rechtfertigen, daß er sich noch mit dem alten befaße . . . „aber jetzt zu dem Prozesse, der Sie zu mir herführt! Ich habe ihn sorgfältig geprüft und muß Ihnen sagen, einen armseligeren Anwalt als ihn dies Frauenzimmer gehabt hat, hätte ihr schlimmster Feind nicht für sie aufreiben können: der Mensch hat sich alle Momente entgehen lassen, die ihm als Handhabe zur Einlegung der Berufung hätten dienen können."

"Was ist also Ihre Meinung zur Sache?" fragte der Fürst.

"Einen Augenblick," sagte der Anwalt und drehte sich nach dem Schreiber herum, der eben eingetreten war, „es bleibt bei dem, was ich gesagt habe: kann er's machen, soll's gut sein; kann er's nicht, so braucht's nicht zu sein."

— „Er will nicht," sagte der Schreiber. — „Na, dann soll er's lassen," bemerkte der Anwalt, aber mit einem sauerfüßen Zuge im Gesicht. „Es ist doch manchmal zum Davonrennen," wandte sich der Advokat wieder zu dem Für-

sten, indem er seinem Gesicht den früheren Ausdruck wiederzugeben suchte. „Da habe ich einen Schuldner, der schon den Offenbarungseid geleistet hat, von einer Reihe von Ansprüchen frei gemacht, und nun werde ich selbst förmlich belagert! Das macht mir nun eine Menge Schreiberei, daß ich in meinem Bureau kaum noch durchkomme. Man soll doch wirklich die Finger nicht rühren, ehe man nicht für alle Spesen gedeckt ist.“ — Der Fürst rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her.

„Nun wieder zu Ihrer Angelegenheit!“ sprach der Anwalt weiter. „Ich muß Ihnen da sagen, daß sich eigentlich ein tatsächlicher Grund, die Berufung anzumelden, nicht vorfinden läßt; man kann nur künstliche Gründe konstruieren. Hören Sie zu, was ich Ihnen aufgesetzt habe. Aber Sie können es schließlich auch zu Hause lesen, denn zu sprechen werden wir nicht viel darüber haben. Es handelt sich nur darum, daß Sie dieses Gesuch bald einreichen, denn viel Aussicht auf Erfolg haben wir nicht. Das muß ich Ihnen zu meinem Bedauern von vornherein erklären. Sie sehen, lieber Fürst, meine Kanzlei wird heute ja förmlich gestürmt. Sagen Sie, sind Sie mit ein paar Herren vom Senat bekannt?“ — „Einige der Herren kenne ich, aber nur oberflächlich,“ erwiderte Nechljudow. — „Das macht nichts, Sie haben doch wenigstens Anknüpfungspunkte. Also ich möchte raten, dieses Schriftstück an sich zu nehmen. Ob wir es hier lesen oder nicht, hat wenig zu sagen. Zu ändern daran ist nichts, für Sie ist der Inhalt irrelevant, denn Sie haben damit nichts weiter zu tun, als es so schnell wie möglich vor die rechte Schiede zu bringen; denn davon hängt es im wesentlichen noch ab, ob wir Erfolg haben werden oder nicht.“

„Ich danke Ihnen bestens,“ sagte der Fürst und nahm das Aktenstück. — „Eins noch, lieber Fürst,“ sagte der Anwalt, „sollten Sie keinen Erfolg haben mit Einlegung der Berufung, dann bliebe bloß noch das Gnadengesuch bei Kaiserlicher Majestät. Ich bin selbstverständlich sehr gern bereit, Ihnen dasselbe abzufassen.“ — „Ich werde nicht verfehlen, Herr Anwalt . . . darf ich bitten, mir das Honorar zu nennen?“ — „Das erfahren Sie an der Kasse,“ erwiderte mit einer tiefen Verbeugung der Anwalt. — „Doch nun möchte ich mir noch eine Frage erlauben, Herr Anwalt: der Staatsanwalts-Substitut hat mir einen Passierschein für das Interimsgefängnis ausgestellt. Ich höre aber dort, es sei noch die besondere Erlaubnis des Gouverneurs nötig, um außer den festgesetzten Tagen Zutritt zu den Sträflingen zu bekommen. Verhält sich das wirklich so?“ — „Meines Wissens ja,“ antwortete der Anwalt. „Aber der Gouverneur ist zur Zeit verreist. Sie werden sich also an den Stellvertreter zu wenden haben.“ — „Maslennikoff?“ — „Aberdings.“ — „Nun, das ist ein Bekannter von mir,“ sagte Nechjudow und stand auf, sich zu verabschieden.

In der Kanzlei bekam er ein Duplikat der Revisionschrift, und als er sich bei der Kasse nach dem Betrage erkundigte, den er als Honorar für Abfassung derselben zu bezahlen habe, wurde ihm die Kleinigkeit von eintausend Rubeln genannt.

„Wie ist die Berufungsschrift zu unterzeichnen?“ fragte er den Schreiber. — „Von der Verurteilten selbst, oder auch, sofern sich dabei Schwierigkeiten ergeben sollten, durch den Herrn Anwalt. Aber dazu muß er von der Angeklagten Vollmacht erhalten.“

„Ich werde selbst zu der Angeklagten fahren,“ erklärte der Fürst und verließ die Kanzlei, froh über diese Gelegenheit, die Katjuscha vor dem offiziellen Besuchstage sehen und sprechen zu können.

10.

In den Korridoren des Gefängnisses klirrten die Schlüsselbünde, dann erklangen schrille Piffe, die Zellen wurden geöffnet, schwere Schuhe polterten über die Fliesen, und eine Reihe stinkender Tonnen wurde ins Freie hinausgeschafft; eine Arrestantengruppe nach der andern trat zu den Waschbecken, zog sich die Kittel über und stellte sich im Korridor auf, wo ihre Namen verlesen wurden. Dann gingen sie einer nach dem anderen zu dem Küchenschalter, wo sie ihren Topf Tee bekamen.

In allen Zellen wurde davon gesprochen, daß heute ein paar arme Teufel, die sich den Fronen widersetzt hatten, ausgepeitscht werden sollten. Einer von den beiden war ein Kaufmannsdienert, der in einem Anfall von Eifersucht seine Geliebte umgebracht hatte. Er war bei allen seinen Unglücksgegnossen sehr beliebt, weil er immer lustig war und jeden zu trösten wußte, auch wenn er etwas hatte, bereitwillig schenkte. Er war vor etwa drei Wochen, als ein Sträfling wegen eines Versehens von einem Fron ein paar Maulschellen bekommen hatte, dem Sträfling beigeprungen und hatte geltend gemacht, daß kein Fron sich an einem Sträflinge tätzlich vergehen dürfe, sofern

er sich nicht selbst strafbar machen wolle. Darauf hatte ihm der Fron zugerufen, er wolle ihm schon zeigen, was hier Gesetz sei, was nicht! Darüber war er mit dem Fron in Streit geraten, hatte ihn gepackt und zur Zelle hinaus geschoben. Der Fron hatte Beschwerde eingereicht, und der Kaufmannsdienner war in eins der Verließe geworfen worden. Diese sogenannten „Verließe“ waren dunkle Löcher unter der Erde, die von außen durch Balken verschlossen wurden; es gab dort weder eine Britsche noch eine Bank oder einen Schemel; wer nicht stehen wollte, mußte sich auf den schmutzigen Boden legen, wo es von Ungeziefer wimmelte. Ratten fraßen den armen Teufeln, die in solchem Loch haufen mußten, das Brot aus den Fingern, oder, wenn sie gar zu hungrig waren, wohl auch die Glieder an. An Schlafen konnte hier kein Mensch denken, oder er riskierte, von den Ratten aufgefressen zu werden. Der Kaufmannsdienner hatte sich zur Wehr gesetzt, als er in das Verließ gesteckt werden sollte, weil er behauptete, er habe nichts verbrochen, das solche Strafe rechtfertige. Da hatten ihn zwei Fronen gepackt, aber andere Sträflinge waren ihm zur Hilfe gekommen, und so hatte es eine richtige Prügelei zwischen den Sträflingen und den Fronen gesetzt. Daraus hatte nun der Gefängnisdirektor Aufruhr konstruiert und um ein Beispiel zu statuieren, hatte er die beiden Rädelshörer zu dreißig Rutenhieben verurteilt. In dem Raume, wo die Weiber an den Besuchstagen dem Publikum zugänglich waren, sollte die Strafe vollzogen werden.

„Hat denn der Wassiljew“ — so hieß der Kaufmannsdienner — „sich wirklich an dem Fronen vergrißen?“ fragte die Korablewa, während sie ein Stück Zucker mit ihren wackligen Zähnen zerbiß, „ich denke, er hat nur sei-

nem Zellengefährten geholfen . . . dafür seht's doch noch keine Prügel.“ — „Es soll ein sehr netter Mensch sein,“ meinte Feodosia, die auf einem Schemel kauerte und vor sich die Teekanne auf die Erde gesetzt hatte. — „Michailowna,“ wandte die Aufseherin sich an die Maßlow, „Ihr solltet's ihm sagen!“ Damit meinte sie den Fürsten Mechiludow. „Nun,“ erwiderte diese, „ich will's ihm auch schon sagen, und mir zuliebe wird er sich auch für den armen Menschen verwenden; ich weiß bloß nicht, wann er kommen wird.“

Die Feodosia sagte: „Ach! einmal in meinem Leben hab' ich gesehen, wie ein Bauer ausgepeitscht wurde . . . ich höre den armen Menschen jetzt noch wimmern.“

Im oberen Korridor schlurrt Schritte. Dann erhoben sich laute Stimmen. Die Weiber verstummten und lauschten. „Diese Teufel!“ zischte der „Pfau“; „jetzt kommen die beiden armen Teufel sicher an die Reihe. Ach, denen wird's erbärmlich gehen, denn die Frone sind wütend auf sie, und wer weiß, was sie in die Ruten hineingedreht haben, um die Schläge recht schmerzhaft zu machen.“

Dann erzählte sie, wie auch einmal Tscheglow ausgepeitscht worden sei zum Willkomm, als sie ihn wieder eingefangen hatten. Acht Tage lang habe der Ärmste weder sitzen noch laufen können, sondern habe bloß immer auf dem Bauche liegen müssen.

Die Maßlow hatte sich auf die Britsche gesetzt und die Arme übereinander geschlagen und wollte eben ein bißchen einnicken, denn solche Geschichten gingen ihr immer schrecklich nahe . . . da wurde an die Tür geklopft, und die Aufseherin kam mit der Meldung, es sei ein Herr im Bureau oben, der die Maßlow zu sprechen wünsche.

Die Brandstifterin trat zu ihr, während sie vor den

blinden Spiegel trat, um sich das Kopftuch zurecht zu knüpfen, und bat sie, ein gutes Wort für sie einzulegen. „Wir sind's ja gar nicht gewesen; der uns angezeigt hat,“ sagte sie, „ist's ja selbst gewesen; der Arbeiter hat's doch gesehen! er soll sich doch bloß den Dmitri kommen lassen und ihn fragen: der wird's ihm schon ganz genau sagen, wie es sich verhält. Wir sitzen hier im Stockhause, und der Bösewicht nährt sich von unserem Gut und führt ein fideles Leben mit einem fremden Weibsbilde.“ — „Gewiß, gewiß!“ sagte die Maßlow, „wenn ich kann, will ich sehen, was sich machen läßt . . . aber ich möchte doch noch einen Schluck trinken . . . das gibt einem doch Courage!“

Die Korablewa schenkte ihr eine halbe Tasse voll; die Maßlow trank sie aus, ohne abzusehen, fuhr sich mit der Hand über den Mund und verließ mit der Aufseherin die Zelle, vergnügt vor sich her murmelnd: „Nun hab' ich Courage!“

11.

Nechljudow wartete schon geraume Zeit in dem Anmeldezimmer. Sobald er ins Gefängnis getreten war, hatte er seinen Schein abgegeben und gesagt, daß er die Maßlow zu sehen wünsche. Der Aufseher hatte ihm gesagt, daß dies erst möglich sei, wenn der Inspektor die Erlaubnis dazu erteilt habe.

„Meine Angelegenheit ist sehr dringlich,“ erwiderte hierauf Nechljudow; „ist der Herr Inspektor im Bureau?“

— „Nein, in der Weiberabteilung, aber augenblicklich dienstlich beschäftigt.“ — „Ist denn Besuchstag heute?“ fragte Nechljudow. — „Nein. Es liegt aber ein besonderer Fall vor, der seine Anwesenheit bedingt.“ — „Wo werde ich ihn denn sprechen können?“ fragte Nechljudow. — „Am besten ist's, Sie warten hier. Er muß ja hier vorbei, wenn der Fall, der ihn beschäftigt, erledigt ist.“

Da trat ein Unteroffizier aus der Seitentür und fuhr den Aufseher an: „Warum lassen Sie denn Fremde hier warten, statt im Bureau?“ — „Es ist mir im Bureau gesagt worden, der Herr Inspektor sei hier, und eben erst habe ich mich an den Aufseher gewandt.“

Die Seitentür öffnete sich wieder, und ein Fron guckte durch den Spalt. Von seinem Gesicht triefte der Schweiß in dicken Tropfen. „Na, dem wird wohl das große Maul eine Zeitlang vergehen!“ rief er herein. Der Unteroffizier aber winkte ihm, und als der Fron den fremden Besucher sah, fuhr er schnell mit dem Kopfe wieder zurück.

„Hier ist doch kein Wartezimmer,“ sagte jetzt der Unteroffizier zu Nechljudow, der sich fragte, was wohl die Worte des Fron's und der Wink des Unteroffiziers zu bedeuten hätten. „Verfügen Sie sich wieder ins Bureau hinauf und warten Sie, bis Sie gemeldet werden.“

Nechljudow war eben im Begriffe, dem Unteroffizier zu folgen, als die Seitentür wieder aufging und der Inspektor selbst hereintrat, ebenfalls ganz erhitzt. Kaum aber hatte er den Fürsten erblickt, so befahl er dem Aufseher, die Maßlow ins Bureau hinauf zu führen, und bat den Fürsten, ihm zu folgen. Sie gingen eine kleine Treppe hinauf, die in eine kleine, einfenstrige Stube führte, in der ein Schreibtisch mit ein paar Stühlen stand.

„Ein schwerer Dienst,“ sagte der Inspektor, indem er sich eine Zigarre ansteckte, „man bekommt's wirklich satt! soviel man sich auch bemüht, den Gefangenen Erleichterungen zu schaffen, wird's doch bloß immer schlechter. Ich wäre wirklich froh, wenn ich den Dienst an den Nagel hängen könnte.“ — „Sie scheinen sehr angegriffen zu sein,“ erwiderte Neschljudow. — „Ich sage Ihnen, man weiß schon nicht, wo einem der Kopf steht, wenn alles im gewöhnlichen Gleise sich dreht . . . kommen aber solche Extrageschichten, dann möchte man am liebsten auf und davon rennen.“ — „Warum haben Sie sich aber zu solchem Dienste gemeldet, wenn er wirklich so schwer ist?“ — „Du liebe Zeit! was ist denn zu machen, wenn man eine starke Familie hat? und wenn kein Vermögen da ist, weder beim Manne noch bei der Frau?“ — „Aber wenn Sie den Dienst nicht aushalten können?“ — „Nun, man tut eben seine Pflicht, darüber hinaus kann niemand; aber es würde kaum noch ein zweiter mit den Sträflingen so milde umspringen wie ich . . . wer solche zweitausend Subjekte in Kand und Band halten will, der muß schon Haare auf den Zähnen haben, das kann ich Ihnen sagen. Mitleid ist ja eine ganz schöne Tugend; aber die Disziplin darf man nicht locker lassen, sonst kann man einpacken.“

Er erzählte nun von dem Aufruhr, der unter den Sträflingen der Abteilung im unteren Geschoß ausgebrochen sei, und daß einer dabei sein Leben gelassen habe. Aber er kam mit der Erzählung nicht zu Ende, denn der Aufseher trat mit der Maßlow zur Thür herein. Neschljudow sah sie schon in der Thür, ehe der Inspektor sie sehen konnte. Sie hatte ein puterrotes Gesicht und schüttelte, während sie näher kam, in einem fort mit dem Kopfe Auf den Inspektor heftete sie einen ängstlichen Blick,

nahm sich aber zusammen und wünschte dem Fürsten fröhlich guten Tag.

„Ich bringe Ihnen hier die Berufungsschrift,“ sagte er, „die der Advokat für Sie aufgesetzt hat, die Sie aber unterschreiben müssen. Sie muß ehestens nach Petersburg abgehen.“ — „Nun, das kann ich ja machen,“ sagte sie, ihn ansiehend; warf aber dann wieder den ängstlichen Blick auf den Inspektor.

Nechljudow nahm ein zusammengefaltetes Papier aus seiner Briefftasche und trat an den Tisch. „Ist's erlaubt, hier zu schreiben?“ fragte er den Inspektor. Dieser nickte und fragte dann die Maßlow: „Kannst Du denn schreiben?“ — „Ich hab's einmal gekonnt,“ antwortete sie, setzte sich und nahm die Feder in ihre kleine, aber kräftige Hand. Dann sah sie voll Zweifel den Fürsten an. Er trat hinzu und zeigte ihr, wohin sie ihren Namen zu setzen habe. Sie fuhr mit der Feder in das Tintenfaß, putzte sie fürsorglich ab und schrieb dann, ziemlich geläufig, ihren Namen an die ihr bezeichnete Stelle. „Ist das alles?“ fragte sie lächelnd und ihre Blicke bald auf den Fürsten, bald auf den Inspektor richtend. — „Nein. Ich möchte noch über einiges Weitere mit Ihnen reden,“ erwiderte Nechljudow, ihr die Feder aus der Hand nehmend. — „Na, warum sagen Sie es denn nicht?“ fragte sie, wurde aber mit einem Male ernst, wie wenn sie sich auf etwas befänne.

Der Inspektor stand auf und verließ die Stube; der Fürst war mit Katjuscha und dem Aufseher allein.

12.

Es war sehr hell in der kleinen Stube, und Nechljudow konnte, als er der Maßlow gegenüber an dem Tische saß, ihr Gesicht ganz deutlich erkennen. Er sah die kleinen Fältchen, die sich bereits um Augen und Mund zu bilden anfangen; er sah auch die Schwellungen um die Lider, und er fühlte noch lebhafteres Mitleid mit ihr als bisher. Um zu verhindern, daß der Aufseher, der sich in die Fensternische gesetzt hatte, ihr Gespräch hörte, setzte er sich mit dem Rücken zwischen ihn und die Maßlow. Dann sagte er:

„Es bleibt uns ja noch das Gnadengesuch bei Kaiserlicher Majestät, falls die Berufung abgewiesen werden sollte. Jedenfalls dürfen Sie darauf rechnen, daß ich nichts unversucht lassen werde, Ihre Situation zu bessern.“ — „Das hätte alles anders werden können, wenn Sie sich früher für mich verwandt hätten; aber nun wird's wohl nicht mehr viel nützen,“ erwiderte sie mit ungläubigem Lächeln; „ja, hätte ich einen tüchtigen Advokaten gehabt! aber den ich hatte, das war ja ein dummer Kerl, der mir bloß schöne Worte sagte. Wär's damals bekannt gewesen, daß Sie sich für mich interessierten, wär's freilich anders gekommen! aber so denken die Leute ja immer von einem, man sei eine Spitzbübin, ebenso gut wie ein Mädchen, das es mit dem Mannsvolk hält.“

„Wie beredt sie heute ist,“ dachte Nechljudow bei sich, „das ist ja ordentlich auffällig!“ und als er ihr nun sagen wollte, was er auf dem Herzen hatte, schnitt sie ihm wieder das Wort vom Munde ab. „Ach, hören Sie! mit

mir zusammen sitzt eine alte Frau im Loch, die wegen Brandstiftung angeklagt ist, aber unschuldig ist. Möchten Sie dem armen Weibe nicht die Liebe antun, einmal ihren Jungen, der auch im Loch steckt, rufen zu lassen und auszufragen, wer eigentlich der Brandstifter sei? Die Frau sagt, sie sei unschuldig, und der eigentliche Bösewicht verprasse jetzt ihr Hab und Gut mit einem fremden Weibsbilde, während sie im Gefängnisse schmachten müsse . . .“

„Ja doch, ja doch,“ erwiderte Nechljudow, „ich will mich um die Leute zu kümmern suchen; aber ich bin doch hier bloß um Thretwillen. Besinnen Sie sich, was ich voriges Mal zu Ihnen sagte?“ — „Ach! Sie haben ja allerhand Zeug geschwätzt . . . was war's doch gleich?“ — „Ich habe Sie um Verzeihung gebeten,“ sagte er. — „Ach richtig! aber was läßt sich denn da groß verzeihen? besser wär's schon . . .“ — „Dann habe ich Ihnen versprochen, alles wieder gut zu machen, was ich an Ihnen gesündigt habe.“ — „Was Sie an mir gesündigt haben?“ wiederholte die Naglow, „das wird wohl kaum gehen!“ und dabei lachte sie boshaft; „wozu denn auch?“ — „Ich will alles wieder gut machen,“ sagte Nechljudow noch einmal, „nicht bloß mit schönen Redensarten, sondern mit Thaten . . . kurz und gut, Katjuscha, ich will Sie zu meiner Frau machen, ich will Sie heiraten.“

Da nahm das Gesicht der Person plötzlich einen anderen Ausdruck an, aber keinen fröhlichen, sondern einen schreckhaften; ihre Augen hefteten sich wohl auf ihn, aber sie sah ihn doch nicht an. „Aber wozu denn bloß?“ fragte sie wieder. — „Mein besseres Gefühl sagt mir, daß das meine Pflicht sei.“ — „Ihre Pflicht?“ — „Ja! ich bin es vor Gott schuldig,“ beteuerte Nechljudow. — „Wie kommen Sie denn auf einmal zu solch neuem Gotte?“ fragte

sie spöttisch; „hätten Sie doch feinerzeit an den lieben Gott gedacht!“

Jetzt erst streifte der Schnapsduft aus ihrem Halse Nechljudow's Gesicht, und nun begriff er auf einmal ihre Redseligkeit. „Werden Sie doch ruhiger!“ sagte er. — „Ich soll ruhiger werden?“ rief sie laut. „Ei, Du denkst wohl gar, ich sei beschmort? . . . und wenn ich's zehnmal wäre, so wüß' ich doch recht gut noch, was ich rede, und wenn ich auch zu Zwangsarbeit verdonnert worden bin, so brauchst Du Dich noch immer nicht um mich zu scheren, wenn Du denkst, Du machst Dich dreckig an mir. Pascholl! lauf doch zu Deinesgleichen! ich reiße mich um solch feines Gesicht nicht.“

„Du kannst Dir nicht denken, Katjuscha, wie schwer mich meine Schuld bedrückt!“ — „Ach, schmag' bloß nicht solches Blech!“ rief sie; „hast doch feinerzeit hundert Rubel an mich geblecht . . . mehr war ich Dir eben nicht wert.“ — „Ich weiß, ich weiß,“ sagte Nechljudow, „aber ich kann nicht anders. Ich habe mir gelobt, Dich nicht mehr zu verlassen, und werde mein Gelübde halten, komme es, wie es wolle!“ — „Und ich sage Dir, Hand weg!“ rief sie, „das heißt soviel, wie: laß es sein! so was wirfst Du eben nicht tun!“ — „Katjuscha!“ rief er ergriffen. — „Ach, scher' Dich!“ sagte sie; „Du bist ein Fürst, und ich bin zu Zwangsarbeit verdonnert . . . wie paßt denn das? Scher' Dich! Hier hast Du nichts verloren!“ Und von Born entflammt, riß sie ihre Hand aus der seinen. „Ich will Dir sagen, was Du vorhast!“ schrie sie, „in diesem Leben hast Du Dich geekelt an mir, und nun willst Du Dich auch im anderen Leben noch gecken, indem Du so tußt, als ob Du mich retten wolltest. Weißt Du was?“

Du bist mir zum Ekel! Scher' Dich mit Deinem Speckgesicht!" und mit einem Satz war sie von ihm.

Der Aufseher trat vom Fenster weg und zu ihnen. „Was machst Du denn für Kadau?“ rief er. — „Ach, fagen Sie ihr doch nichts!“ sagte Nechljudow. — „Soweit darf sie sich aber nicht vergessen,“ sagte der Aufseher, trat aber wieder in die Nische zurück.

Die Maßlow setzte sich wieder und schlug die Augen nieder. Nechljudow wußte nicht mehr, was er ihr sagen sollte. So blieben sie einander eine Zeitlang stumm gegenüber. Dann hub er wieder an: „Es ist doch nicht in Ordnung, daß Du mir nicht glaubst.“ — „Nicht glauben? was denn nicht glauben?“ rief sie. „Mich heiraten lassen von Ihnen? fällt mir ja gar nicht ein! Lieber häng' ich mich auf . . . so! nun wissen Sie, wie Sie mit mir daran sind!“ Nach einer Weile brach sie in Tränen aus. „Ach, warum bin ich damals nicht draufgegangen! da wär' mir jetzt wohler!“

Der Aufseher trat wieder zu ihnen und sagte, die Zeit sei nun um.

„Denken Sie über meine heutigen Worte nach!“ sagte Nechljudow zur Maßlow, während sie aufstand und dem Aufseher folgte, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen.

„Na, mit dem kannst Du ja machen, was Du willst!“ rief die Korablewa, als die Maßlow wieder in die Zelle trat; „nuß ihn bloß tüchtig aus! weiter kann ich Dir nichts sagen. Wenn Du gescheit bist, so macht er Dich noch frei. Reiche Leute bringen hierzulande alles zustande.“ — „Das stimmt,“ pflichtete die Aufseherin bei; „der Arme muß sich lange fretten, ehe er heiraten kann; der Reiche braucht nur das Maul aufzusperrn, da fliegt ihm die gebratene Taube auch schon hinein.“

„Hast Du an uns gedacht?“ fragte die alte Brandstifterin. Aber die Maflow hörte nichts mehr und sagte nichts mehr, sondern ging zu ihrer Britsche hin und legte sich drauf. Dort blieb sie bis zum Abend und stierte vor sich hin. Die Unterhaltung mit Mechljudow hatte die traurigsten Erinnerungen in ihr geweckt, und noch einmal litt sie, was sie damals gelitten hatte. Noch aber fand sie kein anderes Beruhigungsmittel für ihre quälenden Gedanken als Schnaps. Vorm Schlafengehen kaufte sie sich noch einen Becher voll und trank sich mit ihren Mitgefangenen in Schlaf.

18.

Erst jetzt wurde dem Fürsten Mechljudow die ganze Größe seiner Schuld klar. Hätte er sich nicht solche Mühe gegeben, seine Sünde gut zu machen, so hätte weder er erkannt, wie schwer er sich an der Seele dieses Weibes vergangen hatte, noch hätte dieses Weib je die Größe des ihr widerfahrenen Unrechts ermessen! Während er früher mit seinen Empfindungen gewissermaßen nur gespielt hatte, während er sich auf seine Reue unendlich viel zu gute getan hatte, fühlte er jetzt eine unsägliche Furcht. Er sagte sich, daß er sie jetzt nicht mehr ihrem Schicksal überlassen könnte, und doch wieder fragte er sich mit Bangen, was ihm bevorstände, wenn er sein Schicksal an das ihrige kettete!

Als er aus dem Gefängnisse trat, wurde ihm ein Rastriber zugesteckt. Draußen las er ihn. Er war mit

Meistift geschrieben, von einer sehr flotten Hand, und lautete:

„Ich höre eben, Sie interessieren sich für eine Delinquentin und verkehren deshalb im Gefängnisse. Ich möchte Sie sprechen. Die Erlaubnis hierzu erlangen Sie leicht. Ich habe Ihnen allerhand von Ihrem Schützlinge und auch von politiceis mitzuteilen.

Dankbarlichst Ihre Wera Boduchowfskaja.“

„Boduchowfskaja? wer kann das sein?“ fragte sich Nechljudow, noch ganz unter dem Eindrucke, den das Wiedersehen mit Katjuscha auf ihn gemacht hatte. Er konnte sich eine lange Weile nicht besinnen, wer diese Frau sein könnte . . . da fiel es ihm plötzlich ein, daß sie in dem einsamen Nowgorodschen Gouvernemente, wohin er mit seinen Kameraden auf die Bärenjagd gefahren war, als Lehrerin angestellt gewesen war. Nechljudow hatte ihr Geld vorgestreckt, damit sie die höhere Laufbahn einschlagen konnte, hatte sehr bald aber Geld und Lehrerin vergessen. Jetzt war sie als politische Verbrecherin interniert; im Gefängnisse hatte sie von ihm gehört, und nun suchte sie ihm dienstbar zu sein.

Jetzt besann er sich ganz genau auf diese Person, und wie er mit ihr Bekanntschaft geschlossen hatte. Es war mitten im Walde gewesen, und zur Zeit der Butterwoche, da hatten sie zwei fette Bären zur Strecke gebracht und waren bei einem Bauern abgestiegen, um das Mittagbrot zu sich zu nehmen, da war die Bäuerin gekommen und hatte gefragt, ob Fürst Nechljudow die Tochter des Diacons vorlassen wolle.

Einer von seinen Kameraden hatte die Bäuerin gefragt, ob das Diaconstöchterlein auch ein niedliches Dirndl sei?

Nechljudow hatte ihm den Scherz verwiesen und war mit der Bäuerin in ihre Stube gegangen, wo die Bittstellerin weilte. Er sah ein Mädchen im Filzhut und kurzem Pelze, von Gesicht nicht hübsch, aber sehnig von Körper.

„Da ist der Herr, Wera Jestrémowna, nun kannst Du mit ihm reden,“ sagte die Bäuerin; „ich werde so lange hinausgehen.“ — Und nun hatte sie ihm gesagt, daß sie Lehrerin sei, und daß er sein Geld doch besser anlegen würde, wenn er ihr ermögliche, die höhere Laufbahn einzuschlagen, denn auf diese Weise gäbe es doch wieder einen Menschen mehr, der seinen Mitmenschen sich nützlich machen könnte. Wenn sie nach Vollendung ihres Studiums Gehalt bezöge, wollte sie ihm alles wieder zurückzahlen. Nechljudow faßte sie ins Auge, das Mädchen deutete seinen Blick aber anders und zog die Stirn in böse Falten.

„Es handelt sich nur um 80 Rubel,“ sagte sie, „ich nehme es Ihnen aber nicht übel, wenn Sie Nein sagen.“

„Wie können Sie so etwas von mir denken?“ hatte er sie gefragt; „ich freue mich ganz im Gegenteil, Ihnen nützlich sein zu können. Bitte, nur einen Augenblick! ich bringe Ihnen das Geld auf der Stelle.“

Es fiel ihm weiter ein, daß er sich beinahe mit einem Kameraden, der ihn wegen seiner Torheit, einem Mädchen für nichts und wider nichts 80 Rubel zu geben, entzweit hätte. Weiter fiel ihm ein, daß er an jenem Tage mit gehobenem Gefühl aus dem Walde wieder zur Bahn gegangen sei, und mit stolzem Bewußtsein gedachte er noch der robusten Gesundheit, deren er sich damals zu erfreuen hatte . . . wie es ihm nicht das mindeste ausgemacht

hätte, ein paar Nächte hintereinander im Freien zu kampieren, um sich eine gute Jagdbeute nicht entgehen zu lassen. Ach! damals solch schöne, herrliche Zeit! und jetzt? o, wie garstig und schmerzlich!

14.

Als Nechljudow am anderen Morgen aufwachte, befiel ihn von neuem Angst und Unruhe; aber er war entschlossen, in dem begonnenen Werke nicht stille zu stehen. Beizeiten fuhr er wieder nach dem Gefängnis, verschaffte sich von dem stellvertretenden Gouverneur, dem ihm bekannten Maßlennikow, die Erlaubnis, im Gefängnis außer der Maßlow auch die alte Menschow, die Brandstifterin, und ihren Sohn, und die Boduchowskaja zu sprechen. Die Maßlow, sagte ihm der Inspektor, sei heute so betrunken, daß er sie in eine besondere Zelle habe sperren lassen. „Wenn Sie ihr wieder etwas zukommen lassen wollen, dann bedienen Sie sich lieber unserer Vermittelung. Der Schnaps ist nun einmal bei diesen Menschen ein unausrottbares Uebel. Wenn sie einen roten Keller übrig haben, geht er in Schnaps drauf.“ — „Man sollte es kaum denken.“ — „Sonst ist sie ja eine stille Person; aber wenn sie getrunken hat, schlägt sie jedesmal über die Stränge.“ — „Das ist doch recht abscheulich!“ rief der Fürst. — „Ja, schlimm, aber nicht zu ändern. Wir müssen mit diesem Volksgebrehen rechnen.“ — „Aber die Boduchowskaja kann ich sprechen?“ — „Ja,“ sagte er und führte Nechljudow ins Besuchszimmer. „Sie sitzt im Turme. Sie werden also wohl ein bißchen warten

müssen.“ — „Wäre es möglich, inzwischen die Menschow und ihren Sohn zu sprechen?“ — „Den aus Zelle 21? o ja, den kann ich Ihnen herausführen lassen.“ — „In der Zelle selbst kann ich den Arrestanten nicht sehen?“ — „Nun, ungestörter würden Sie hier sein; aber ganz, wie Sie wollen!“

Er rief seinen Ablatus und gab ihm Weisung, Mechljudow nach der Zelle Nr. 21 zu führen. „Kommen Sie, wenn Sie den Mann gesprochen haben, wieder ins Bureau. Inzwischen werde ich die Arrestantin aus dem Turme holen lassen. Wie heißt sie?“ — „Wera Boduschowskaja.“ — „Gut.“

Der Ablatus, ein junger, blonder Offizier mit aufgezwirbeltem Schnauzbart und stark nach Parfüm duftend, fragte den Fürsten: „Sie wünschen wohl Studien in unserer Anstalt zu machen?“ — „Das weniger; ich interessiere mich nur für eine Person, die unschuldig verurteilt worden ist,“ erwiderte Mechljudow. — Der Ablatus zuckte mit den Achseln. „Das kommt freilich vor,“ sagte er, ohne im geringsten aus der Ruhe zu kommen, während er dem Fürsten in einen übelriechenden Gang vorausschritt; „aber es wird von diesen Menschen auch heillos viel gelogen. Bitte, wenn Sie eintreten wollen?“

Er hatte die Zelle aufgeschlossen. Auf dem Gange standen mehrere Sträflinge herum. Der Ablatus grüßte die Aufseher mit flüchtigem Nicken; verschiedene Sträflinge stellten sich an die Wand und salutierten. Der Fürst wurde aus dem ersten in einen zweiten Korridor geführt, der mit einer Eisentür verschlossen war. Türen mit Vorhängeschlössern befanden sich rechts und links, und in jeder Tür waren runde Löcher angebracht, in der Gefängnisprache „Augen“ genannt, die etwa eine Viertel-

elle lang und hoch waren. Außer einem alten Manne mit grämlichem Gesichtsausdruck war niemand im Korridor zu sehen.

„In welcher Zelle sitzt Menschotow?“ fragte der Ablatus den Aufseher. — „Links, Nummer 8.“ — „Sind alle Zellen besetzt?“ — „Bloß eine steht leer.“

15.

„Darf ich hineinschauen?“ fragte Nechljudow. — „Wartet!“ versetzte der Ablatus, trat beiseite und wandte sich zu dem Aufseher.

Nechljudow blickte zu dem einen „Auge“ hinein. Drinnen in der Zelle ging ein großer junger Mensch auf und ab, sichtlich in starker Unruhe. Er hatte bloß Unterkleider an. Seine Oberlippe war von einem kleinen Wärtchen bedeckt. Als er Geräusch an der Tür hörte, beugte er den Kopf vor und lauschte. Dann lief er wieder hin und her.

Nechljudow blickte zu einem anderen „Auge“ hinein. Ein verstörtes Gesicht stierte ihm entgegen, das auf der Stelle verschwand, als es auf das Gesicht draußen traf. Durch ein drittes „Auge“ sah er einen Schragen stehen, auf dem ein kleiner Kerl schlief, der sich den Arrestantenkittel über den Kopf gezogen hatte. Er unterließ es, in die anderen Zellen zu gucken; es war ihm zu schmerzlich zu Mute geworden, und er ging direkt nach der Zelle Nr. 8.

Der Aufseher drehte den Schlüssel im Schlosse herum

und stieß die Thür mit dem Fuße auf. Ein junger Bursche mit auffällig langem Halse und überaus gutmütigem Ausdruck im Gesicht stand neben seiner Pritsche und fuhr, als die Thür aufging, schnell in seinen Kittel. Ganz erschreckt blickte er zu dem Aufseher hin.

„Der Herr will mit Dir über Deinen Prozeß reden,“ sagte dieser zu ihm. — „Ach, ich danke Ihnen, Herr.“ — „Ja,“ nahm nun Nechljudow das Wort, „es ist mir von Dir und wie Dir's mit Deiner Mutter geht, erzählt worden; ich wollte nun einmal von Dir selbst hören, wie es sich damit verhält.“ Er ging ans Fenster, das von Schmutz strokte, und Menschow folgte ihm dorthin. Erst erzählte er schüchtern, augenscheinlich aus Furcht vor dem Aufseher, nach einer Weile aber wurde er mutiger und alsbald erzählte er ganz flott. Er war ein schlichter Bauernbursch, und Nechljudow bemerkte mit Interesse, daß sich ein junger Mensch im Arrestantenkittel, der im Gefängnisse saß, so ruhig und gefeßt aussprechen konnte. Er hörte ihn aufmerksam an und betrachtete auch den Raum genau, in welchem der Arme jezt sein Leben zubringen mußte, und die niedrige Pritsche mit dem dürftigen Strohsack, das vergitterte Fensterchen, durch das ein so spärliches Licht fiel, die feuchten, schmutzigen Wände, das elende Gesicht des Bauern und seine zusammengebrochene Gestalt. Was der Arme dem Fürsten erzählte, war kurz Folgendes: er hatte sich verheiratet, aber kurz darauf hatte sich seine Frau in Liebelei mit dem Barbier im Orte eingelassen, und dieser Mensch hatte dafür gesorgt, daß der Bauer Haus und Hof sehr hoch versicherte, denn er hatte selbst die Agentur einer Feuerversicherung. Dann war es zur Plage zwischen beiden gekommen: der Bauer hatte seiner Frau wegen den Prozeß vorm geistlichen Synod

angestrengt; darüber war der Barbier auffällig geworden, und immer auffässiger, je öfter er recht bekam. Seine Frau war ihm immer wieder davongelaufen, wenn sie wieder zu ihm hatte zurückkehren müssen, und als er einmal zu dem Barbier ins Haus gegangen war und die Frau von ihm gefordert hatte, da war der Barbier mit seinen Gefellen über ihn hergefallen und hatte ihn aus dem Hause getrieben. In der Nacht dieses Tages war dann Feuer in seinem Hause ausgebrochen; der Barbier hatte das Gerüde aufgebracht, daß er aus Aerger über den Verlust der Frau das eigene Haus angesteckt hätte, um mit dem Gelde, das er als Versicherungsprämie erhielt, aus Rußland auszuwandern und sich in Amerika ein neues Heim zu gründen, weil er sich schäme, weiter im Orte zu leben. Daraufhin war er mit der alten Mutter eines Tages verhaftet worden, und seitdem saß er im Gefängnisse. Aber er versicherte hoch und heilig, das Feuer nicht angesteckt zu haben, denn er sei doch an diesem Tage bei seinem Vatter auf Besuch gewesen.

„Du versicherst es mir also auf Dein Gewissen, daß Du die Brandstiftung nicht verübt hast?“ fragte ihn der Fürst. — „Es ist mir nie in den Sinn gekommen, Herr,“ erwiderte der Bauer. „Wahrscheinlich hat's der böse Mensch, der mir die Frau genommen, selbst getan, um mich ganz ins Unglück zu stürzen. Ich habe gehört, er habe sich vor kurzem auch versichert. Ich war ja gar nicht einmal zu Hause, als das Feuer zum Ausbruche kam. Er hat den Verdacht bloß auf uns gewälzt, um uns vollends ins Elend zu stürzen, und um die Brandstelle, die für sein Haus günstig liegt und für sein Geschäft auch, weil sie ihm eine bessere Lage bringt, billig an sich zu bringen.“

„Ist das die Wahrheit, Menschow?“ fragte der Fürst.

„Es ist die Wahrheit, Herr. Ich rufe Gott zum Zeugen an. Erbarmen Sie sich, lieber Herr, wenigstens der armen Mutter, die mit im Gefängnisse sitzt. Ich könnt's ja schon tragen; aber die alte Frau! es ist mir fürchterlich, Herr! Sie wissen nicht, wie das schmerzt!“ Er wollte vor dem Fürsten auf die Kniee fallen; aber dieser wehrte es ihm, so schwer sich der Mann davon abbringen lassen wollte. „Sehen Sie doch nur, wie ich ganz unschuldigerweise zu Grunde gehe!“ Da fuhr ein schweres Buchen über sein Gesicht, und er brach in Tränen aus, wischte sich mit dem Ärmel seines Arrestantenmittels die Augen und wandte sich, wie wenn es ihm zu nahe ginge, auf die Seite.

„Die Zeit ist um,“ sagte der Aufseher, herantretend. — „Wir sind auch fertig,“ sagte der Fürst; „mach Dir das Herz nicht allzu schwer, Menschow! was ich vermag, will ich zur Besserung Deiner Lage tun.“ Mit diesen Worten verließ er die Zelle. Menschow sah ihm durch das Fenster nach, so lange er ihn sehen konnte.

16.

Fürst Nechljudow fühlte nicht allein Mitleid mit den Menschen, die er hier hinter Schloß und Riegel fand, sondern er schämte sich auch gewissermaßen darüber, daß es ihm möglich war, sie so ruhig zu betrachten. Auf einem Flure lief jemand rasch an ihm vorbei und in eine der Zellen, und gleich darauf kamen eine Menge Menschen herausgerannt und machten tiefe Bücklinge vor ihm.

„Gnädiger Herr, ordnen Sie doch gütigst an, daß uns gesagt wird, woran wir sind.“ — „Liebe Leute, ich bin nicht Präsident, kann also auch keine Verfügungen treffen.“ — „Ach, dann sagen Sie es wenigstens jemand von der Obrigkeit,“ rief einer aus der Menge mit unzufriedener Stimme; „wir sitzen nun schon acht Wochen in diesem Loch und haben doch nicht das geringste verbrochen.“ — „Was sagt Ihr da?“ — „Wir sind vor acht Wochen eingelocht worden,“ sagte der vermutliche Wortführer der Leute, „und wissen heute noch nicht, warum?“ — Der Adlatus meinte: „In diesem Falle verhält es sich freilich so, wie der Mann sagt. Die Leute besaßen keine Ausweispapiere und sollten in das Gubernement abgeschoben werden, aus dem sie gebürtig sind; aber dort ist das Stockhaus niedergebrannt, und so mußten wir sie hier behalten, weil uns das Gubernement mitteilte, es sei für sie absolut keine Unterkunft zu schaffen.“ — „Aber aus solcher Ursache können sie doch nicht hinter Schloß und Riegel gehalten werden?“ fragte Nechljudow, im Türrahmen stehen bleibend.

Etwa vierzig Mann, sämtlich in Arrestantenkitteln, hatten sich um Nechljudow herum aufgestellt. Sie sprachen durcheinander, bis der Adlatus sich an sie wandte: „Laßt doch bloß einen von Euch sprechen!“ . . . Darauf nahm ein Bauer, der etwa 50 Jahre alt sein konnte, das Wort und sagte, sie hätten schon Rässe gehabt, aber die seien abgelaufen. Das sei alljährlich so gewesen, und sie hätten niemals dafür Strafe bekommen; diesmal seien sie aber ins Gefängnis gesteckt worden und würden behandelt wie die schlimmsten Verbrecher. Wir sind sämtlich Maurer, haben in einem anderen Gubernement gearbeitet, und daß bei uns zu Hause das Gefängnis ab-

gebrannt ist, dafür können doch wir nichts.“ — Nechljudow hörte wohl, daß der Mann sprach, vermochte aber den rechten Sinn nicht zu fassen, denn seine Aufmerksamkeit richtete sich auf eine große graue Laus, die dem Maurer im Barte herumkroch.

Ein kleiner Kerl, auch im Arrestantenkittel, trat jetzt aus der Menge hervor und schrie, indem er allerhand Gliederverrenkungen machte: „Schlechter als Hunde werden wir hier in diesem Drecksloche behandelt!“ — „Na, weißt Du, Kerl, übertreibe bloß nicht, sonst . . .“ — „Was denn? sollen wir nicht mal das Maul aufstun, wenn wir doch nicht das geringste verschuldet haben?“ — „Ruhe,“ rief der Aufseher, „sonst kommst Du in die Dunkelzelle!“ — Im Nu war da der kleine Kerl zwischen den anderen verschwunden.

Nechljudow ging weiter, von den Blicken der Arrestantenmenge verfolgt. „Aber es kann doch gar nicht sein, daß man unschuldige Menschen so lange der Freiheit beraubt!“ sagte er, als sie aus dem Korridore traten, zu dem Ablatus. — „Ja, was soll man denn tun? Uebrigens lügen auch viele das Blaue vom Himmel herunter. Unschuldig sind sie alle, wenn man ihnen glauben wollte. Es kommt ja freilich auch vor, daß einmal dieser oder jener unschuldig im Stockhause sitzt, aber das ist doch nur selten.“ — „Hier sind aber doch beinahe hundert Menschen hinter Schloß und Riegel, ohne daß sie sich etwas zu schulden kommen ließen?“ — „Hier haben wir ja freilich mal einen ganz besonderen Fall. Aber es ist doch eben auch ein sehr verdorbenes Volk . . . ohne Strenge läßt sich gar nicht mit ihnen durchkommen. Wir haben erst gestern zwei exemplarisch bestrafen müssen.“ — „Was nennen Sie denn exemplarisch?“ — „Na, eine Tracht Prügel ha-

ben sie bekommen.“ — „Ich denke, alle körperlichen Strafen sind abgeschafft?“ — „Wer keine bürgerlichen Rechte mehr hat, bekommt nach wie vor seine Prügel.“

Da besann sich Nechljudow auf die gestern vorgegangenen Dinge, als er im Vorzimmer gewartet hatte, und sagte sich, daß die Strafe wohl gerade zu der Zeit vollstreckt worden sein möge. Es überkam ihn eine Empfindung wie physische Uebelkeit, die er wohl schon früher gehabt hatte, aber doch nie in dem starken Maße, wie eben jetzt. Er sah sich nicht weiter um, hörte auch nicht weiter auf die Worte des an seiner Seite befindlichen Ablastus, sondern verfügte sich wieder ins Bureau. Dort hatte man ganz vergessen, die Boduchowskaja rufen zu lassen. Es wurde aber sofort nach ihr geschickt.

17.

Das Bureau bestand aus zwei Stuben. In der vorderen stand in der Ecke der schwarze Stock, an welchem die Größe der Arrestanten gemessen wurde. Es hatte zwei Fenster, die vor Schmutz starrten, und in einer anderen Ecke stand ein großer weißer Ofen, dessen Röhren aber zum Teile schon recht defekt waren. An der Wand zwischen den beiden Fenstern hing ein großes Heiligenbild. In der anderen Stube standen oder saßen an die zwanzig Bauern herum, die sich halblaut zusammen unterhielten. Dort stand am Fenster ein Schreibtisch, an den sich jetzt der Aufseher setzte.

Er musterte die in der Stube befindlichen Leute. Vor einem Arrestanten und einem jungen Mädchen, die zusammen auf einer Bank saßen, stand ein junger Mensch mit anziehendem Gesicht und erzählte ihnen etwas, während er allerhand lebhafteste Gestikulationen machte. Daneben saß ein Greis mit blauer Brille vor den Augen, der eine junge Frau an der Hand hielt und aufmerksam ihren Worten lauschte, während ein Knabe, in Realschülerkleidung, den Greis unverwandt mit großen Augen anstierte. In der Nähe von ihnen saß ein verliebtes Paar: sie mit ansprechendem Gesicht, kurzgeschnittenem blonden Haar, in durchaus moderner Kleidung; er mit hübschen, zarten Gesichtszügen, lockigem Haar, ebenfalls noch sehr jung, aber im Arrestantenfittel. Sie waren so verliebt ineinander, daß sie für nichts, was um sie her vorging, Auge oder Ohr hatten. Dann war eine Frau mit grauem Haar, im schwarzen Kleide, die einen mit kurzer Zoppe bekleideten schwindstüchtigen Jüngling in einem fort ängstlich ansah, allem Anschein nach sprechen wollte, aber durch aufsteigende Tränen daran verhindert wurde. Der Jüngling hielt ein Papier in der Hand, das er heftig zusammenknüllte, dann auseinanderballte und wieder zusammenknüllte, und so fort. Neben der weinenden Mutter saß ein rotwangiges niedliches Mädchen in grauem Kleide und grauem Umhang und streichelte ihr lieblosend die Wangen. Sie hatte schöne weiße Hände, lockiges Haar und ein Paar braune, recht treuherzige Augen.

Rechljudows Blick traf sich mit dem ihrigen: sie schlug die Augen auf der Stelle nieder und wandte sich wieder zu ihrer Mama, sie durch Erzählen wieder zu zerstreuen suchend. Unweit von den beiden Verliebten saß ein Mann in ziemlich defektem Zustande, der mit einem

anderen Manne zusammen redete, der ganz wie ein Skopze*) aussah.

Nechljudow setzte sich zu dem Aufseher. Da kam ein kleiner Junge mit ganz kahl geschorenem Kopfe auf ihn zu und fragte mit seinem hellen Stimmchen: „Auf wen warten Sie denn eigentlich?“ — Nechljudow guckte den kleinen Menschen verwundert an und sagte, er warte auf eine Dame, die er kenne. — „Ihre Schwester?“ — „Nein, bloß eine Bekannte. Aber was tust Du denn hier?“ — „Ich bin doch bei meiner Mama.“

„Maria Pawlowna,“ fuhr der Aufseher eine Arrestantin an, „nehmen Sie doch den Jungen zu sich!“ er mochte meinen, daß es sich mit den Vorschriften nicht vertrüge, den Knaben mit dem fürstlichen Besucher sprechen zu lassen. Das schöne Mädchen, das Nechljudows Aufmerksamkeit geweckt hatte, trat mit festem, fast männlichem Schritte zu dem Knaben. „Hat Kolia Sie gefragt, wer Sie seien?“ fragte sie ihn und sah ihn zutraulich mit ihren großen Augen an; „er muß nämlich alles wissen, der Junge, früher hat er keine Ruhe.“ — „Ja, er hat gefragt, auf wen ich hier warte.“ — „Maria Pawlowna, Sie wissen doch, daß es nicht gestattet ist, mit Besuchern zu sprechen!“ sagte der Aufseher. — „Ja doch,“ erwiderte sie, nahm den Knaben, der keinen Blick von ihr ließ, an der Hand und ging unter die anderen Arrestanten zurück.

Nechljudow fragte den Aufseher, wem der Junge gehöre? — „Er ist im Gefängnisse geboren,“ erwiderte der Gefragte, „von einer politischen Verbrecherin.“ — „Nicht möglich!“ — „Doch ist es so. Er ist jetzt unterwegs mit ihr nach Sibirien. Aber da kommt die Boduchowskaja!“

*) Sestiercer, von dem Wahne befürt, durch Selbstverstümmelung den Stimmel zu gewinnen.

18.

Es war eine kleine, magere Person, gelblich von Farbe und mit kurz geschorenem Haar, aber mit großen gutmütigen Augen, die jetzt ins Bureau trat. „Schön, daß Sie gekommen sind,“ sagte sie, dem Fürsten die Hand reichend. „Haben Sie sich noch auf mich besonnen?“ — „Aber wie sind Sie denn bloß hierher gekommen?“ fragte Nechljudow; „Sie an solchem Orte zu finden, habe ich mir doch nicht träumen lassen.“ — „Ach, mir geht's gut; ich kann es mir gar nicht besser wünschen,“ erwiderte Wera Jefremowna, den knöchigen Hals hin und her drehend, der aus einem zerfnüllten Kragen sich hervorreckte.

Nechljudow fragte wieder, wie sie in das Stockhaus gekommen sei; und sie schwatzte mit großer Geläufigkeit, unter Anwendung von allerhand Fremdwörtern, von Organisation und Desorganisation, von Sektion und Subsektion, von Propaganda und dergleichen modernen Dingen, von denen Nechljudow so gut wie gar nichts wußte; aber sie schien felsenfest überzeugt davon, daß ihn das alles lebhaft interessieren müsse. Nechljudow betrachtete ihren mageren Hals und ihr wirres Haar und fragte sich, zu welchem Zwecke sie ihm das bloß sage. Der Bauer Menschow mit seinen blassen Händen und seinem blassen Gesicht, der ohne alle Schuld in dem elenden Stockhause sitzen mußte, tat ihm weit mehr Leid als diese Person mit all dem sozialen Unsinnswußt, der ihr im Kopfe spukte. Was ihm vor allem an ihr mißfiel, war, daß sie sich ihm gegenüber als Heldin aufspielte in der Meinung, sie sei in der Tat eine solche. Diese absonderliche Manier fiel ihm auch an anderen Gefangenen

noch auf, z. B. bei dem jungen Menschen in der Toppe und bei der Frau im Arrestantenkittel, auch bei dem verliebten Paare.

Wera Jefremowna wollte mit Nechljudow über folgenden Fall sprechen: Eine Kameradin von ihr, eine gewisse Schustow, war deshalb eingesteckt worden, weil man bei ihr Bücher und Schriften gefunden hatte, die sie für jemand in Verwahrjam genommen hatte, ohne zu wissen, was drin stände. Weil sie meinte, daß hieran ein gewisser Teil von Schuld auf sie selbst falle, stellte sie das Ersuchen an Nechljudow, durch seine Beziehungen für ihre Freilassung zu wirken. Wie es ihr selbst ergangen, erzählte sie mit wenigen Worten: nachdem sie den höheren Kursus durchgemacht hatte, war sie zu einer Partei getreten; in der ersten Zeit war alles ganz gut gegangen; dann aber war eine Parteigängerin in die Hände der Polizei geraten, es war bei verschiedenen Personen Haussuchung gehalten worden, man hatte allerhand Schriften gefunden, und so war denn eine Parteigängerin nach der anderen festgenommen worden, bis die ganze Gesellschaft in Nummer Sicher war.

„Jetzt werden wir verschickt werden,“ sagte sie zum Schlusse; „das hat aber wenig zu sagen, denn wir fühlen uns alle recht wohl und munter.“

Nechljudow fragte sie noch, wer die junge Dame mit den schönen Augen sei. Die Tochter eines Generals, sagte die Boduchowikaja, die für jemand eine Schuld auf sich genommen habe und nun zu Zwangsarbeit verurteilt worden sei . . . „Altruistin der Richtung nach*), und eine höchst brauchbare Person,“ sagte sie.

*) Person, der die Selbstverleugnung über alles geht.

Die andere Person, über die sie mit Nechljudom sprechen wollte, war die Maßlow; sie mußte genau, wie es sich mit ihr verhielt, denn im Gefängnisse kannte man keine Geheimnisse. Sie gab dem Fürsten den Rath, zu versuchen, ob die Maßlow nicht den politischen Sträflingen überwiesen oder als Wärterin in das Lazarett gebracht werden könne, das zur Zeit überfüllt sei, während an Wärterinnen großer Mangel sei. Der Fürst antwortete ihr, in dieser Hinsicht dürfe er wohl kaum etwas tun können, wolle aber bei seiner Ankunft in Petersburg sich der Sache annehmen.

19.

Der Aufseher störte sie in ihrer Unterhaltung durch die bekannte Mitteilung, daß die Besuchsfrist abgelaufen sei. Der Fürst stand auf, sagte der merkwürdigen Person Lebewohl und ging zur Thür, blieb dort aber stehen, um zu sehen, was weiter vorgehen werde. Der Aufseher rief wiederholt, daß sich alle Besucher zu entfernen hätten, weil die Frist schon längst abgelaufen sei. Es machte aber kein einziger Anstalten zum Aufbruche. Die wenigen, die aufgestanden waren, unterhielten sich noch im Stehen; die meisten blieben sitzen; viele brachen in Tränen aus, da es ans Abschiednehmen ging. Vor allem war der Abschied ergreifend, den die Mutter von ihrem schwindstüchtigen Sohne nahm: der junge Mensch ballte und zerkrümmte noch immer das Stück Papier in seinen Händen; je mehr er sich bemühte, sich nicht von Rührung übermannen zu las-

sen, desto mehr verfinsterte sich sein Gesicht. Die Mutter lehnte den Kopf an seine Schulter und schluchzte heftig. Das Mädchen mit den lammsfrommen Augen sprach der Mutter lebhaft zu. Der Greis mit der blauen Brille stand bei seiner Tochter, die er noch immer an der Hand hielt, und nickte zu jedem Worte, das sie zu ihm sagte. Das verliebte Paar stand auf und guckte einander tief in die Augen. . . „Das sind die einzigen, die sich hier wohl und munter fühlen,“ sagte der Jüngling in der kurzen Rede zu Nechljudow, denn er betrachtete gleichfalls mit Aufmerksamkeit die einzelnen Personen. „Heute abend werden sie im Stockhause ehelich verbunden, und dann geht's zusammen nach Sibirien,“ sagte der junge Mensch weiter. — „Was hat denn der junge Mensch für eine Strafe bekommen?“ — „Na, was denn sonst als Zwangsarbeit?“ — Von neuem rief der Aufseher: „Die Zeit ist um! die Zeit ist um! wenn die Herrschaften nicht freiwillig die Gänge räumen, muß ich Gewalt anwenden. . . ich sage es nun zum letzten Male!“ — und während er sich eine Zigarette ansteckte, entfernten sich endlich die Besucher: mit schwerem Schritte der Greis mit der blauen Brille, hinter ihm her Nechljudow; vor ihnen waren schon die Gefangenen in ihre Zellen zurück transportiert worden: der Schwindfüchtige, der Zerlumpte, die Boduchowskaja und die Maria Pawlowna mit dem im Gefängnisse geborenen kleinen Jungen und alle übrigen.

Am Ausgange trat der Inspektor müde und abge-spannt zu ihm. „Bitte, morgen, falls Sie die Maßlow sprechen wollen,“ sagte er, offenbar von dem Wunsche be-seelt, sich dem Fürsten gegenüber dienstfertig zu erweisen. — „Danke verbindlichst,“ erwiderte Nechljudow und be-eilte sich, fortzukommen. Vordem hatte er physische

Uebelkeit empfunden: jetzt empfand er moralische Uebelkeit; er war noch nie in seinem Leben in einem Gefängnisse gewesen, und als er sich nun fragte: „Wozu war das alles?“ da konnte er die Antwort darauf nicht finden.

20.

Am folgenden Tage begab sich Nechljudow zu einem Advokaten, dem er den Fall Menschow auseinandersetzte. Auf seine Frage, ob er den Fall übernehmen wolle, antwortete der Advokat: „Wenn sich die Sache in der That so verhält, wie Sie sagen, übernehme ich die Verteidigung des angeklagten Bauern und seiner Mutter, ohne irgend welche Geldentschädigung zu begehren.“ Dann erzählte ihm auch Nechljudow von den über hundert Maurern, die aus Irrtum oder infolge eines Mißverständnisses hinter Schloß und Riegel saßen, und erkundigte sich, auf welche Weise er es erreichen könnte, daß die armen Menschen erlöst würden, und ob ihm der Advokat sagen könne, wen in diesem Falle die Schuld träfe? . . .

„Wen die Schuld trifft?“ sagte der Advokat lächelnd; „ja, wenn Sie den Staatsanwalt fragen, so wird's heißen: daran ist einzig Maßlennikow schuld, und wenn Sie Maßlennikow fragen, so wird's heißen: was kann ich dafür? wenden Sie sich an den Staatsanwalt! Kurz und gut: die Schuld hat niemand!“ — „Ich fahre auf der Stelle zu Maßlennikow und werde mir den Herrn ordentlich vornehmen.“ — „Das wird keinen Zweck ha-

ben," erwiderte lächelnd der Advokat; „das ist doch ein Vertreter der Gattung homo, auf den die beiden Titulaturen „Esel“ und „durchtriebener Halunke“ gut passen.“

Da fiel Mechljudow wieder ein, was Maßlennikow von dem Advokaten gesagt hatte, und hielt es für das Beste, zu gehen. Als er das Maßlennikowsche Haus erreicht hatte, sah er allerhand Equipagen davor stehen, und da erst besann er sich, daß gerade heute Empfangstag bei dem hohen Beamten sei. Er erkannte den Landauer des Fürsten Kortschagin darunter, und dessen Graukopf von Kutscher nahm sogleich den Hut vom Kopfe, als er des Fürsten ansichtig wurde. Gleich darauf sah er Maßlennikow die Haupttreppe herunterkommen, an der Seite eines sehr vornehmen Herrn vom Militär, der von einer Lotterie zum Besten der städtischen Wohltätigkeitsanstalten sprach, für die sich seiner Meinung nach alle Damen der Stadt verwenden mußten.

„Quelles s'amusement et le bon Dieu les bénisse!“*) sagte Maßlennikow und begrüßte Mechljudow, sobald er ihn sah, aufs freundschaftlichste; „ah, meine Frau will Sie gewiß auf der Stelle sehen, lieber Fürst! Kortschagins sind auch da, et toutes les jolies femmes de la ville**) Na, aber komm doch bloß mit hinauf!“ rief er lebhaft, trotz seiner Wohlbeliebigkeit die Treppe schnell hinauf steigend; „so, und nun lege los! was willst Du von mir?“

Er hatte den neuen Gast in ein kleines, nach japanischem Muster eingerichtetes Kabinett geführt und lud ihn ein, sich mit ihm ans Fenster zu setzen. Dann bot er ihm eine Zigarre. „Du rauchst ja doch? wie? aber, bitte! wir

*) Mögen sie sich unterhalten und der liebe Gott ihnen seinen Segen spenden.

**) und alle hübschen Frauen der Stadt desgleichen.

werden hier am Ende was ruinieren! Nimm den Aschbecher!“

„Ach, Maßlennikow, ich muß Dich in zweierlei Angelegenheiten sprechen.“ — „Was Du sagst!“ erwiderte er, und sein Gesicht nahm einen düsteren Ausdruck an. „Na, was betrifft's denn?“ — „Ich komme wieder wegen der Frau, über die ich schon einmal mit Dir gesprochen habe,“ sagte Mechljudow. — „Ach richtig, ich besinne mich,“ sagte Maßlennikow, „die unschuldig verurteilt worden ist?“ — „Ich möchte Dich bitten, ihr einen Platz im Lazarett zuweisen zu lassen . . . es ist mir gesagt worden, das könntest Du machen.“ — „Ja, Du,“ sagte er, „weißt Du, das wird wohl nicht angehen! erkundigen will ich mich, ob der Verwalter das machen will. Ich laß Dir Bescheid zukommen, meinettwegen telegraphisch, wenn's Dir recht ist.“ — „Es sollen ja sehr viel Kranke im Lazarett liegen,“ sagte Mechljudow, „und an Dienstpersonal soll Mangel sein?“ — „Das kann schon sein . . . ja doch, das ist nicht ausgeschlossen. Wie gesagt, mein Lieber, Du bekommst Bescheid von mir.“ — „Bitte, sei so freundlich,“ sagte Mechljudow, „ich verlasse mich darauf.“

Aus dem Speisesaale klang Lachen herüber. „Das ist doch wieder Wiktor! wenn der seine gute Kappe aufhat, dann ist er der reinste Witzbold!“ — „Ja, und nun die andere Sache noch, Maßlennikow,“ begann Mechljudow wieder, „es sitzen im Gefängnisse noch über hundert Menschen, alles Maurer, bloß deshalb, weil sie ihre Wäffe nicht erneuern ließen, und schon über acht Wochen.“ Nun setzte er ihm den Fall scharf auseinander. — „Aber wie ist denn Dir das zu Ohren gekommen?“ fragte, mit einem lebhaften Ausdruck von Ungeduld, Maßlennikow den Freund. — „Ich war im Gefängnis, um einen gewissen

Menschow aufzusuchen, der auf Grund falscher Anzeige in Untersuchungshaft sitzt . . . da haben mich die hundert Arbeiter im Korridor gestellt und haben mir erzählt, wie es ihnen ergangen ist.“ — „Ja, das ist ganz und gar nicht mein Fall,“ sagte Maßlennikow, „ich kann doch nicht anderen ins Handwerk pfuschen! der Staatsanwalt soll darüber wachen, daß kein Unschuldiger in Arrest kommt. Aber unser lieber Staatsanwalt sitzt bloß den ganzen Tag im Wirtshaus und brischt Karten.“

„Also Du kannst für die armen Menschen gar nichts tun?“ fragte Nechljudow düster . . . der Worte des Advokaten gedenkend, daß der Gouverneur alles dem Staatsanwalt in die Schuhe schieben werde. — „Das will ich ja nicht gerade sagen,“ erwiderte Maßlennikow, „erkundigen über den Fall will ich mich, und wenn ich Dir auch den Gefallen noch tun kann, nun, so soll's geschehen.“ — „Noch eins,“ begann Nechljudow wieder. — „Aber, wie kommst Du mir denn heute bloß vor? Ich dünkte doch, nun könnten wir zu den Damen gehen?“ — „Eins noch!“ erwiderte Nechljudow düster, an der Thür zum Gastzimmer stehen bleibend; „es ist mir gesagt worden, gestern sei im Stockhause an zwei Arrestanten die Prügelstrafe vollzogen worden?“

Maßlennikow wurde puterrot. „Aber von solchen Dingen redet man doch nicht, mon cher! Man darf Dich, weiß Gott! nicht ins Gefängnis lassen. Du stellst uns ja alles auf den Kopf! . . . Ach, da ruft Annette! Komm, wir wollen gehen,“ und er nahm ihn beim Arme und war im Nu wieder in der angeregtesten Stimmung, wenn sie auch nicht völlig frei war von einer gewissen Gezwungenheit. Nechljudow zog seinen Arm aus dem des Maßlennikow und ging mit düsterer Miene durch das

Speisezimmer und den Saal, an dem herbeieilenden Diener vorbei und auf die Straße.

„Was ist ihm denn bloß?“ fragte Annette ihren Mann. — „Er drückt sich auf französisch,“ sagte einer der Gäste. — „Ein bißchen merkwürdig war er ja schon immer,“ meinte ein anderer.

Jemand ging, ein anderer kam, und so hörten die Witzeleien nicht auf. Viel Unterhaltungsstoff hatte die Gesellschaft ohnehin nicht, und so war ihr das Vorkommen mit Nechljudow ganz erwünscht.

Dieser erhielt am nächsten Tage einen Brief von Maßlennikow, auf Glacépapier geschrieben und mit dem Wappen Maßlennikows signiert. Darin schrieb er ihm, daß er dem Gefängnisarzt in Sachen Maßlow geschrieben habe, und daß er glaube, dieselbe werde schon im Lazarett Unterkunft gefunden haben. Unterzeichnet war der Brief mit „In Liebe Dein väterlicher Freund“ . . . Nechljudow konnte sich nicht hindern, „Gesell!“ vor sich her zu brummen. Am meisten verdroß es ihn, daß ihn Maßlennikow so von oben herab als seinen Freund titulierte.

21.

Es herrscht immer die Meinung, es wohnen jedem Menschen ganz bestimmte Eigenschaften inne, daß beispielsweise einer gut, der andere böse, einer gescheit, der andere dumm, einer tatkräftig, der andere faul und gleichgültig sei u. s. w. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Es läßt sich von einem und demselben Menschen sagen,

daß er öfter gut sei als böse, öfter gescheit sei als dumm, öfter tatkräftig sei als faul und gleichgültig u. s. w. Aber wir teilen die Menschen immer ein nach dieser Schablone, und das ist durchaus nicht in Ordnung. Die Menschen gleichen vielmehr den Flüssen: das Wasser ist wohl in allen dasselbe; aber alle Flüsse sind bald schmal, bald breit, bald ruhig, bald wild, bald kalt, bald warm, bald trübe, bald hell. Und wie der Fluß die Reime seiner Eigenschaften als Fluß, so trägt der Mensch die Reime aller menschlichen Eigenschaften in sich: bald zeigen sich diese, bald jene, zuweilen ist er sich selbst nicht ähnlich, und ist doch derselbe Mensch. Nur sind bei manchen Menschen die Uebergänge schroffer als bei anderen, und ein Mensch, bei dem die Uebergänge ganz besonders schroff waren, war Fürst Nechljudow; sie waren bei ihm auf physische und auf moralische Ursachen zurückzuführen. Eine derartige Wandlung vollzog sich jetzt in ihm. Von jener gewissermaßen feierlichen Wiedergeburt, die er nach jener Schwurgerichtsverhandlung und jenem ersten Wiedersehen mit Katjuscha an sich erlebt hatte, verspürte er nichts mehr an sich, ja die Empfindung war nach dem letzten Wiedersehen in Angst und Schrecken, ja sogar in Abscheu und Widerwillen umgeschlagen, wenn auch vereint mit der Empfindung, daß ihm eine drückende Pflicht obliege. Es war ja nach wie vor sein Vorsatz, sie nicht zu verlassen, ja sie auch, sofern sie damit einverstanden war, zu heiraten; aber, wie gesagt, das Bewußtsein dieser Pflicht war drückend und quälend.

An dem auf seinen Besuch bei Maßlennikow folgenden Tage begab er sich wieder in das Gefängnis, zu dem Zwecke, sich wieder mit ihr zu unterhalten. Der Inspektor erteilte wohl die Erlaubnis, aber nur in dem für Frem-

denbesuch vorhandenen Raume der Frauenabteilung. Auch machte er es dem Fürsten zur Pflicht, der Arrestantin kein Geld in die Hand zu geben, sondern wenn er ihr welches schenken wolle, sich seiner Vermittelung zu bedienen. Offenbar war dies eine Folge des mit Maßlennikow geführten Gesprächs: indem nämlich dieser der Verwaltung dem Fürsten gegenüber zu größerer Vorsicht geraten hatte. „Der Arzt,“ sagte der Inspektor noch, „ist ja nicht abgeneigt, die Maßlow ins Lazarett zu übernehmen, sein guter Wille wird aber nicht viel nützen, so lange die Maßlow selbst nichts davon wissen mag. Sie sagt, das könnte ihr ja gerade noch fehlen, den dreißigen Kranken die Nachttöpfe auszugießen. Ja, sehen Sie, solch ein Volk haben wir hier, fürstliche Durchlaucht.“

Nechljudow erwiderte nichts darauf, sondern ersuchte den Inspektor nur, ihn vorzulassen. Mit dem Aufseher zusammen betrat er den Besuchsraum, wo sich die Maßlow bereits aufhielt. Schüchtern und verlegen trat sie hinter dem Gitter vor. „Nehmen Sie es mir nicht übel, Dmitri Iwanowitsch, daß ich vorgestern so rauhbeinig war.“

Nechljudow antwortete: „Da ist nichts weiter übel zu nehmen, Katjuscha.“ Aber die Maßlow fiel ihm in die Rede: „Bloß lassen Sie mich in Ruhe!“ und aus ihren schielenden Augen traf Nechljudow ein böser Blick. — „Warum soll ich das?“ — „Das geht doch nun einmal nicht.“ — „Warum denn nicht?“ — „Darum nicht,“ sagte sie; „weil ich nicht kann! Lieber häng’ ich mich auf. Also lassen Sie’s sein!“ Er fühlte, daß sie der Haß gegen ihn zu solchen Reden trieb. Diese Erkenntnis verjagte mit einem Male alle Zweifel, die noch in seinem Gemüthe geherrscht hatten, und versetzte ihn wieder in seine frühere gehobene Stimmung. „Ka-

tjuscha," sagte er, „was ich Dir gesagt habe, das wiederhole ich: ich bin bereit, Dich zu meiner Frau zu machen: willst Du es nicht, dann bleibe ich so lange dort, wo Du bist, und gehe mit Dir dorthin, wohin Du mußt.“

„Das können Sie ja halten, wie Sie wollen," erwiderte sie; und wieder spielte um ihre Lippen jenes heftige Zittern, das er schon öfter bei ihr bemerkt hatte . . . „aber ich rede darüber kein Wort mehr.“ Er redete auch kein Wort mehr darüber, sondern schickte sich zum Gehen an. — „Ich werde jetzt aufs Gut fahren und dann nach Petersburg," sagte er, als er ruhiger geworden war; „ich werde mich für Ihre oder vielmehr unsere Angelegenheit nach wie vor interessieren. Hoffentlich gelingt's mir, ein anderes Urteil zu erwirken.“ — „Wozu? das Gericht wird sich wohl auch kaum dazu verstehen. Es bleibt sich ja auch völlig schnuppe. Verdient hab' ich's ja längst, daß ich mal ordentlich verknackst werde; wenn ich diesmal auch unschuldig dran glauben muß.“ Sie brauchte rohe Reden; aber Nechljudow blieb es nicht verborgen, daß sie sich Gewalt antun mußte, die Tränen hintanzuhalten . . . Nach einer kurzen Weile fragte sie noch: „Ach! haben Sie mit dem Menschow geredet?" es kam Nechljudow vor, als stellte sie die Frage bloß, um sich die Rührung nicht merken zu lassen, die sie befallen hatte . . . „nicht wahr? die beiden Menschen sind völlig frei von Schuld?" — „Ja, wohl, das glaube ich," erwiderte er. — „Die alte Frau ist wirklich eine kreuzbrave Seele," sagte die Maßlow.

Nun erzählte er ihr, was ihm von Menschow erzählt worden war; dann fragte er, ob sie noch etwas brauche. Darauf sagte sie ihm, daß sie gar nichts zu wünschen hätte. Dann schwiegen sie wieder ein Weilchen. Dann fuhr sie plötzlich wieder heraus: „Na, und was das Laza-

rett betrifft, so kann ich ja hinein gehen, wenn's Ihr Wunsch gerade ist . . . na, und Schnaps . . . na, Schnaps werde ich auch keinen mehr trinken."

Nechljudow blickte ihr ins Gesicht. Ihre leicht schielenden Augen blickten ihn an, und er bemerkte einen Anflug von Lächeln darin. „Daran tun Sie recht, Kattjuscha,“ das waren die einzigen Worte, die er noch über die Lippen brachte . . . dann ging er. Draußen aber dachte er: „Sie ist ein neuer Mensch geworden, wenn sie es auch noch nicht eingestehen will, vielleicht auch selbst noch nicht weiß!“

Früher hatte er noch immer an der alles überwältigenden Kraft der Liebe Zweifel gehegt . . . jetzt aber glaubte er daran.

22.

Die Maßlow trat wieder in ihre von häßlichem Gestank erfüllte Zelle, streifte den Arrestantenkittel ab und setzte sich auf ihre Britsche. Es waren nur die alte Menschow, die Schwindsüchtige und die Bahnwärtersfrau mit ihren beiden Kindern noch darin aufhältlich. Die Kindsmörderin war für geistig unzurechnungsfähig erklärt und ins Lazarett geschafft worden. Die übrigen Weiber waren in die Waschküche abkommandiert worden. Die Menschow lag auf der Britsche und schlief. Auf dem Korridor, dessen Tür offen stand, liefen die Kinder herum. Die Eisenbahnersfrau und die Schwindsüchtige traten zur Maßlow und fragten: „Na, habt Ihr Euch denn wieder-

gesehen?“ Aber die Maßlow gab keine Antwort, sondern ließ die Beine rechts und links von der Britsche baumeln. „Was machst Du Dir denn für Gedanken?“ fragte die andere wieder, „es kann doch nichts helfen! den Mut darf man nun doch einmal nicht sinken lassen im Leben. So sprich doch ein Wort, Katjuscha!“ — „Aber, Finascha,“ schrie die Eisenbahnerin durch den Türspalt, „wo willst Du denn hin? Dummes Ding! lauf mir doch nicht immer weg!“ Sie zog aus dem Strickzeug, das sie in der Hand hielt, eine Nadel heraus und rannte dem Kinde hinterher.

Da dröhnten Schritte auf dem Korridore, dann wurden Weiberstimmen vernehmlich, und die anderen Zellen-genossinnen kamen wieder herein, nachdem sie in der Waschküche fertig waren. Sie trugen grobe Holzschuhe über den nackten Füßen, und jede hatte eine große Semmel in der Hand: das „Extra“ für die Arbeit bei der Wäsche.

„So! das soll uns zum Tee schmecken!“ sagte Feodosia, auf die Maßlow zutretend; „da, nimm Dir die eine!“ — Auch die Korablewa trat zu ihr: „Na, rede doch! will er Dich etwa nicht mehr?“ — „Er will schon, aber ich will nicht, und das habe ich ihm heute deutlich gesagt,“ rief die Maßlow, ärgerlich über die vielen Fragereien. — „Na, bist Du aber eine Gans!“ rief die Korablewa mit ihrer Bassstimme und schlug die Hände überm Kopfe zusammen. — „Quatsch doch nicht!“ schrie die Maßlow, „wozu soll man sich denn heiraten, wenn man doch nicht zusammen leben kann!“ — „Na, da hat sie doch auch recht!“ pflichtete die Feodosia ihr bei; „so was hat doch keinen Sinn.“ — „Aber Dein Mann geht doch auch mit Dir nach Sibirien,“ sagte die Eisenbahnerin zu

ihr. — „Bei uns ist's was anderes,“ erwiderte die Theodosia, „wir sind gesetzlich getraut . . . wozu soll sich so ein großer Herr aber binden, wenn er doch nicht mit ihr leben kann?“ — „Bist Du eine Gans!“ rief die Korablewa; „wenn er sie erst mal hat, dann wird er sie in Gold fassen.“ — „Er hat gesagt: wohin sie Dich schaffen, dorthin werde auch ich mich begeben,“ sagte die Maßlow; „na, wenn er's macht, dann macht er's; und wenn er's nicht macht, dann läßt er's! Betteln drum werde ich nicht. Um sich für meinen Prozeß zu verwenden, ist er jetzt auf der Reise nach Petersburg. Da er mit allen Ministern verwandt ist, hofft er was zu erreichen. Aber ich sehe gar nicht ein, warum er sich so am Leibe reißt: ich brauche ihn doch nicht!“ — „Na, das versteht sich,“ sagte die Korablewa spöttisch; „was brauchen wir noch?“ und sie kramte in ihrem Sacke herum, mit ihren Gedanken bei ganz anderen Dingen. „Komm, hier ist ein Schnaps . . . vertrink Dir den Kummer!“

„Nein, ich trinke nicht,“ sagte die Maßlow, „trinkt Ihr nur!“

23.

Nach vierzehn Tagen stand der Prozeß im Strafsenate zur Verhandlung. Zu dieser Zeit wollte Nechljudow in Petersburg sein. Sollte sich seine Bemühung im Senate als nutzlos herausstellen, so trug er sich mit der Absicht, ein Bittgesuch bei Seiner Majestät dem Zaren einzureichen, gemäß dem ihm vom Advokaten ge-

gebenen Räte. Da, wenn nichts half, die Maßlote mit dem nächsten Transport — also in den ersten Junitag — nach Sibirien gebracht wurde, mußte er sich zu der Reise nach Sibirien, die für ihn beschlossene Sache war, rüsten. So verfügte er sich zunächst nach Kusminskeje, dem nächstgelegenen Gute im „Gebiete der Schwarzen Erde“, das mit am einträglichsten für ihn war, und wo er auch mehrere Jahre seiner Kindheit, wie seiner späteren Jugend, verlebt hatte. Er war auch später noch wiederholt dort gewesen, einmal auf Bitten der Mutter, um einen deutschen Inspektor dorthin zu bringen, dann zur Durchsicht der Wirtschaftsbücher; er kannte also die Verhältnisse dort genau und reiste auch deshalb jetzt gern auf dieses Gut, weil er dort seine sozialen Grundsätze bereits zur Durchführung gebracht hatte: die Bauern wirtschafteten dort durchweg als Pächter auf eigene Rechnung. Während seiner Militärjahre war er freilich daran gewöhnt gewesen, 20 000 Rubel im Jahre für sich auszugeben, ohne zu fragen, woher das Geld alles käme, oder richtiger kommen sollte. Während dieses wilden Lebens hatte er freilich an soziale Themata nicht gedacht; aber als die Mutter gestorben war, als die Pflicht an ihn herantrat, die Güter selbst zu verwalten, da hatte er sich wieder mit all diesen Dingen mehr befaßt, und jetzt war er zu dem Entschlusse gelangt, die angefangene Reform vollständig durchzuführen, wenn es auch zu seinem persönlichen Schaden gereichen mußte, das noch immer an die Hörigkeit erinnernde Pachtverhältnis aufzuheben und den Bauern die Pachtstücke gegen einen mäßigen Kaufschilling in vollständigen Eigenbesitz zu geben.

Um die Mittagszeit traf er in Kusminskeje ein. Er hatte, da er in allen Hinsichten jetzt zum Sparsystem

neigte, seine Ankunft nicht drahtlich gemeldet, sondern sich am Bahnhofe einfach einen Zweispänner gemietet. Der Kutscher, ein junger Mensch in gestricelter Jacke, die er mit einem Bindfaden um die Taille befestigt hatte, erzählte ihm von dem Kusminskojer Verwalter, da er den Fürsten ja nicht kannte, sondern ihn für einen gewöhnlichen Fremden oder höchstens Kaufmann hielt, den Geschäfte nach dem Gute führten, allerhand Dinge: er sei ein gar fürnehmer deutscher Herr, der sich einen feinen Dreispänner angeschafft hätte und mit der Frau täglich spazieren führe, zu Weihnachten in dem großen Herrschaftshause gar viele Gäste um den Weihnachtsbaum zu versammeln pflege, der immer so prächtig ausgeputzt sei, wie man es im ganzen Gouvernement nicht wieder zu sehen bekäme; aber ein Geldscharrer sei er dabei, wie man ihn auch im ganzen Gouvernement nicht wieder fände; aber das sei ja kein Kunststück, denn er könne ja schalten und walten, wie er wolle, es stände alles in seiner Macht; und es ginge die Rede, daß er sich bereits selbst ein schönes großes Gut gekauft habe.

Nechljudow hatte sich immer eingeredet, es könne ihm ganz gleichgültig sein, wie der Verwalter mit seinem Gute wirtschaftete, und was für ein Profit für ihn dabei herauskomme . . . Was er aber aus dem Munde des Kutschers hörte, berührte ihn doch recht unangenehm. Und diese Empfindungen ward er auch nicht los, als er über die Felder fuhr, die durchweg die sorgsam pflegende Hand aufwies, durch die Wälder, die sich schon frisch zu belauben anfangen, und über die Wiesen, auf denen das Vieh weidete. Erst auf dem Gute selbst kam er wieder auf andere Gedanken: die Durchsicht der Bücher befriedigte ihn, aber je mehr der Verwalter davon redete, daß

die Bauern in Rußland am besten dran seien von allen Bauern der Welt, da sie für nichts zu sorgen, sondern ihre Nahrung gleichmäßig durch alle Jahre hindurch hätten, ob dieselben gut oder schlecht seien, desto mehr verrannte sich Nechljudow in seine Idee, die Bauern zu beglücken. Alle Versuche des Inspektors, ihm nachzuweisen, daß ja auf solche Weise alles Inventar verloren ginge, da es doch für ein Viertel vom Werte losgeschlagen werden müßte, halfen nichts. Ebenfowenig half es etwas, daß er ihm sagte, die Bauern würden ja alles Land bloß in Grund und Boden hinein ruinieren, würden überhaupt kaum verstehen, was sie mit solchem Anerbieten, ihnen das Land zu einem billigen Preise käuflich als Eigentum abzutreten, anfangen sollten. Das alles brachte vielmehr Nechljudow zu dem Entschlusse, die Angelegenheit frisch vom Flecke weg zu erledigen. Die Ernte, das Inventar und die überflüssigen Gebäude sollte der Inspektor unter den Hammer bringen, wenn Nechljudow abgereist sei. Zunächst sollte er die Bauern der drei zu Kusminskoje gehörigen Dörfer für den folgenden Tag zusammenrufen zu dem Zwecke, ihnen auseinanderzusetzen, in welcher Weise er ihnen zu eigenem Grund und Boden helfen wolle, und dann mit ihnen über den Kaufschilling reden, den sie an ihn entrichten sollten, um zu eigenem Besitze zu gelangen.

Im frohen Bewußtsein, gegenüber allen Einreden und Vorstellungen standhaft geblieben zu sein in seinem Vorhaben, seine Bauern zu etwas zu machen, ging Nechljudow aus dem Bureau und schlenderte, über seine Pläne weiter nachdenkend, durch den Blumengarten, der gegenüber dem Inspektorshause lag, aber bei weitem nicht mehr so gepflegt war als ehemals, dann über den Lawntennisplatz, der von Gestrüpp überwuchert war, durch die Lin-

denallee, in der er ehemals seine Zigarre geraucht hatte, und erst vor drei Jahren noch mit der hübschen Kirimow sich amüsiert hatte. Er stellte sich die einzelnen Punkte zusammen für die Rede, die er morgen den Bauern zu halten gedachte, und erörterte dann die ganze Liquidationsangelegenheit noch einmal mit dem Inspektor bei einem Glase Tee. Als er hierauf in das Herrenhaus trat, das immer für Zufallsgäste in Bereitschaft gehalten wurde, rieb er sich die Hände vergnügt darüber, daß er die Sache nun bis zu diesem Punkte geführt hatte.

In der einen Ecke des Zimmers stand ein altmodischer Lehnstuhl aus Rotholz, worin seine greise Mutter oft gefessen hatte. Dieser Stuhl weckte plötzlich ein ganz unerwartetes Gefühl in seiner Seele: es berührte ihn plötzlich aufs schmerzlichste, daß das Haus so baufällig wurde, daß der Garten so verkümmert aussah, daß die Wälder so ausgerodet wurden, daß all die vielen Dinge, die zu einem Gutsinventar gehören, der Viehstand, die vielen Gerätschaften, die teuren Maschinen, die Scheunen, Ställe u. s. w. u. s. w., die mit so viel Mühe und Sorge angeschafft worden waren, wenn auch nicht von ihm, so doch von seiner Mutter, nun auf einmal verzettelt, um einen Spottpreis losgeschlagen werden sollten. Ja, auf eine ganze Hälfte seines Einkommens stand er im Begriffe, zu verzichten? Nun kamen ihm Gedanken, daß, wenn er den Fall in solchem Lichte betrachte, es nicht bloß töricht und unbedacht, sondern sogar unrecht sei, den Bauern Land abzutreten und solch schönes Wirtschaftsgut auf diese Weise zu verplempern. Ja, dies Wort brauchte er in Gedanken: und dann nahmen seine Gedanken den folgenden Gang: „Schön! Land soll ich nicht besitzen. Besitze ich aber keins, dann kann ich doch die Wirtschaft

hier nicht unterhalten. Obendrein will ich nach Sibirien reisen, und wenn ich dort bin, so brauche ich doch weder Haus noch Hof hier!“ Das war die eine Art. Die andere Art seiner Gedanken war: „Das ist ja alles ganz gut und schön; aber erstens wirst Du nicht Dein ganzes Leben lang in Sibirien bleiben, und wenn Du Dich verheiratest, so können doch Kinder kommen; und zweitens hast Du Dein Erbe in gutem Stande überkommen und mußt doch dafür sorgen, daß Du es in solchem Stande auch wieder weiter vererbst. Drittens hat doch auch das Land, der Staat das Recht, Pflichten von Dir zu fordern. Es ist wohl kinderleicht, etwas aufzulösen und zu verschenken; aber verteuft schwer, alles wieder einzurichten. Wolltest Du nicht bedenken, wie Du Dir die künftige Lebens-einrichtung denkst, so wärst Du doch der leichtsinnigste Patron, der unter Gottes Sonne umhergeht. Und noch ein letztes: verrichtest Du denn, was Du verrichtest, aus innerem Drange, oder verrichtest Du es, um Dich später solches Tuns zu brüsten?“ Und betreffs dieser letzten Frage, die er sich stellte, mußte er sich freilich sagen, daß ohne Einfluß auf seine Entschlüsse das Urtheil der Menschen nicht auf ihn blieb.

Immer mehr solcher Fragen stiegen vor seinem Geiste auf, je länger er sich mit diesen Gedanken befaßte, und immer schwerer wurde es ihm, die Antwort darauf zu finden. In dieser mehr als unbefriedigenden Stimmung suchte er sein Bett auf, denn er wollte am anderen Tage, um alles richtig zu erledigen, den Kopf auf dem rechten Fleck haben. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Der Mond ergoß sein Licht durch das offene Fenster, die Frösche quakten laut, und Nachtigallen flöteten: eine im Parke, eine andere unter einem Holdegebüsch

unter seinem Fenster. Da fiel ihm die Maßlow ein, wie ihre Lippen ganz so gewackelt hatten, wie bei einem Frosche, wenn er quakt, die Befzen, als sie ihm gesagt hatte, er möge doch nun mit all dem Quatsch aufhören. Und dann war es ihm, als stiege der Gutsinspektor mit zu den Fröschen hinunter, immer weiter, trotzdem er von allen Seiten festgehalten wurde, und dann war's ihm, als verwandle sich der Inspektor mit einem Male in die Maßlow und fange wieder an, ihn mit Wortwürfen zu überschütten, und ihm immer und immer wieder zu sagen: „Was soll denn das bloß alles für Zweck haben? Sie sind Fürst, und ich bin verurteilt zu vierjähriger Zwangsarbeit . . .“

Da erwachte Nechljudow. „Nein, und doch mag ich mich nicht ergeben!“ und dann fragte er sich wieder: „Tue ich recht, oder tue ich unrecht?“ und langsam, aber stetig rutschte er selbst dort hinunter, wo der Verwalter und die Maßlow verschwunden waren . . . und dann war mit einem Male alles aus.

24.

Am anderen Morgen in der neunten Stunde wachte Nechljudow auf. Er war im Nu aus dem Bette. Der Bolontär meldete ihm, die Bauern seien schon unten versammelt. Was er gestern noch erwogen hatte, ob er mit all dem auch recht tue, davon war heute nicht das geringste mehr in ihm zu verspüren. Er wunderte sich sogar, daß ihm solch andere Gedanken überhaupt hatten kommen

können, und fuhr so schnell wie möglich in die Kleider. Er freute sich dessen, was er vorhatte, und empfand sogar Stolz darüber. Vom Fenster seines Zimmers aus fiel sein Blick auf den großen, mit Gestrüpp überwachsenen Lawntennisplatz, auf dem sich die Bauern zu sammeln anfingen, gemäß dem Befehle des Inspektors. Die Frösche hatten am verfloffenen Abend richtig prophezeit: es war trübes Wetter gekommen; und von früh an fiel ein gelinder warmer Regen, der sich in schweren Tropfen an Blätter, Nester, Gräser hing. Zum Fenster herein drang Duft von frischem Laube, Duft von dürrer, nach Regen lechzender Erde.

Nechljudow blickte wiederholt zum Fenster hinaus und bemerkte, wie sich die Bauern vor dem Hause aufstellten, einer nach dem anderen, Grüße unter sich wechselnd und auf ihre derben Stöße gestützt. Dann kam der Inspektor, ein corpulenter, sehniger Mann im kurzen Rock mit grünem Kragen, um ihm zu melden, daß die Leute schon auf ihn warteten, setzte aber hinzu, daß er sich durchaus nicht zu beeilen brauche, denn sie könnten ruhig warten, bis er seinen Kaffee oder Tee zu sich genommen hätte. Beides stände für ihn bereit.

„Nun, besser ist's, wir gehen gleich hinunter und reden mit ihnen,“ meinte Nechljudow, während ihn eine Empfindung wie Scham und Verlegenheit überkam, die ihm bisher völlig fremd gewesen war. Er wollte den Leuten eine Wohlthat erweisen, und doch schämte er sich, und geriet, als er die verschiedenen Köpfe mit rotem und grauem, glattem und krausem Haar sich vor ihm entblößen sah, in eine so große Betroffenheit, daß er lange kein Wort vorbringen konnte. Die Bauern standen und warteten auf seine Anrede. Endlich nahm der

Inspektor an seiner Stelle das Wort. Er hielt sich für einen Mann, dem über die Bauern in Rußland nicht das geringste fremd sei, und stellte sich vor den Leuten in volle Positur.

„Der Fürst will Euch einen großen Dienst erweisen. Er will Euch zu selbständigen Grundbesitzern machen, indem er Euch das Land für ein billiges Stück Geld käuflich überläßt; aber daß Ihr's verdientet und wert wäret, das dürft Ihr Euch nicht etwa einbilden.“ — „Warum sollen wir's denn nicht verdienen? Arbeiten wir denn nicht für Dich?“ sagte einer mit einer Glase; „über die verstorbene Herrin hat sich nie jemand zu beklagen Ursache gehabt. Gott möge es ihr lohnen . . . aber auch unser junger Fürst läßt uns nicht im Pech umkommen.“ — „Wir führen ja gar keine Beschwerde über die Herrschaft,“ sagte ein anderer, breitschulteriger Bauer mit langem Barte; „bloß ist die Sache die, daß man sich gar nicht rühren kann.“ — „Ich habe Euch herkommen lassen, um Euch mein Land als Eigentum abzutreten, sofern Ihr's haben wollt,“ sprach, aber ziemlich leise, der Fürst. — „Wie ist denn das zu verstehen,“ sagte ein Bauer, der kaum über die Dreißig hinaus zu sein schien; „wie wollen Sie uns denn das Land abtreten?“ — „Ihr sollt's kaufen können, soviel Desjätinen, wie Ihr meint bewirtschaften zu können, und zu einem Preise sollt Ihr's haben, der gewiß billig zu nennen ist.“ — „Nu, das läßt sich hören,“ meinte einer, der schon weißes Haar hatte; „darüber ließe sich reden.“ — „Aber wo sollen wir denn das Geld hernehmen, um auch nur einen niedrigen Preis zu bezahlen?“ — „Nu,“ meinte ein anderer, „wir leben ja doch vom Lande, also ernährt's uns doch!“ — „Nu, dann haben Sie es aber viel bequemer, Herr, als unsereins,“ meinten

verschiedene, „Sie brauchen dann bloß das Geld zu nehmen, und haben für uns gar keine Sorge mehr; wohl aber haben wir die Sorge, daß wir das Geld auch immer beisammen haben.“

„Wenn Ihr's nicht zusammenbringt, dann liegt's doch eben bloß an Euch,“ fuhr sie der Inspektor an. — „Geld kann doch unsereins nicht immer beisammen haben,“ bemerkte ein Greis mit spitzer Nase, „ich habe neulich meinen Gaul im Getreidefelde gehabt, und Du weterst auf mich los, als wenn ich der ärgste Verbrecher wäre . . . aber wie ist er denn hineingekommen ins Getreide? Ich arbeite doch von früh bis spät auf dem Felde, jahraus, jahrein: ist's da zu verwundern, wenn man mal ein bißchen einduselt? Das hat der schlaue Gaul benützt und ist ausgerissen ins Getreide . . . mir ziehst Du aber dafür das Fell über die Ohren.“

„Ja, Ordnung muß doch sein!“ sagte der Inspektor. — „Das sagt sich immer sehr schön,“ bemerkte ein junger Bauer, dessen Haar kohlschwarz war. — „Warum gibst Du uns denn kein Holz zum Bauen?“ rief ein kleines Männchen aus der hintersten Reihe mit piepender Stimme, „ich habe im Sommer mein Stück Land einzäunen wollen und deshalb mir bloß einen ganz kleinen Tannenbaum im Walde geschlagen. Du aber hast mich deshalb ein ganzes Vierteljahr bei Wasser und Brot ins Loch gesteckt, wo ich Läuse und Ratten zu Gevattern hatte.“ — „Was schwätzt der Mann für Dinge?“ fragte Medljudow den Inspektor. — „Der Kerl sticht wie ein Nabe,“ versetzte der Inspektor hierauf in deutscher Sprache. „Den erwischen wir doch alle Jahre im Walde beim Holzdiebstahl! Verne Du Hund nur erst mal Mein und Dein unterscheiden!“

„Na, Leute,“ sagte Nechljudow, um wieder auf den eigentlichen Punkt der Versammlung zurückzukommen, „wie denkt Ihr Euch die Geschichte? Was wollt Ihr für die Desjätine zahlen, wenn ich das ganze Land an Euch abtrete?“ — „Aber das müssen doch Sie sagen,“ hieß es von allen Seiten, „denn Sie sind doch der Herr darüber.“

Nechljudow sagte, daß er ihnen das Land zu dreißig Prozent unter dem wirklichen Werte, nach welchem er besteuert sei, ablassen wolle. Er hatte gedacht, die Bauern würden ihm für dieses Entgegenkommen die Hände küssen, war aber nicht wenig erstaunt, als die Bauern zu feilschen anfangen. Jeder sagte, das wäre viel zu teuer. Da könnten sie zu nichts kommen, da arbeiteten sie doch einzig und allein für ihn, damit er's recht bequem habe. Dann wurde debattiert, ob die Gemeinde das Land übernehmen solle oder ob sich dazu einzelne Gruppen bilden sollten. Ferner: ob solche, die als schlechte Zahler schon jetzt bekannt seien, vom Besitze von vornherein ausgeschlossen sein sollten. Schließlich gelang es dem Inspektor, alle Meinungen unter einen Hut zu bringen: Kaufschilling und Zahlungsstermine wurden vereinbart; unter allerhand Gerede begaben sich die Bauern ins Dorf hinunter, während Fürst und Inspektor ins Bureau traten, um den Kaufvertrag aufzusetzen. Wenn auch so weit alles nach Wunsch ging, fühlte Nechljudow sich doch mißgestimmt insofern, als er bei den Bauern so gut wie gar kein Zeichen von Freude oder gar Dankbarkeit über seinen Vorschlag fand, sondern eher Mißstimmung und Groll. Er hatte auf vieles verzichtet, bei den Bauern aber so gut wie gar keine Gegenliebe gefunden.

Am anderen Tage wurden die verschiedenen Kaufverträge perfekt gemacht. Dann fuhr Nechljudow in Be-

gleitung des Dorfältesten in dem feinen Dreispänner, von dem ihm schon der Kutscher erzählt hatte, der ihn hergefahren, nach dem Bahnhofe. Aber auf der ganzen Fahrt konnte er die Empfindung nicht los werden, als habe er die Angelegenheit doch eben nicht von Grund aus erledigt, und die Bauern schienen auch nicht recht zu wissen, woran sie seien, denn sie sahen ihm kopfschüttelnd nach.

25.

Von Kusminschoje fuhr Fürst Nechljudow auf das Gut, das er von seinen beiden Tanten geerbt hatte, also dorthin, wo er Katjuscha verführt hatte. Dort wollte er die Verhältnisse der Bauern ebenso ordnen — wie er sich ausdrückte — wie es ihm in Kusminschoje gegliückt war. Dort wollte er sich auch erkundigen, was von Katjuscha und dem Kinde, das sie geboren hatte, noch bekannt sei.

In aller Frühe traf er in Panowo ein. Was ihm dort vom ersten Augenblick an auffiel, war die Baufällig-keit aller Gutsgebäude, hauptsächlich des Herrenhauses. Einen noch schlimmeren Eindruck als das Aeußere machte das Innere: da waren keine Scheiben mehr an den Fenstern, sondern die Oeffnungen waren einfach mit Brettern verschlagen; kaum eine Treppe war noch zu gehen, von den Wänden war aller Kalkbewurf abgeplatzt, so daß man die kahlen Steine sah; bloß der Garten war in gutem Stande: die Bäume waren groß geworden und standen in der schönsten Blüte; über dem Zaune drüben sah man wahre Wolken von Obstblüte. Die Holderhecke, unter der

er sich mit Katjuscha gejagt hatte, stand noch in üppiger Schöne; der Fluß trieb noch immer das klappernde Mühlenrad, und drüben auf dem anderen Ufer weideten Herden.

Der Inspektor, ein noch junger Mensch, der kaum erst die Ackerbauschule absolviert haben konnte, bekomplimentierte den Fürsten mit verbindlichem Lächeln ins Bureau hinein, um dort mit ebensolchem Lächeln hinter einer spanischen Wand zu verschwinden, hinter der eine Weile geflüstert wurde, bis es allmählich still dort wurde. Am Fenster lief gleich nachher ein barfüßiges Bauernmädchen vorbei, mit Busenstreif im Hemde und Wommeln in den Ohren, ihr hinterher ein Bauer in schweren Stiefeln.

Nechljudow blickte zum Fenster hinaus. Der Frühlingswind führte ihm den frischen Erdgeruch in die Nase. Vom Flusse her klangen die im gleichmäßigen Takte arbeitenden Schlegel der Waschweiber, und er besann sich, wie er diesem Geräusch schon in seiner Jugend gelauscht hatte . . . und da befiel ihn wieder jene trübselige Stimmung, wie sie schon öfter über ihn gekommen war. Der junge Inspektor zeigte sich wieder und fragte, wann der Fürst zu speisen wünsche. — „Das ist mir ganz egal,“ erwiderte der Fürst, „ich bin nicht hungrig; vorerst will ich überhaupt einen Gang durchs Dorf machen.“ — „Wollen sich der Fürst nicht erst einmal das Haus ansehen? es ist alles drin in schönster Ordnung.“ — „Nein, jetzt nicht. Ist Ihnen eine Frau Matrena bekannt?“ — „Allerdings! die lebt noch im Dorfe. Ein schreckliches Frauenzimmer, mit der man sich tot ärgern könnte. Sie handelt mit Schnaps. Ich hätte sie schon lange zur Anzeige bringen sollen; aber sie tut mir bloß immer leid wegen ihres hohen Alters. Sie hat ein ganzes Schoß

Enkel.“ — „Wo wohnt sie denn?“ — „Ganz am Ende des Dorfes, etwa in der drittletzen Hütte. Links steht ein Ziegelhaus davor. Ich führe den Herrn Fürsten aber doch wohl besser hin?“ — „Nein! nicht nötig! ich finde mich schon . . . aber rufen Sie die Bauern zusammen! Ich will mit ihnen über meinen Grund und Boden sprechen.“

26.

Es war ein recht heißer Tag. Die Sonne stach schon in der zehnten Stunde, und gegen Mittag ballten sich dicke Wolken zusammen. Im ganzen Dorfe roch es penetrant nach Mist. Vom Berge herab kam ein Mistwagen hinter dem anderen; hinterher gingen Bauern, die mit Mistsprihern bis zu den Armen hinauf bedeckt waren. Sie guckten sich neugierig nach dem feinen Herrn um, der in seinem grauen steifen Hute mit dem in der Sonne glitzernden Seidenbande durch das Dorf ging, sich leicht auf den Spazierstock mit silberner Krücke stützend. Die meisten zogen die Mützen vor ihm ab, während die Weiber aus den Hütten traten und mit Fingern auf ihn zeigten.

Neben einem Mistkarren, der besonders hoch geladen war, ging ein älterer Bauer, der sich den Fürsten zu verschiedenen Malen genau ansah und aus dem Hofe, in den er mit dem Karren eingelenkt hatte, wieder herauskam und dem Fürsten ein Stück hinterher rannte. Als er ihn erreicht hatte, zog er tief vor ihm die Mütze. „Sind Sie nicht der Herr Nefse von unseren beiden gnädigen Frau-

lein?" — „Aberdings.“ — „O, dann seien Sie uns willkommen! Sie wollen wohl einmal nachsehen, wie hier alles steht?" — „Das wohl. Nun, dann könnt Ihr mir doch gleich sagen, wie alles hier steht und geht?" sagte Nechljudow, der nicht recht wußte, was er sagen sollte. — „Ja, wie soll's gehen? wir leben eben, aber schwer genug!" erwiderte der Alte mit piepender Stimme. — „Und inwiefern schwer?" fragte Nechljudow, unter die Pforte tretend, die zum Hofe führte. — „Nu, sehen Sie, ich habe ein Duzend Menschen da," sagte der Alte, indem er auf zwei Weiber mit dem Finger zeigte, die barfuß und hochgeschürzt, die Waden hoch hinauf mit Mist bespritzt, auf einem hohen Misthaufen standen und mit langen Gabeln darin herumstocherten. „Ich muß jeden Monat sechs Pud kaufen. Woher aber das Geld nehmen?" — „Hast Du denn nicht genug eigenes Getreide?" — „Eigenes Getreide?" fragte der Alte, verächtlich lächelnd; „mein bißchen Land füttert gerade drei Menschen durch. Feuer haben wir bloß acht Getreidehaufen eingefahren. Die haben knapp bis Weihnachten gereicht." — „Und wie richtet Ihr Euch dann ein?" — „Ich hab' den einen Sohn als Arbeiter verdungen, und dann hab' ich bei Euer Gnaden ein Stück Geld aufgenommen. Dabei sind aber die Steuern fürs Jahr noch nicht bezahlt." — „Wieviel Steuern habt Ihr denn zu entrichten?" — „Ich muß für mein Gehöft siebzehn Rubel zahlen. O, das ist ein schweres Leben! man weiß wirklich nicht, wie man da herauskommen soll!"

Nechljudow fühlte sich wieder, ohne sich sagen zu können, warum, beschämt und verlegen. Er verabschiedete sich deshalb von dem alten Manne und tröstete ihn, daß es doch vielleicht bald besser werden würde. „Untertänig-

sten Dank, gnädiger Herr, daß Sie unser Dorf wieder einmal besucht haben!" Nach diesen Worten ging der Alte, aber langsamer als vorhin, wieder weiter.

Es hatten sich verschiedene Leute aus dem Dorfe zusammengefunden, zwischen denen jetzt Nechljudow hindurch gehen mußte. Hinter ihm her gingen ein paar Jungen, einer in einem langen Hemde, das vor Zeiten einmal weiß gewesen sein mochte, der andere in einem Kittel, der einmal rosa gewesen sein mochte. Nechljudow sah sich nach den beiden Jungen um. Da fragte ihn der eine: „Ei, wohin wollen Sie denn, Herr?“ — „Zur Matrena Charina,“ sagte Nechljudow, „ist sie Euch bekannt?“ — Der im rosafarbenen Kittel fing an zu lachen; der andere aber sagte ernsthaft: „Welche Matrena meint Ihr denn? etwa die alte?“ — „Ja, die meine ich.“ — „Nu, die wohnt ganz am Ende. Das ist ja Semjens Witwe. Komm, wir wollen Dich hinführen.“

Zwischen den beiden Jungen schritt nun der Fürst das Dorf hinauf.

27.

Den Knaben gegenüber fühlte sich Nechljudow weniger voreingenommen als Erwachsenen gegenüber, und er fragte sie, wer eigentlich der Vermiste im ganzen Dorfe sei. Darauf antwortete ihm der kleinere von beiden, der von beiden auch der klügere zu sein schien: „Arm sind alle bei uns; aber ganz arm ist die Michaila, arm ist der Semen Makarow und die Marfa ist gar arm.“ — „Du,“

sagte der andere, „von allen die Aermste ist doch die Anisja; denn die hat nicht einmal eine Kuh.“ — „Freilich, eine Kuh hat sie ja nicht; aber sie hat dafür auch bloß drei Mäuler zu füttern; bei der Marfa sollen aber fünf Mäuler satt werden.“ — Darauf antwortete der kleinere: „Aber die Anisja hat doch keinen Mann, und die Marfa hat einen.“ — „Doch aber bloß einen, der nie da ist!“ sagte der ältere wieder, „das kommt also ganz auf eins heraus.“

„Wo ist denn ihr Mann?“ fragte Nechljudow die Jungen. — „Im Stockhause ist er,“ erwiderte der Junge, „die Läuse wollen doch auch was zu fressen haben.“ — „Seit wann ist er denn im Gefängnisse?“ fragte Nechljudow. — „Im letzten Sommer hat er ein paar Birken aus dem herrschaftlichen Walde geklaut, und dafür ist er gleich eingelocht worden. Ein halbes Jahr haben sie ihn schon drin. Seitdem schindet sich die Marfa von früh bis in die Nacht, um die drei Bören und ihre alte Mutter durchzubringen.“ — „Wo wohnt sie denn?“ fragte Nechljudow. — „Wir kommen gerade an ihrer Hütte vorbei,“ sagte der Knabe und zeigte mit dem Finger auf einen flachsgelben Knirps, der mit seinen krummen Beinen auf dem Fußwege vor ihnen her watschelte.

„Was! Schlingel!“ schrie ein Weib im langen grauen, ganz mit Asche bedeckten Hemde, „wo läufst Du denn wieder einmal hin?“ und sie rannte dem Knirps hinterher und trug ihn im Arme weg, ganz als wenn sie gedacht hätte, der fremde Mann werde ihm was zu leide tun.

„Na, und die Matrena ist doch wohl auch arm?“ fragte Nechljudow wieder. — „Die Matrena?“ sagte der

Kleine wieder, „die kann doch nicht arm sein; die verkauft ja Schnaps!“

Als ihm die Jungen die Hütte gezeigt hatten, wo die Matrena hauste, schickte er sie weg, nachdem er jedem ein Fünfkopfenstück gegeben hatte, und ging in die Hütte. Sie war reichlich sechs Ellen lang, so daß ein langer Mensch sich auf dem hinter dem Ofen stehenden Bette nicht hätte recken können. Nechljudow dachte bei sich: „Das ist das Bett, auf dem Katjuscha das Kind zur Welt gebracht hat . . . auf dem sie in Wochen gelegen hat.“ Der ganze übrige Teil der Hütte wurde von einem Webstuhl eingenommen, an dem die alte Frau mit ihrer Enkeltochter arbeitete, als Nechljudow in die Hütte trat, die so niedrig war, daß er sich beinahe gestoßen hätte.

„Was wollen Sie bei uns?“ fragte die Greisin unwirsch, denn sie hatte gerade mit dem Webstuhl ihre liebe Not, der sich gar nicht in Gang bringen lassen wollte, ihr war auch vor jedem unbekanntem Menschen ihres bißchens Schnapsverschleißes wegen hange. — „Ich bin der Gutsherr,“ antwortete Nechljudow, „und möchte was mit Ihnen reden.“

Die alte Frau guckte den Fürsten mißtrauisch an. Dann zeigte ihr Gesicht plötzlich einen anderen Ausdruck. „Ach Du mein Herrgott!“ rief sie, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, „was bin ich doch für eine dumme Person! ich hab’ Dich immer für einen Fremden, einen Reisenden oder gar für einen von der Steuer gehalten, der mal unter der Hand sehen will, wie es bei mir aussieht!“ und wieder guckte sie ihn an, aber bei weitem nicht mehr so mißtrauisch, sondern weit eher erstaunt und vergnügt; „lieber Fürst, verzeih’s mir um unseres Herrn Jesu Christi willen.“ — „Wie gesagt, ich hätte

gern ein paar Worte mit Dir allein gesprochen!" sagte Nechljudow wieder, einen Blick zur Thür hin werfend, in deren Rahmen noch immer die Jungen standen, und eine Frau dahinter, die ein krankes, schwächliches Kind, das immerfort blöde lächelte, in Lumpen gehüllt, auf dem Arme trug.

"Was steht Ihr denn da herum und gafft?" schrie sie, „ich will Euch gleich zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat,“ und sie griff nach ihrer Krücke. „Pascho! und die Thür hinter Euch zugemacht!“

Die Jungen liefen weg, und das arme Weib mit ihrem Säugling auf dem Arme machte hinter sich die Thür zu.

„Jesus! der Herr Fürst hat geruht, den Fuß über meine schmutzige Schwelle zu setzen!“ rief die Frau, immer und immer wieder die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend: „Ach, Du mein Juwel, Du mein Kleinod! geruhe doch, Platz zu nehmen, hier auf der Fensterbank, wenn ich bitten darf!“ und sie humpelte hin zum Fenster und wischte mit dem Vorhangzipfel die Bank ab. „Ach, unser gnädigster Wohltäter, verzeihen Sie bloß mir alten dummen Gans, daß ich Sie nicht auf der Stelle erkannt habe. Ich muß ja wirklich schon mit halber Blindheit geschlagen sein.“

Nechljudow setzte sich auf die Bank, und die Alte stellte sich vor ihn hin, lehnte die Wange in die rechte Hand und hub mit ihrer misttönenden Stimme wieder an: „Aber alt sind Euer Gnaden geworden! . . . früher schlank wie eine Tanne, und jetzt . . . aber Du hast, wie es scheint, eben auch Sorgen und vielleicht auch Kummer?“ — „Ich bin hergekommen,“ sagte der Fürst, indem er sie in ihrem

Redeflüsse schroff unterbrach, „um Dich zu fragen, ob Du Dich noch auf die Katharina Maßlow besinnst?“

„Die Katharina? Nun, die kenn' ich freilich noch! war sie ja meine Nichte! O, da sind gar viel Tränen vergossen worden. Ich weiß ja alles, wie es sich begeben hat — wer kann vor Gott und Kaiser bestehen? Es war eben eine Jugendsünde; ein Raub an Tee und Kaffee, und das Unglück war da. Was soll ein Weib da machen? Aber Du hast sie ja nicht sitzen lassen oder doch wenigstens anständig abgelohnt; hast ihr 100 Rubel gegeben. Und was hat sie gemacht? Hätt' sie auf mich gehört, so hätt' sie gut leben können. Aber wenn sie auch meine Nichte ist, so muß ich doch sagen — sie ist eine dumme Trine. Ich hatte ihr nachher eine so gute Stelle verschafft; aber sie mochte nicht parieren, sondern wurde grob gegen den Hausherrn; wir Bauern dürfen einen Herrn doch nicht beschimpfen! Natürlich ist sie aus dem Hause gejagt worden. Bei einem Förster hab' ich sie dann untergebracht; aber dort war's auch nicht anders.“

„Ich wollte nach dem Kinde fragen. Sie hat es doch hier geboren? Was ist aus ihm geworden?“

„Für das Kind hatte ich auch gut gesorgt. Die Kattjuscha war ja sehr krank; ich hab' nicht gedacht, daß sie wieder aufkommen würde. Ich ließ das Mädchen taufen, wie es sich gehört, und hab's ins Findelhaus gebracht. Warum sollte man das kleine Engelnchen verkommen lassen, wenn die Mutter auf den Tod liegt? Andere machen es wohl so; aber ich dachte: lieber quälst Du Dich ab mit ihm und bringst es ins Findelhaus. Geld war ja da.“ — „Ist es dort registriert worden?“ — „Freilich, aber gleich darauf gestorben. Die Frau, die es hingbracht hatte, sagte wenigstens so.“ — „Was für eine Frau?“

„Die damals in Skorodnoje lebte; Malanja hieß sie, ist aber schon tot. Es war eine kluge Frau; wenn man ihr ein Kind brachte, behielt sie es eine Zeitlang, bis sie drei oder vier zusammen hatte; dann brachte sie sie auf einmal zusammen fort. Katharinens Kind hat sie zwei Wochen bei sich behalten. Es ist schon bei ihr zu Hause krank geworden. Ach, und kein schöneres hätt' man sich wünschen können; aber wo sollte man hier mit ihm hin? Es war Dir aus den Augen geschnitten.“

Weiteres konnte Nechljudow über sein Kind nicht ermitteln.

28.

Die beiden Jungen — der im weißen Hemde und der im rosafarbenen Kittel — warteten draußen auf ihn. Andere Jungen, auch ein paar Frauen mit Säuglingen auf dem Arme hatten sich dazu gefunden. Eine von ihnen fiel ihm auf durch ihre Blässe, ihr Kindlein durch sein greisenhaftes Gesicht. Er fragte, wie die Frau heiße. — „Anisja, ich hab' Dir ja schon von ihr erzählt,“ sagte der ältere Knabe. Nechljudow wandte sich an sie: „Wovon erhältst Du Dich?“ fragte er. — „Man schleppt sich so durch,“ antwortete sie weinend. Das greisenhafte Kind zog die mageren Beinchen krumm.

Nechljudow gab der Frau zehn Rubel, hatte aber keine zwei Schritte getan, als er von einer anderen Frau mit einem Kinde, von einer Greisin und noch einer Frau eingeholt wurde. Alle jammerten von ihrer großen Armut und baten, ihnen auch was zu geben. Er verteilte

die sechzig Rubel, die er in Scheinen bei sich trug, unter sie. Tieftraurig begab er sich in den Gutshof zurück.

Der Inspektor kam ihm mit seinem stereotypen Lächeln entgegen und sagte, die Bauern würden am Abend kommen. Mechljudow dankte. Ohne sein Zimmer zu betreten, ging er in den Garten und dachte über das Erlebte nach. „Das Volk stirbt hin, aber es ist dran gewöhnt und sagt sich, daß es eben nicht anders sein könne bei der ungenügenden Nahrung für alle und bei der ungeheuren Arbeit, die besonders auf den Frauen lastet. Das Volk ist mit der Zeit eben dahin gekommen, daß es das Entsetzliche nicht mehr sieht und nicht mehr darüber klagt. Und darum meinen wir, das sei nun einmal von Natur so und könne gar nicht anders sein.“

Er konnte sich nicht genug wundern, wie die Menschen das nicht einsehen konnten, und wie er selbst es so lange nicht gesehen hatte. Es war doch offenbar, daß die Kinder und alten Leute starben, weil keine Milch zur Nahrung da war, und wie konnten sie Milch haben, wenn sie kein Land haben, das Vieh zu weiden und Getreide und Heu einzuernsten? Es kam ihm ein neuer Plan: er wollte das Land an die Bauern verpachten, das Pachtgeld aber sollte Eigentum der Bauern bleiben. Davon sollten sie die Steuern bezahlen und Einrichtungen treffen zur Förderung des Gemeinwohls. Erreichte er auch sein Ideal damit noch nicht, so doch wenigstens, daß er aufhörte, alleiniger Nutznießer des Grund und Bodens zu sein.

Ins Haus zurückgekehrt, wurde er von dem Verwalter zum Essen eingeladen. Der Tisch war mit einem Tischtuche aus ungebleichter Leinwand bedeckt, ein gesticktes Handtuch mußte als Serviette dienen, und in

einer porzellanen Suppenterrine mit abgebrochenem Henkel dampfte Kartoffelsuppe. An dem Hühnerfleisch drin saßen stückweis noch die Stoppeln. Nach der Suppe gab es Huhn mit den Federn gebraten, dann buttrigen Käsefuchen mit Zucker. Schmachhaft war keine der drei Speisen, aber Nechljudow wußte kaum, was er aß, so vertieft war er in seinen sozialen Plan, der all seine Traurigkeit in alle Winde verweht hatte.

Nach dem Mittagessen setzte sich Nechljudow mit dem Inspektor zusammen, um ihm mitzuteilen, was ihn ausschließlich beschäftigte: seinen Plan, an die Bauern das Land abzutreten; es ging ihm darum, die Meinung eines anderen zu hören. Der Inspektor gab sich lächelnd den Anschein, als habe er sich auch schon mit solchen Ideen befaßt, und freue sich, mit dem Gutsherrn in solcher Gedankenharmonie zu stehen; in Wirklichkeit verstand er keine Bohne davon und begriff auch nicht, wie jemand zum Besten anderer auf Vorteile verzichten könne. Der Grundsatz, jeder Mensch suche bloß seinen Vorteil auf Kosten seiner Nebenmenschen, saß bei ihm so fest, daß er bei sich meinte, nicht recht gehört zu haben, als Nechljudow davon sprach, die gesamten Nebenüen des Gutes sollten Allgemeingut der Bauern werden.

„So, so! Sie wollen also glatte Prozente beziehen?“ fragte er lächelnd. — „Nicht doch! ich will das Land vollständig abtreten.“ — „Dann werden Sie ja aber keine Einkünfte mehr haben!“ meinte der Verwalter, dessen Lächeln langsam aus dem Gesicht zu schwinden begann. — „Nun ja, ich will allem persönlichen Gewinn entsagen.“

Der Inspektor seufzte, fing wieder an zu lächeln, denn es wurde ihm klar, daß er keinen Menschen mit gefunden fünf Sinnen vor sich haben könne, und dachte so-

gleich darüber nach, wie er den Plan zu seinem persönlichen Nutzen ausbeuten könnte. Als er eingesehen hatte, daß dies unmöglich sei, verlor er alles Interesse für Nechljudow's Plan und behielt das Lächeln bloß noch bei, um sich dem Gutsherrn angenehm zu machen. Als dieser sah, daß sein Inspektor kein Verständnis für seine Idee habe, ließ er ihn gehen, setzte sich an den von Tintenflecken strotzenden Tisch und fing an, seinen Plan zu Papier zu bringen.

Die Sonne war schon hinter den blühenden Linden verschwunden, die Mücken kamen in Schwärmen ins Zimmer und fielen über ihn her. Vom Felde her drang das Geblöf der Herden, dann bewegten sich Türen in ihren Angeln, dann wurden Stimmen laut — die Bauern kamen — Nechljudow ließ den Inspektor rufen und sagte ihm, die Bauern brauchten nicht ins Bureau zu kommen, er werde selbst ins Dorf gehen.

29.

Die Bauern standen, in lebhaftem Gespräch begriffen, vor dem Gehöft des Dorfältesten, verstummten aber auf der Stelle, als der Gutsherr sichtbar wurde. Ganz wie die Bauern in Kusminskoje, nahmen sie die Mützen ab, trotzdem sie viel einfacher und urwüchsiger waren als die Kusminskojer Bauern.

Nechljudow begann seine Ansprache damit, daß er den Bauern seine Absicht, ihnen das Land vollständig als

Eigentum zu überlassen, auseinandersetzte. Die Bauern nahmen die Nachricht stumm auf.

„Es muß doch nun einmal,“ sagte Nechljudow errotend, „jeder Mensch die Erde für sich ausnutzen.“

„Versteht sich — das wissen wir, so lange wir auf der Erde sind,“ hieß es von allen Seiten.

Nechljudow sprach weiter, wie der Ertrag des Landes zu gleichen Sätzen zu verteilen sei; daß er es für das beste halte, es würde für sein Land eine bestimmte Summe als bezahlt angenommen, die den Grundstock zu einem Kapital zu bilden habe, das zu verzinzen sei, dessen Zinsen wiederum aber ihnen zu gute zu kommen hätten. Dann predigte er von Eintracht und Gegenseitigkeit, aber die Bauern zogen immer ernstere Gesichter, wandten die Augen von ihm zu Boden, als wollten sie es ihn nicht merken lassen, daß sie seine List durchschaut hätten und daß er sich nicht einbilden solle, auch nur einen von ihnen hinters Licht zu führen; denn daß jeder Gutsherr darauf ausging, seine Bauern zu schinden, wußten sie von Kindesbeinen an.

„Also, was meint Ihr, was wir als Kaufschilling einsetzen?“ fragte Nechljudow. — „Was sollen wir denn bestimmen? Es ist doch Ihr Land, das steht doch nur in Ihrer Macht,“ riefen die Bauern. — „Nein, denn Ihr sollt auch den Zinsanspruch vom Kapital haben, zwar mit dem Bedingnis, es zum Besten des Kapitals zu verwenden.“ „Das können wir nicht. Die Gemeinde sorgt doch für sich, das ist doch wieder eine andere Sache.“ — „Versteht doch nur recht,“ sagte der Inspektor mit seinem verbindlichsten Lächeln, der Nechljudow gefolgt war und die Sache gern ins reine bringen wollte, „der Fürst überläßt Euch das Land für eine bestimmte Summe. Der Pachtzins aber

wird der Gemeinde als Kapital zurückgegeben.“ — „Das verstehen wir schon,“ sagte, ohne die Augen aufzuschlagen, ein alter, mürrischer Bauer, dem alle Zähne im Munde fehlten, „es geht dann eben zu wie in der Bank, nur daß wir zu einem gewissen Termine zahlen müssen. Dazu haben wir aber keine Lust, denn wir wissen ja so wie so nicht, wie wir durchkommen, und dann müssen wir unser Letztes noch hingeben.“ — „Wozu brauchen wir denn das? da ist's doch viel besser, es beim alten zu lassen,“ riefen andere grob. — „Wozu unterschreiben? Wir arbeiten weiter wie bis jetzt; Neues brauchen wir nicht und können wir nicht brauchen; denn wir sind unwissende, einfache Leute.“

„Uns ist doch alles zu ungewohnt und es kommt uns ja wie der Dieb über Nacht. Ich sage auch: es soll bleiben, wie es war. Bloß die Sache mit der Ausfaat möchten wir abgeändert sehen,“ sagten einige Bauern.

Bis jetzt war es so, daß die Bauern die ganze Ausfaat stellen mußten; nun wollten sie haben, daß dieselbe vom Gutsherrn bestritten werden sollte. — „Ihr wollt also das Land nicht haben?“ fragte Nechljudow. — „Nein,“ antworteten mehrere. — „Bedenkt Euch aber recht,“ sagte Nechljudow verwundert und wiederholte sein Anerbieten noch einmal. — „Da braucht's kein Bedenken: wir bleiben bei dem, was wir gesagt haben,“ antwortete der alte Bauer, dem die Zähne fehlten, mürrisch. — „Ich bleibe morgen den ganzen Tag hier; besinnt Ihr Euch anders, so schickt zu mir und laßt es mich wissen.“ — Die Bauern gaben überhaupt keine Antwort mehr; Nechljudow sah ein, daß nichts zu machen war und ging ins Bureau zurück. — „Ich möchte mir eine Bemerkung erlauben, Herr Fürst,“ sagte der Inspektor unterwegs, „ich glaube nicht,

daß Sie mit den Leuten fertig werden; es ist ein halsstarriges Volk. Sobald sie alle beisammen sind, fürchtet sich einer vorm anderen; es sind ein paar mit Verstand darunter. Wenn man sie ins Bureau kommen ließe, ihnen Tee vorsetzte und in Ruhe mit ihnen redete, dann könnt's eher was werden.“ — „Kann man sie nicht hierher kommen lassen?“ fragte Medljudow. — „Das schon,“ antwortete der Inspektor, wieder lächelnd. — „Bitte, lassen Sie sie auf morgen bestellen!“

30.

„Was Du für ein geschickter Kerl bist,“ sagte ein schwarzhaariger Bauer mit langem Barte, der noch kein Messer, noch keinen Kamm gesehen hatte. Er ritt auf einer dicken Stute und sprach mit einem alten, mageren Bauer in zerrissenem Raftan, der neben ihm ritt und mit eisernen Geräten klirrte. Sie ritten zur Nachtwache in den herrschaftlichen Wald.

„Sieh doch, wieviel Unkraut auf den Wiesen wächst; da müssen die Weiber mal Feiertags an die Arbeit, sonst gehen bei der Mahd die Sensen zum Teufel,“ meinte der magere Bauer im zerrissenen Raftan. — „Der Gutsherr sagt, wir sollen unterschreiben“ — fuhr der alte Bauer fort — „wenn wir das tun, sind wir verlorene Menschen.“ — „So ist es und nicht anders,“ antwortete der andere. „Er will's freilich umsonst abtreten, wir sollen nur die Unterschrift geben. Aber sie haben uns genug übers Ohr gehauen; jetzt fangen wir endlich mal an, etwas von der

Sache zu verstehen.“ Dann sah er sich nach einem Füllen um, das sich von der Stute entfernt hatte, die er ritt, hielt und blickte rückwärts; es war aber seitwärts auf eine Wiese gelaufen.

„He? Hast wohl Lust bekommen, auf herrschaftlicher Wiese zu weiden!“ murmelte der schwarzhaarige Bauer mit dem struppigen Bart und ritt hinter das Salbeigebüsch, das die Wiese einschloß, um sein Füllen zu holen.

31.

Wieder zu Hause angekommen, begab sich Nechljudow ins Bureau, wo für ihn ein Bett aufgeschlagen war, mit einem Daunenkissen und einer Steppdecke von dunkelroter Seide, die so steif war, daß sie sich nicht zurück- oder zusammenschlagen ließ. Nechljudow dachte, daß sie jedenfalls aus der Aussteuer der Inspektorsfrau herstammte. Der Inspektor erschien alsbald und lud den Fürsten zum Abendessen ein, sagte aber, er müsse bedauern, etwas anderes als die Ueberreste vom Mittagstische nicht vorsehen zu können. Der Fürst dankte, und der Verwalter entfernte sich, indem er einige entschuldigende Worte stammelte, daß er dem Fürsten so sehr wenig bieten könne. Aber der Fürst hätte doch auch nicht unterlassen dürfen, seine Ankunft vorher anzuzeigen.

Darüber, daß die Bauern sein Angebot von der Hand weisen wollten, war der Fürst nicht eben verwundert; trotzdem sie sich in so schroffem Gegensatze zu den Bauern von Kusminskoje befanden, die ihm für seine

Gnade wiederholt gedankt hatten, berührte ihn das Mißtrauen, das die von Panowo zeigten, nicht so unangenehm, wie man hätte denken sollen; im Gegenteil: er war hier eigentlich ruhiger, als er dort gewesen war. Im Bureau war es dumpf und auch unsauber. Er wollte hinunter in den Garten gehen, aber da kam ihm jene Nacht in die Erinnerung, wo er an dem Fenster der Mägdestube gestanden und gelauscht hatte, ob die Katjuscha schon drin sei, und da fühlte er die Unmöglichkeit, dieselben Wege wie damals zu wandeln. Er setzte sich wieder auf die Treppe, atmete die schöne, frische Waldluft, lauschte dem Geklapper der Mühle, dem Flöten der Nachtigallen und dem Gesang eines anderen Vogels, der in einem Busche unfern von der Treppe saß. Die Lichter in der Inspektorstube verlöschten, der Mond ging östlich von der Scheune auf und warf seinen milden Schein auf den in voller Blüte stehenden Garten und auf das im Verfall begriffene Herrenhaus. In der Ferne fing es an zu donnern, und der Himmel überzog sich mit finsterem Gewölk. Während die Singvögel verstummten, fingen die Gänse zu gackern und die Hähne zu krähen an, wie sie es gern tun in heißen, gewitterschwülen Nächten. Nach einem in den russischen Steppen bekannten Sprichwort soll's eine lustige Nacht geben, wenn die Hähne zeitig krähen. Für Nechjudow war's auch eine frohe Nacht, denn er durchlebte im Geiste noch einmal die glücklichen Stunden, die er als Jüngling hier verlebt hatte; er fühlte sich heute ganz ebenso froh wie damals, ja froher als in den schönsten Augenblicken seines Lebens zusammengenommen. Es fiel ihm ein, wie er als Knabe von vierzehn Jahren zum lieben Gott gebetet hatte um Erkenntnis der Wahrheit: er fühlte, wie er als Kind beim Abschied von der Mama auf ihrem

Schoß gefessen und geweint hatte, wie er ihr gelobt hatte, immer gut und rechtschaffen zu bleiben, ihr niemals Kummer zu bereiten; er fühlte, wie schon in Kusminskoje die Versuchung an ihn herangetreten war, wie es ihm damals schon leid getan hatte, daß er Haus, Wirtschaft und Land werde fortgeben müssen . . . und jetzt stellte er sich wieder die Frage: tut's mir denn auch leid? jetzt kam's ihm sonderbar vor, daß ihm damals solche Gedanken überhaupt kommen konnten. Dann dachte er an alles, was ihm heute vor die Augen getreten war, an die verschiedenen armen Menschen, die ihm ihr Leid geklagt hatten; dann dachte er an die schlechte Person, die das Kind der Katjuscha, sein Kind, „um die Ecke gebracht“ hatte.

Der Mond zog über die Scheune hin, lange schwarze Schatten senkten sich über den Gutshof, und das Dach des Gutshauses fing an zu schimmern . . . wieder flötete die Nachtigall unter der Treppe . . . seltsame Empfindungen überkamen ihn immer und immer wieder, ein unstillbares Sehnen, und immer schärfer trat ihm vor die Seele, daß es unabänderliche Pflicht für ihn sein müsse, Katjuscha nicht mehr zu verlassen, sondern ihr zu helfen und in allem beizustehen, um die Schuld wieder gut zu machen, die er an ihr verübt hatte.

Das finstere Gewölk hatte inzwischen den ganzen Himmel überzogen. Grelle Blitze erleuchteten den Hof und das im Verfall begriffene Gutshaus, und der Donner bröhnte immer stärker. Kein Vogel ließ sich mehr hören, die Blätter aber rauschten im Winde, der dem Fürsten das Haar von der Stirn trieb. Der erste Tropfen fiel, die Blitze zuckten häufiger und leuchteten greller . . . da, ein wahres Feuermeer in der Luft. Nachljudow hatte kaum dreimal gezählt, da knatterte es wie aus tausend Mitrail-

laufen über seinem Kopfe . . . es hatte in der Nähe eingeschlagen. Der Fürst ging ins Haus. „Wenn ich mir alles überdenke, was das Leben zusammensetzt,“ dachte er bei sich, „so muß ich sagen, daß mir aller Sinn und Zweck desselben unbegreiflich ist. Wozu sind denn die beiden Tanten in der Welt gewesen? warum ist der Nikolenka, mit dem ich in meiner Kinderzeit soviel gespielt habe, so früh gestorben? warum bin ich dagegen am Leben geblieben? wozu mußte Katjuscha mir in den Weg laufen? wozu mußte sie von mir verführt werden? wozu war mein ganzes späteres, wüstes, verrücktes Leben? Mir entzieht sich, wie gesagt, für all diese Einzelmomente des Lebens das Verständnis; das ist eben Sache dessen, der alles geschaffen hat und alles schafft . . . was aber bei mir steht, das ist der Wille und die Kraft zu vollbringen, was er in mein Gewissen gegraben hat mit seinem machtvollen Griffel . . . und in der Zuvorsicht, ihm gehorsam sein zu können, fühle ich die Ruhe einzichen in mein erregtes Gemüt.“

Es regnete in Strömen, aber die Blitze wurden seltener. Nechljudow trat wieder ins Bureau, zog sich aus und legte sich in das dort für ihn aufgestellte Bett, freilich nicht ohne bange Sorge vor den Wanzen, die dasselbe bevölkern mochten. Froh des Bewußtseins, jetzt nicht mehr Herr zu sein, sondern Diener, löschte er das Licht aus. Aber die Wanzen, vor denen er Unbehagen empfand, bissen ihn, sobald es dunkel im Bureau war . . . es war ihm nicht möglich, im Bette zu bleiben; all seine Vorsätze halfen ihm nicht; er stand auf, steckte wieder Licht an, setzte sich ans Fenster, schaute hinauf zu den ziehenden Wolken . . . und wanderte schon jetzt mit ihnen den weiten Weg nach Osten, nach Sibirien.

32.

Erst als der Tag graute, suchte er das Bett wieder auf und schief dann auch ein. Um die Mittagszeit herum fanden sich sieben vom Inspektor ausgesuchte Bauern im Obstgarten zusammen, wo unter einem Apfelbaume Tische und Bänke aufgestellt worden waren. Als sich die Bauern alle um den einen Tisch herum gesetzt hatten, nahm Fürst Nechljudow auf einer Bank ihnen gegenüber Platz, legte das Papierblatt vor sich hin, auf welchem er seinen Plan konzipiert hatte, und fing nun an, den Bauern klar zu machen, was er mit ihnen vorhatte. Jetzt war er gar nicht mehr verlegen, sondern redete frei und ungezwungen. Er wandte sich an einen Greis mit langem Silberbarte, wie wenn er aus dessen Munde Zustimmung oder Widerrede erwartete. Er hatte sich hierin jedoch geirrt: der Greis verstand allem Anschein nach gar nicht, was der Fürst eigentlich wollte, und auch dann wollte er mit keinem Worte heraus, als ihm durch den Inspektor alles in der ihm verständlicheren Bauernrede verdolmetscht wurde.

Besser verstand ihn ein kleiner, einäugiger Bauer, ohne allen Bart, der alte, schiefgetretene Stiefel anhatte und in einem stark geflickten, baumwollenen Kittel steckte. Es war, wie Nechljudow später hörte, der Maurer und Ofenseher im Dorfe. Zum wenigsten gab der sich alle Mühe, den Auseinandersetzungen des Fürsten zu folgen und, was er verstanden zu haben meinte, den anderen verständlich zu machen. Es war auch noch ein anderer kleiner Bauer da, mit blitzenden Augen und schlohweißem

Warte, der bei jeder Gelegenheit, die sich bot, eine satirische Bemerkung einzuflechten liebte: eine Fähigkeit, in die er einen besondern Stolz setzte. Am ernstesten von allen verhielt sich ein Bauer, der größer war als alle anderen und ein reinliches Hemd unter einem hauskleinen Rocke anhatte, sich durch eine mächtig lange Nase und ein schmuckes Schnauzbärtchen auszeichnete, in tiefem Basse redete, für alles ein gutes Verständniß zeigte, aber nur dann redete, wenn es wirklich am Platze war. Dann war noch der alte Bauer da, dem alle Zähne im Munde fehlten, und der gestern alle Angebote rundweg abgewiesen hatte, und ein großer weißhaariger Bauer, der auf dem einen Fuße lahmete, ihn aber mit reinen weißen Lappen umwickelt hatte, und einen besonders gutmütigen Ausdruck im Gesichte zeigte.

„Es ist meine feste Ansicht,“ begann Fürst Nechljudow seine Darlegungen, „daß Land weder verkauft, noch gekauft werden dürfe; denn sonst kauft es auf, wer Geld hat, und fordert dann von denen, die ohne Landbesitz sind, jede beliebige Summe für das Benutzungsrecht. Es würde dann noch soweit kommen, daß man für das Fleckchen Land, auf dem man steht, bezahlen muß.“ — „Da bleibt schließlich nichts übrig,“ meinte der Weißbart mit den pfliffigen Augen, „als daß man fliegen lernt.“ — „Da hast Du recht,“ stimmte der mit der langen Nase in seinem tiefen Basse bei. — „Wir haben's ja erlebt,“ bemerkte der Bauer mit dem gutmütigen Ausdruck im Gesicht und dem Hinkfuße, „daß ein Weib eingesteckt wurde, weil sie für ihre Ruh ein paar Hände voll Gras gepflückt hatte.“ — „Was ich von Land habe,“ sagte der Murrkopf, der keine Zähne mehr hatte, „das liegt an die fünf Werst von hier. Aber welches zu pachten? fällt mir

gar nicht ein! wie kann ich denn denken, die Summe zu erschwingen, die dafür gefordert wird?"

„Der Meinung bin ich ja auch,“ sagte Nechljudow, „und ebendarum will ich Euch ja mein Land abtreten, damit Ihr auf billige und gerechte Weise zu was Eigenem kommt.“ — „Ich dünkte, so was ließe sich hören,“ meinte der Alte mit dem schlohweißen Barte wieder, „mir scheint, das sei doch eine ganz gute Sache.“ — „Ich will mich alles Grundbesizes entäußern,“ sagte Fürst Nechljudow, „und bin darum zu Euch hergekommen. Ihr sollt mir dabei helfen, das Rechte zu finden.“ — „Na, so gebt's doch den Bauern, und damit fertig!“ sagte der alte Murrkopf ohne Zähne.

Nechljudow hörte aus all diesen Reden heraus, daß sie ihm noch immer nicht recht trauten und daß die Aufrichtigkeit seiner Reden angezweifelt wurde. Nichtsdestoweniger fand er seine Sicherheit wieder und setzte seine Auseinandersetzung in Ruhe fort. „Ich will, wie gesagt, mein Land hergeben; aber wem und wie? welchen Bauern? warum gerade Eurer Gemeinde, und nicht der Nachbargemeinde Demin?“ — Keiner sagte ein Wort, und Nechljudow begann wieder: „Nun, so sagt mir doch, wie Ihr das Land verteilen würdet!“ — „Wie wir es verteilen würden? nun, zu gleichen Teilen unter alle Bauern!“ meinte der Ofenseher und Maurer, indem er heftig mit den Brauen zwinkerte. — „Wie sollt's denn auch anders gehen?“ meinte der mit dem gutmütigen Ausdruck und mit dem Hinkfuße. „Natürlich muß es zu gleichen Teilen unter alle verteilt werden.“ Mit dieser Entscheidung waren alle Bauern einverstanden. — „Aber wie soll es angefangen werden, daß alle dabei gleichmäßig berücksichtigt werden?“ fragte Nechljudow; „soll den

„Knechten auch Land zugeteilt werden?“ — „Nein, das dächten wir nicht,“ sagte der mit der langen Nase und dem tiefen Basse, „wenn schon Land verteilt wird, so müssen alle gleichmäßig dabei wegkommen, die jetzt Kätbner sind. Wer das nicht ist, kann nicht berücksichtigt werden.“ — „Das geht aber auch nicht an,“ sagte wieder Mechljudow, „auf diese Weise wird wohl das Land zu gleichen Teilen verteilt, aber die Unterschiede in der Bevölkerung bestehen weiter. Und dann werden auch solche, die nicht selbst adern und arbeiten, ihren Anteil an die Reichen abgeben, und die Reichen werden wieder mehr besitzen als die anderen. Die aber ihr Teil behalten, werden doch auch Kinder und Enkel haben, für die aber dann auch wieder kein Land vorhanden sein wird. Dann kommt es eben auch wieder dahin, daß die Armen den Reichen in die Hände fallen.“

„Es muß dann eben der Landverkauf verboten werden, dagegen muß die Selbstbebauung zum Gesetz erhoben werden,“ meinte der Maurer und Ofenseher. Darauf sagte wieder Mechljudow, es sei unmöglich zu kontrollieren, ob jeder für sich oder einen anderen das Land bearbeitet . . . Nun meinte der alte Bauer mit dem schlohweißen Barte, da müßten eben alle gemeinschaftlich das Land bearbeiten, und nur eben solche könnten Anteil am Landbesitz haben, die mitarbeiteten; dagegen wäre dann für solche, die nicht mitarbeiteten, nichts zum Leben da auf der Welt.

Auf diesen kommunistischen Vorschlag erwiderte Mechljudow, es sei dann notwendig, daß alle auch die gleichen Gerätschaften hätten und das gleiche Vieh, damit keiner hinter dem anderen zurückstände . . . oder es müßte eben auch dies alles Gemeingut unter allen sein . . . das

aber sei wiederum bloß dann möglich, wenn alle untereinander einig seien. — „Ach, das ist ja Unsinn,“ meinte der Murrkopf, dem alle Zähne fehlten, „von Einigkeit wird doch bei unserem Volke im ganzen Leben keine Rede sein!“ — „Bauk und Streit hören ja bei uns im Leben nicht auf,“ sagte der Bauer mit dem schlohweißen Barte; „die Weiber fragen sich doch alle Tage die Augen aus.“

„Es wird eben doch darauf hinaus kommen,“ nahm wieder Nechljudow das Wort, „daß man den richtigen Modus findet, wie sich das Land nach seinem Ertrage zur Verteilung bringen läßt,“ bemerkte wieder Nechljudow; „warum sollen die einen alle Schwarzerde, die anderen den Lehms- oder Sandboden haben?“ — „Es muß eben vermessen und dann richtig parzelliert werden,“ meinte der Ofenseher. — „So einfach ist das nicht, wie es auf den ersten Blick zu sein scheint,“ erwiderte Nechljudow, „wir sind auch nicht die einzigen, die sich mit diesen Fragen befassen; da gibt's noch andere, zum Beispiel einen in Amerika drüben, der sich George nennt und folgendes ausgedacht hat:“ — aber der Murrkopf fiel ihm mit der Bemerkung in die Rede, er sei doch der Herr und könne machen, was er wolle. Durch diese Zwischenrede wurde Nechljudow verwirrt, indes sah er zu seiner Freude, daß es anderen auch so ging wie ihm. Der mit der langen Nase und dem tiefen Basse sagte: „Na, warte doch, Vater Simeon, laß doch den Herrn erst mal zu Ende reden!“

Diese Worte machten Nechljudow wieder Mut, und nun hub er an, ihnen das Projekt von Henry George auseinanderzusetzen, der den volkswirtschaftlichen Grundsatz aufstelle, daß alle Steuern in einer einzigen Abgabe aufgehen sollten. „Das Land also gehört niemandem, sondern ist Gottesgut,“ erklärte er weiter — „Ja, ja, das wäre so

recht! das könnt' man eingehen," riefen mehrere Stimmen zu gleicher Zeit. — „Alles Land also ist Gemeingut, und jeder hat sein Recht darauf. Nun gibt's aber gutes Land und schlechtes Land, und jeder will doch gutes haben. Wie soll das nun ausgeglichen werden? Der Mann drüben in Amerika sagt nun weiter: derjenige, der gutes Land besitzt, muß dem, der keins hat, soviel bezahlen, wie sein Land wert ist. Da es sich aber nicht leicht bestimmen läßt, an wen der und der zu zahlen hat, aber doch Geld da sein muß, um Abhilfe für alle öffentlichen Schäden zu schaffen, so muß eben derjenige, der Land besitzt, dasjenige in die Gemeindefasse abführen, was sein Land wert ist. Auf diese Weise kommt dann jeder zu seinem Rechte. Wer Land besitzen will, zahlt dann für gutes eben mehr als für schlechtes. Wer keins besitzt, zahlt nichts; was die Gemeinde für öffentliche Bedürfnisse braucht, dafür müssen eben die aufkommen, die Land besitzen.“ — „So scheint's mir auch in der Ordnung," meinte der Ofenseher, aber mit den Achseln zuckend, „wer besseres Land besitzt, muß auch mehr herappen.“ — Und der alte Weißkopf meinte: „Es muß ein gar gescheiter Kopf gewesen sein, der Mann drüben in Amerika, daß er das so hat aushecken können!“ — „Nun kommt's eben darauf an," sagte der mit der langen Nase und dem tiefen Basse, „daß keine zu hohen Zahlungsanforderungen gestellt werden.“ — „Was gezahlt werden muß," erklärte Nechljudow, „darf weder zu hoch noch zu niedrig bemessen sein. Im ersteren Falle könnten die Bauern die Zahlung nicht entrichten und müßten in Schulden geraten; im anderen Falle werden sie wieder anfangen, sich einander Land abzukaufen, und das Land würde wieder zum Schacherobjekt werden.“ — „Darüber ließe sich ja reden," meinten die Bauern

ziemlich einstimmig, denn nun hatte so ziemlich jeder begriffen, was Rechljudow meinte.

„Aber wie, wenn ich nun auch ein Stück Land für mich nähme?“ warf der Inspektor dazwischen; „was würdet Ihr dazu sagen?“ — „Wenn eine Landparzelle frei ist, so sehe ich nicht ein, warum Sie da nicht als Käufer eintreten sollten.“ — „Aber wozu brauchst Du denn Land?“ meinte der Langnäsige, „Du wirst doch ohne Land satt!“

Damit hatte die Konferenz zwischen dem Fürsten und seinen Bauern ihr Ende.

33.

Am nächsten Tage wurde von den Bauern kein Finger angerührt, sondern einzig und allein über den Vorschlag diskutiert, den ihnen ihr Gutsherr gemacht hatte. Die Gemeinde teilte sich in zwei Parteien: die eine hielt das Angebot für vorteilhaft und gefahrlos, die andere für ein Manöver, aus dem man nicht recht geschick würde. Am dritten Tage war schließlich das ganze Dorf darüber in Uebereinstimmung, daß man das Angebot annehmen könne. Darauf begaben sich diejenigen, die mit bei der Konferenz gewesen waren, zu Rechljudow in der Absicht, ihm den von der Gemeinde gefaßten Entschluß mitzuteilen. Keinen geringen Anteil daran, daß die Gemeinde schließlich so weit gekommen war, hatte die Rede eines alten Weibes gehabt: der Gutsherr befände sich in schweren Sorgen um sein Seelenheil und gäbe seinen

Bauern das Land seiner Väter, um sich einen Platz im Himmel zu sichern. Da hatten sie sich zuletzt doch gesagt, daß von Hinterlist und Betrug wohl die Rede nicht sein könnte, wenn die Sache sich so verhielte. Ebenso wurde es für sehr lobenswerth vom Gutsherrn erachtet, daß er mit so vollen Händen den Armen in seinem Dorfe gespendet hatte. Er hatte eigentlich hier zum ersten Male gesehen, was wirkliche Armut sei; hatte zum ersten Male gesehen, wie tief der Bauer in Rußland tatsächlich gesunken sei: und beides hatte ihn dermaßen erregt, daß er mit seinem Gelde im Dorfe nicht geizte, sondern es mit vollen Händen austheilte, hatte er doch gerade aus dem Walde von Kusminschoje einen stattlichen Wagen gelöst. Sobald es aber im Dorfe und in der Gegend ruckbar geworden war, daß der Gutsherr von Panowo allen Geld gäbe, die ihn darum anbettelten, kamen die Bettler in richtigen Haufen, so daß ihm, da er doch nicht allen geben konnte, nichts anderes übrig blieb, als sein Bündel zu schnüren. Das that er auch, nachdem er dem alten Herrenhause noch einen Besuch abgestattet hatte, um alles darin noch befindliche Möbel noch einmal zu besichtigen. Im Schubfach der alten Chiffoniere seiner Tante Maria Swanowna fand er noch eine Menge Briefe und ein Gruppenbild, das die beiden Tanten Sofia und Katharina Swanowna mit ihm als Studenten und mit Katjuscha — jener Katjuscha, an der noch kein Makel haftete — darstellte. Bild und Briefe nahm er an sich; alles andere ließ er dem Müller, den der ewig lächelnde Weltwaller zur Stelle geschafft hatte und der das Herrenhaus mit allem Inventar, wie es stand und lag, um ein Behntel vom Werte an sich gebracht hatte.

Dritter Teil.

1.

Fürst Nechljudow kam abends wieder in der Stadt an und fuhr vom Bahnhof direkt in seine Wohnung. Stadt und Haus machten auf ihn einen Eindruck, der ihm völlig neu war. Im ganzen Hause roch es nach Naphthalin und Zacherlin. Kornei war müde, abgesspannt und ärgerlich, und Agrafena auch; beide hatten sich beim Einpacken tüchtig gezanft. Seine Rückkehr störte sie in ihrer Arbeit, und das war ihnen erst recht nicht recht. Nechljudow hingegen ärgerte sich über all diesen müßigen Luxus, der ihm nach der tiefen Not, die er im Dorfe gesehen hatte, sinnlos und zwecklos vorkam, so daß er sich vornahm, am folgenden Tage ins Hotel zu ziehen und Agrafena Petrowna so lange wirtschaften zu lassen, bis seine Schwester da wäre. Am anderen Morgen mietete er sich in der Nähe des Gefängnisses im ersten besten Hause zwei bescheiden möblierte Zimmer, die freilich an Reinlichkeit alles zu wünschen übrig ließen, und begab sich dann zum Advokaten.

Nach schweren Gewittern und Regengüssen war kaltes Wetter eingetreten, eine im Frühling ja häufige Erscheinung. Dabei war es stürmisch, daß den Fürsten in seinem dünnen Ueberzieher ganz gehörig froz. Die Bauern kamen ihm nicht aus dem Sinn, und unwillkürlich stellte er alles, was er auf dem Lande gesehen, in

Parallele mit dem, was er in der Stadt sah. Es fiel ihm auf, wie satt und wohlgenährt und wie reinlich und sauber die Kaufleute ausfahen; solche Menschen gab es auf dem Lande ja keinen einzigen! Ebenso satt und zufrieden sahen die Kutscher aus in ihren dicken, mit bligenden Knöpfen besetzten Röcken, die Türsteher mit den goldberänderten Mützen, die Dienstmädchen in den schmucken Schürzen und getollten Häubchen, vor allem aber die Ziaferkutscher mit den glattrasierten Wangen, die bequem auf ihrem Boock saßen und jeden Passanten mit verächtlichem Blicke musterten, der nicht Miene zum Einsteigen machte.

In einer Straße fuhr ein schwerer Wagen bei ihm vorbei, mit Eisenschienen beladen, die so laut lärmten, daß ihn Ohren und Kopf schmerzten. Er wollte schnell vorbeirennen, als er plötzlich seinen Namen hörte. Er blieb stehen und sah einen Mann in Militäruniform mit spitz gedrehtem Schnurrbart und glänzendem Gesicht, der in einem Ziafer erster Klasse saß und ihm zunickte. „Donnerwetter, Nechljudow! Bist Du es wirklich?“ — Nechljudows erstes Empfinden war Freude. „Ah! Stenbock,“ erwiderte er freudig erregt, aber im anderen Augenblicke ward ihm bewußt, daß er eigentlich gar keinen Grund zur Freude habe.

Ja, es war Stenbock, der damals auf dem Gutshof zu den Tanten mit hinaus gekommen war. Nechljudow dachte längst nicht mehr an ihn, hatte aber gehört, daß er, ungeachtet seiner Schulden, doch seine Stellung in der Gesellschaft behauptete, auch nachdem er schon vom Regiment gegangen war.

„Das ist ja brillant, daß ich Dich erwischt habe; sonst ist ja kein Mensch in der Stadt, mit dem sich verkehren

läßt. Aber bist Du alt geworden, mein Freund!" rief er, indem er aus dem Wagen stieg und sich stramm aufrechtete. „Ich habe Dich nur am Gang erkannt. Wollen wir zusammen zu Mittag speisen?" — „Ich weiß nicht, ob ich Zeit dazu finden werde," sagte Nechljudow, darauf bedacht, sich so schnell wie möglich loszumachen, ohne den ehemaligen Kameraden vor den Kopf zu stoßen. — „Warum bist Du hier?" fragte er. — „In Geschäften, oder vielmehr in Kuratel-, in Vormundschaftsfachen. Du kennst doch den reichen Samanow? Er ist eigentlich bankerott! Hat 54 000 Desjätinen Land, ist aber so gut wie zu Grunde gegangen, weil er die Bauern hat wirtschaften lassen; sie haben nichts bezahlt, 80 000 Rubel waren Pacht rückständig; in einem Jahre habe ich alles ins Gleis gebracht, ja 70 Prozent mehr herausgearbeitet als früher. Was sagst Du dazu?" fragte er stolz.

Nechljudow erinnerte sich jetzt, gehört zu haben, daß dieser Stenbock, eben weil er sein ganzes Vermögen durchgebracht und Schulden gemacht hatte, die er im ganzen Leben nicht bezahlen konnte, durch Protektion einem alten schwerreichen Manne, der unter Kuratel gestellt worden, als Vermögensverwalter an die Seite gesetzt worden war und von der fetten Stelle sehr nobel lebte.

„Also, wo speisen wir?" fragte Stenbock wieder. — „Ich habe wirklich keine Zeit," erwiderte Nechljudow, auf die Uhr sehend. — „Weißt Du was? Heute abend ist großes Rennen! Komm mit!" — „Nein, ich kann nicht." — „Komm doch! Ich habe sonst gar keine Bekannten; aber ich halte auf Gieschins Pferde eine tüchtige Muppe. Besinnst Du Dich seiner? Er hat einen sehr schönen Marstall. Komm hin; später essen wir zusammen." — „Ich kann nicht, ich sage Dir's doch," erwiderte Nech-

Ijubow lächelnd. — „Wohin willst Du denn jetzt? ich kann Dich ja im Wagen hinfahren. Ach, richtig, Du bist ja Gefangenenvormund geworden? Kortschagins haben mir davon erzählt,“ sagte Stenbock lachend; „sie sind schon weg, Kortschagins. Was hast Du denn beim Advokaten vor, erzähle es mir doch!“ — „Aber doch nicht auf offener Straße!“ — „Na, wie Du willst! Bist ja immer ein komischer Kauz gewesen! Kommst doch zum Rennen, oder nicht?“ — „Ich kann nicht, habe auch keine Lust! Nimm es mir, bitte, nicht übel!“ — „Das fehlte noch, Dir das übelzunehmen! Wo bist Du abgestiegen?“ fragte er. Da wurde mit einem Male sein Gesicht ernst, und seine Augen richteten sich starr auf einen Punkt; offenbar suchte er sich auf etwas zu besinnen. Nechljudow sah denselben stumpfen Ausdruck an ihm, der ihm an diesem Menschen immer aufgefallen war, der im Ruf eines notorischen Trunkenbolds stand.

„Wie scheußlich kalt es heute ist!“ — „Freilich.“ — „Na, so leb' wohl; hab' mich gefreut, Dich wiederzusehen,“ sagte Stenbock, drückte ihm die Hand und sprang in den Wagen.

„Ist es wohl denkbar, daß ich einst war wie dieser?“ dachte Nechljudow bei sich, während er seinen Weg zum Advokaten fortsetzte.

2.

Der Advokat ließ den Fürsten auf der Stelle vor.

„Es ist ja empörend,“ sagte er, „dieser Fall mit Menschow. Wahrscheinlich hat der Besitzer selbst sein Haus angezündet, um die Versicherungssumme zu bekommen; die Hauptsache ist aber die, daß Menschows Schuld gar nicht erwiesen ist und auch nicht erwiesen werden kann. Das kommt von unseren übereifrigen Untersuchungsrichtern und überbummligen Staatsanwälten. Kommt der Prozeß hier und nicht vorm Kreisgericht zur Verhandlung, so stehe ich für den günstigen Ausgang.“

„Nun, ich bitte, nach diesem Fall hier — man schreibt mir eben . . .“ — „Ich sehe schon, Sie sind der Trichter, die Röhre, aus welcher alle Klagen unserer Gefangenen strömen,“ meinte der Advokat lächelnd; „aber das geht zuletzt noch über Ihre Kräfte.“ — „Es ist ein höchst merkwürdiger Fall,“ sagte Mechljudow und erzählte, wie es sich um die über hundert Maurer verhielt, die wegen ungenügender Kapitalszinsen ein halbes Jahr hinter Schloß und Riegel saßen. — „Und was wundert Sie dabei?“ — „Alles! ich verstehe den Landpolizisten, der strenge Vorschriften hat, aber der Staatsanwalt, der den Fall in der Hand hatte, ist doch ein gebildeter Mensch.“ — „Da gerade liegt unser Hase im Pfeffer,“ erwiderte der Anwalt, „daß wir Anwälte und Gerichtspersonen für aufgeklärte Menschen zu halten pflegen. Es ist ja mal so gewesen, aber jetzt nicht mehr. Es sind eben auch bloß Beamte geworden, die nur auf den Zahltag rechnen. Am 20. gibt es Gehalt und das ist sein ein und alles. Ob er einen Verbrecher oder einen unschuldigen Kerl einlocken

und verurteilen läßt, ist ihm ganz egal; auch ist's ihm ein leichtes, jeden beliebigen Menschen seiner Rechte verlustig zu erklären und in irgend ein Gouvernement zu verschicken.“ — „Aber wenn alles von der Willkür der Staatsanwälte abhängt, was sollen dann die Gerichte?“ — Der Advokat schlug eine helle Lache auf. — „Solche Fragen werfen Sie auf? Das ist ja schon Philosophie, Bester! Aber es läßt sich ja darüber mal reden. Kommen Sie Sonnabend zu mir, Sie treffen Künstler, Viteraten, Gelehrte bei mir. Da können wir uns über allgemeine Fragen unterhalten,“ sagte der Advokat. „Sie kennen doch meine Frau? Also . . . ich erwarte Sie!“ — „Ich werde bemüht sein zu kommen,“ antwortete Nechljudow ärgerlich, weil er sich sagen mußte, daß er doch die Unwahrheit spräche, da er nicht im geringsten gewillt war, hinzugehen.

3.

Nechljudow fuhr im Fiaker zum Gefängnisse, denn es war schon spät und ziemlich weit. Die Fahrt ging durchweg über gepflasterte Straßen, und das Geräassel, neben dem Lärm auf den Straßen, wurde Nechljudow schier unleidlich. Kurz vor dem Gefängnisse hörte aber das Straßenpflaster auf, und die Chaussee fing an; da wandte der Kutscher sich an Nechljudow und sagte: „Wie sich das Volk doch heutzutage in die Städte drängt! es ist geradezu schrecklich!“ und er zeigte mit dem Stiele seiner Peitsche auf eine Gruppe von Landleuten, die mit Beilen,

Sägen, kurzen Pelzen und Säcken auf den Schultern einhergingen. — „Kommen denn jetzt mehr vom Lande herein als früher?“ fragte Nechljudow. — „O, das ist doch gegen früher gar kein Vergleich. Jetzt sind ja alle Städte überfüllt.“ — „Woher kommt das aber?“ — „Wir haben zuviel Menschen auf der Welt — es weiß ja keiner mehr, wo er bleiben soll.“ — „Warum bleiben sie denn nicht in ihren Dörfern?“ — „Dort haben sie ja keine Arbeit; dort gehört ihnen ja nichts — weder Acker noch Vieh noch Gerät.“ — „Ist es denn denkbar, daß überall die gleichen Zustände herrschen sollen?“ dachte er und fragte den Kutscher, wieviel Land das Dorf besitze, wo er her sei, wieviel ihm selbst gehöre, und warum er in der Stadt lebe. — „Bei uns kommt eine Deßjätine auf den Kopf, Herr; aber drei leben davon,“ erzählte der Kutscher bereitwillig; „ich habe einen Vater und einen Bruder zu Hause, ein anderer Bruder ist Soldat. Vater und Bruder bearbeiten das Land; aber viel zu arbeiten gibt's bei uns nicht. Der Bruder, der zu Hause ist, hat auch schon daran gedacht, sich in Moskau Verdienst zu suchen.“ — „Aber könnt Ihr denn nicht Land pachten?“ — „Von wem denn? bei uns haben die Gutsherren alles durchgebracht, und nun haben die Händler alles Land in Händen, und die verkaufen nichts, sondern bearbeiten alles Land selbst. Aber da ist das Gefängnis, soll ich vorfahren? Meines Wissens ist es auf dieser Seite nicht statthaft.“

4.

Mit einem gewissen Grauen vor dem Zustande, in welchem er die Maßlow treffen werde, zog Nechljudow am Haupteingange die Klingel und fragte nach der Maßlow. Es wurde ihm gesagt, daß sie im Lazarett sei. Der Lazarettgehilfe, ein gutmütiger Mensch, ließ ihn sofort herein und führte ihn in die Kinderabteilung. Dort fragte ihn ein junger, stark nach Karbol riechender Arzt barsch, was er hier suche. Er verschaffte nämlich den Kranken allerhand Erleichterungen und kam dadurch oft mit dem dirigierenden älteren Arzt in Konflikt. Nun hatte er Angst, Nechljudow möchte irgend welchen Wunsch haben, der ihm wieder Verdruß bereiten könne. „Hier ist nicht die Frauen-, sondern die Kinderabteilung,“ sagte er. — „Das weiß ich, Herr Doktor; aber eine Wärterin ist aus dem Gefängnis hierher gegeben worden, und die suche ich.“ — „Es sind zwei hier — was wollen Sie denn aber?“ — „Die eine, Maßlow mit Namen, steht mir nahe,“ sagte Nechljudow, „und die möchte ich sprechen. Ich stehe im Begriff, nach Petersburg zu reisen, um beim Kassationshof eine Revision ihres Prozesses zu erreichen. Ich wollte sie davon in Kenntniß setzen.“ — „Nun, das wird sich schon machen lassen,“ sagte der Arzt, weit freundlicher, und sagte einer alten Frau mit weißer Bichelschürze, sie möchte die Wärterin Maßlow rufen. „Wollen Sie sich nicht ins Besuchszimmer setzen?“ — „Ich danke,“ sagte Nechljudow, hielt es aber für geraten, die bessere Stimmung des Arztes zu der Frage wahrzunehmen, ob er mit der Maßlow zufrieden sei. — „Ach ja,“ sagte der Doktor, „sie macht ihre Sache ganz gut; man muß doch berück-

sichtigen, in welchen Verhältnissen sie vordem gelebt hat. Uebrigens . . . da ist sie ja!" Hinter einer älteren Wärterin kam die Maslow ins Zimmer herein, in einem gestreiften Kleide, über dem sie eine Schürze trug, während ein Kopftuch ihr Haar bedeckte. Als sie Nechljudows ansichtig wurde, verfärbten sich ihre Wangen. Einen Augenblick blieb sie unschlüssig stehen, trat aber dann, finster zu Boden blickend, mit raschen Schritten auf ihn zu.

Zuerst wollte sie ihm die Hand nicht reichen, tat es aber dann unter nochmaligem tiefem Erröten. Nechljudow hatte gedacht, sie genau so wiederzufinden, wie er sie zum letzten Male verlassen hatte; aber heute erschien sie ihm ganz anders; ihr Gesicht hatte einen ganz neuen Ausdruck: Zurückhaltung, Scheu und, wie es ihm schien, Haß. Er sagte ihr, was er bereits dem Doktor gesagt hatte: daß er unterwegs nach Petersburg sei, und übergab ihr das Gruppenbild, das er in Panowo gefunden hatte. Sie zog die schwarzen Brauen in die Höhe und sah ihn verdutzt an, wie wenn sie fragen wollte, was das bedeuten sollte? Aber sie nahm das Couvert, ohne etwas zu sagen, und barg es unter ihrer Schürze.

"Ich habe dort auch Ihre Tante gesehen," sagte er. — "So!" sagte sie teilnahmslos. — "Gefällt es Ihnen hier?" fragte er. — "O ja," antwortete sie. — "Ich freue mich recht, daß es so gekommen ist; jedenfalls ist es hier doch besser als dort." — "Dort? was meinen Sie damit?" fragte sie, wieder feuerrot werdend. — "Nun, im Gefängnis," antwortete er schnell. — "Warum soll es hier besser sein?" — "Nun, weil hier doch bessere Menschen sind. Dergleichen Subjekte sind doch hier nicht." — "Dort gibt's viel gute Leute," sagte sie. — "Die Menschenoms werden, wie ich hoffe, in Freiheit gesetzt werden,"

sagte er. — „Gott geb's; die alte Frau ist eine sehr gute Person,“ sagte sie. — „Heute noch reise ich nach Petersburg; ich hoffe, auch für Sie ein anderes Urtheil zu erwirken.“ — „Jetzt ist es einerlei, ob es bleibt oder nicht.“ — „Warum denn jetzt?“

In diesem Augenblicke hörte man ein Kind im Lazarett weinen. — „Ich glaube, das gilt mir,“ sagte sie und blickte sich unruhig um. — „Dann wünsche ich Ihnen Lebewohl,“ sagte er.

Sie sah nicht, daß er ihr die Hand hinhielt, sondern drehte sich kurz um und ging schnellen Schrittes ins Lazarett zurück, augenscheinlich bemüht, die Freude, die sie empfand, vor ihm zu verbergen. — „Was geht vor in ihr? Wie nimmt sie es auf? Will sie mich bloß prüfen, oder kann sie mir noch immer nicht verzeihen? Kann oder will sie nicht sagen, was in ihr vorgeht?“ Diese Fragen stellte sich Medvljodow, konnte aber auf keine eine Antwort finden. Eins war ihm aber klar: es war eine Veränderung mit ihr vorgegangen, die seelische Ummwälzung war noch nicht abgeschlossen.

In das Krankenzimmer zurückgekehrt, worin acht Kinderbetten standen, mußte sie ein Bett umbetten. Dabei glitt sie aus und stürzte fast der Länge nach auf die Dicke. Ein Junge, der sich schon in der Rekonvaleszenz befand, bemerkte es und wollte sich ausschütten vor Lachen. Da konnte auch die Maslow nicht länger an sich halten, sondern lachte so herzlich mit, daß es ansteckend auf die Kinder wirkte und ein Heidenlärm entstand. Da fuhr die Pflegeschwester sie zornig an: „Was brüllst Du denn so? Du bist doch hier nicht bei dem Gefindel unten! Marsch! Bring' das Essen!“ Die Maslow nahm das Geschirr und machte sich auf den Weg zur Küche. Einmal an diesem

Tage zog sie das Gruppenbild aus dem Umschlag und betrachtete es mit Vergnügen. Als sie aber am Abend nach dem Dienste allein in der Stube war, die sie mit einer Pflegerin teilte, nahm sie das Bild ganz aus dem Umschlag und betrachtete es lange, lange Zeit, musterte jedes einzelne Ding und jede einzelne Person, die Tracht, die Veranda, die Bäume, die Sträucher, sein Gesicht, und ihr Gesicht und die Gesichter der Tanten, und konnte sich gar nicht satt daran sehen, besonders an ihrem eigenen jugendlichen, so überaus anziehendem Gesicht mit den krausen Haaren über der Stirn. Sie war so versunken in diesen Anblick, daß sie die Pflegerin nicht eintreten hörte.

„Was ist denn das? Hat er es Dir etwa mitgebracht?“ fragte die gutmütige dicke Frau, sich über das Bild beugend. „Was, das sollst Du wohl gar sein?“ — „Ja, wer denn sonst?“ sagte die Maßlow, die Pflegerin mit frohem Gesicht ansehend. — „Und wer ist denn das? wohl er gar? Und das ist wohl seine Mutter?“ — „Nein, seine Tante. Aber hast Du mich denn wirklich nicht erkannt?“ fragte die Maßlow. — „Wie hätte ich Dich erkennen sollen! Du hast ja hier ein ganz anderes Gesicht! es mögen aber doch wohl wenigstens zehn Jahre dazwischen liegen!“

„Nicht Jahre, ein ganzes Menschenleben liegt dazwischen,“ sagte die Maßlow, und tiefe Schwermut überkam sie, ihr Angesicht nahm einen traurigen Zug an, und eine tiefe Falte zeigte sich zwischen den Brauen.

„Du bist wohl auf die leichte Seite umgekippt?“ fragte die Frau. — „Ja,“ sagte die Maßlow, schloß die Augen und wiegte den Kopf hin und her; „ich hab' ein Leben geführt, schlimmer als es die Sträflinge in den Bergwerken führen.“ — „Das versteh ich aber nicht.“

— „Das ist doch nicht schwer zu verstehen; Tag für Tag von acht Uhr abends bis vier Uhr in der Frühe!“ — „Aber warum führt Ihr denn solch Leben?“ — „Gar viele schon haben's aufgeben wollen, aber es kann keine mehr zurück! Was soll man noch Worte darüber verlieren?“ schrie die Maßlow, sprang auf, warf die Photographie in die Schublade, lief auf den Korridor, außer Stande, die Tränen zurückzuhalten, und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

Der alte Haß gegen ihn war wieder lebendig. Wie gern hätte sie ihm jetzt Vorwürfe gemacht. Es tat ihr leid, daß sie die Gelegenheit hatte vorbeigehen lassen, ihm noch einmal zu sagen, daß sie ihn durchschaue und ihm keine Herrschaft über ihr Inneres einräumen wolle, daß sie von seiner Hochherzigkeit, auf die er sich soviel einbilde, nicht das geringste wissen wolle. Und wäre sie jetzt in der Gefangenzelle gewesen, so hätte sie ihr Versprechen, keinen Schnaps mehr zu trinken, ganz gewiß gebrochen.

5.

Seit seinem letzten Besuche bei Maßlennikow und vor allem nach seiner letzten Reise aufs Land empfand Mechljudow einen unsäglichen Widerwillen gegen diejenige Kreise der Gesellschaft, in denen sein Leben sich bis zur letzten Zeit bewegt hatte. Er wußte jetzt, daß man sich dort um das schwere Leid gar nicht kümmerte, das Millionen von Menschen zu tragen hatten, damit es einem kleinen Bruchteile der Gattung zur ganz beson-

deren Freude gereiche. Er war auf dem Standpunkt angelangt, daß ihm der Umgang mit diesen Kreisen nicht anders möglich war, als unter den peinlichsten Gewissensbissen; und doch wieder zogen ihn alle Gewohnheiten seines bisherigen Lebens zu diesen Kreisen hin, abgesehen von den mannigfaltigen Banden der Freundschaft und Verwandtschaft. In Petersburg stieg er bei der Gräfin Tscharski, einer Tante von mütterlicher Seite, ab, die an einen Minister a. D. verheiratet war. Natürlich stand er auf diese Weise gleich wieder mitten in den ihm so fremd gewordenen Kreisen der hohen Aristokratie. Aber, so gern er es umgangen hätte, so konnte er doch nicht anders handeln, denn er hätte die Tante aufs tiefste gekränkt; zudem durfte er nicht außer acht lassen, daß seine weitreichenden Verbindungen ihm in allem, was er jetzt vorhatte, von großem Nutzen sein konnten.

„Was höre ich aber von Dir? Du treibst ja wunderliche Dinge,“ sagte die Gräfin Katharina Iwanowna, als sie mit ihrem Neffen am Kaffeetisch saß; „Du interessierst Dich für unsere Verbrechermwelt? machst in unseren Gefängnissen und Stockhäusern Visiten? suchst zu befehlen und zu bessern?“ — „Bewahre, Tante, bewahre!“ — „Aber warum denn auch nicht? das ist doch ein höchst verdienstvolles Beginnen; bloß scheint mir ein bißchen Roman mit im Spiele zu sein. Bitte, erzähle mir alles.“

Nechljudow erzählte der Tante, wie es sich um sein Verhältnis zur Maßlow verhielt. — „Ach, jetzt fällt's mir ein: die arme Helena hat mir ja davon erzählt, als Du draußen bei den alten Tanten warst. Ich glaube fast, sie trugen sich mit der Idee, Dich mit ihrem Schützling zu verheiraten. Also darum dreht es sich? Ist sie denn heute noch hübsch?“

Katharina Iwanowna war 60 Jahre alt, aber noch gesund und frisch, noch tatkräftig und redselig. Sie war eine hohe, üppige Frau und hatte auch ein kleines Schnurrbärtchen. Nechljudow hatte sie immer gern gehabt und sich daran gewöhnt, an ihrer Tatkräftigkeit und ihrem allzeit munteren Sinne sich ein Beispiel zu nehmen.

„O nein, Tante, damit ist's vorbei — ganz vorbei; mir erscheint es nur als Pflicht, ihr beizustehen, denn sie ist verurteilt worden, trotzdem sie unschuldig ist; und daß es ihr so traurig geht, ist einzig meine Schuld.“ — „Aber man hat mir doch gesagt, Du trügest Dich mit der Absicht, sie zu heiraten?“ — „Gewiß, aber sie will nichts davon wissen.“

Katharina Iwanowna blickte schweigend zu ihrem Neffen hin, dann hellte sich ihr Gesicht auf, und sie sprach mit sichtlicher Befriedigung: „Ich glaube es schon; weil sie eben gescheiter ist als Du; ich glaube gar, Du wärst wirklich im stande gewesen, solche Eiselei zu begehen!“ — „Aberdings!“ — „Aber Du kennst doch ihre Vergangenheit?“ — „Ein Grund mehr, an meiner Absicht festzuhalten, denn ich bin an ihrem zerfahrenen Leben allein schuld.“ — „Nein, mein Kind; sondern Du bist ein Schaf,“ rief die Tante, sich mit Gewalt das Lachen verheißend; „aber gerade darum bin ich Dir ja so gut! Weißt Du denn auch — wie sich das so gut trifft!“ fuhr sie fort, „Mline ist Vorsteherin eines Magdalenenasyls. Ich bin schon einmal dort gewesen. Diese Frauenzimmer, die dort Unterkunft finden, sind widerliche Kreaturen. Ich habe mich, als ich heimkam, sofort in die Badewanne gesetzt — denn mich kribbelte es am ganzen Leibe — aber Mline ist mit Leib und Seele dabei. Dorthin

ließe sich ja Deine alte Flamme bringen! wenn jemand noch was aus ihr machen kann, so ist es Aline.“ — „Ja, aber sie ist ja zu Zwangsarbeit verurteilt worden, und ich bin zu dem Zwecke hier, eine Kassation dieses Gerichtsspruches zu erwirken. Ich rechne dabei auf Ihre Hilfe, Tante.“ — „Sieh mal an! und wo steht die Sache zur Verhandlung?“ — „Im Straffenat.“ — „Hm, dort ist ja Cousin Demuschka im Amte. Aber ob es sein Rayon ist, weiß ich nicht. Ich will mit meinem Manne darüber reden! Er weiß, wie mit allem, auch hiermit Bescheid; nur mußt Du es ihm auseinandersetzen, denn mich versteht er ja nie — ich mag sagen, was ich will.“

Ein Diener in Livree trat ein und reichte ihr auf silberner Platte einen Brief. „Ei, sieh, von Aline; nun kannst Du Riefewetter hören.“ — „Wer ist denn das?“

„Komm nur heut abend, dann wirst Du schon sehen, wer er ist: ein gewaltiger Prediger vorm Herrn! wenn der zu posaunen anfängt, sinken die verhärtetsten Bösewichter flennend auf die Kniee und bekennen ihre Sünden.“

Obwohl es sich eigentlich mit ihrem Charakter nicht vertrug, war die Gräfin doch eine begeisterte Anhängerin der Lehre, die das Wesen des Christentums im Glauben an die vollzogene Erlösung sucht. Sie besuchte fleißig die Abende, an denen über diese in Mode gekommene Lehre gepredigt wurde, und hielt auch in ihrem Hause solche Abende ab. „Sicher ließe sich auch Deine Magdalena von Riefewetter bekehren,“ meinte die Gräfin. „Sei, wie gesagt, heute abend zu Hause und richte Dich ein, seine Predigt zu hören. Er ist ein äußerst tüchtiger Mensch.“ — „Mich interessiert das nicht, liebe Tante! Zudem habe ich

auch noch einiges in der Festung zu verrichten.“ — „In der Festung? Dorthin kann ich Dir ein Billet an Baron Kriegsmut mitgeben, einen sehr netten Herrn! Du mußt ihn ja aber kennen; ist er doch ein Altersgenosse von Deinem Vater . . . Was willst Du denn dort?“ — „Die Erlaubnis zu einer Zusammenkunft von Mutter und Sohn ertirken, der dort eingesperrt ist. Uebrigens soll das nicht Kriegsmuts Rayon sein, sondern Tschertwjanski unterstehen.“ — „Tschertwjanski ist mein Fall nicht; aber mit seiner Frau will ich sprechen, die tut's auch für mich: sie ist allerliebste.“ — „Es kommt weiter ein armes Frauenzimmer in Betracht, das seit Monaten eingesperrt ist, ohne zu wissen warum.“ — „Na, sie selbst wird's schon wissen, am Ende gar Nihilistin; mit dem Krappzeug bleib' mir aber vom Halse — es wird mir schon übel, wenn ich solch eine Kreatur mit dem kurzgeschorenen Haare sehe!“ — „Warum denken Sie denn so schlimm von den Nihilisten, Tante?“ — „Weil sie sich in Dinge mischen, die sie nichts angehen; kein Weib soll sich mit solchem Kram befassen.“ — „Das ganze Volk steckt wirklich in tiefster Not, Tante! Ich komme eben aus einem Dorfe. Es ist doch wirklich nicht notwendig, daß die Bauern sich zu Tode schinden und plagen und trotzdem nicht satt zu essen haben, während wir in sinnlosem Luxus schwelgen!“ — „Du willst wohl gar, daß ich arbeiten soll und nichts essen?“ — „Nein, Tante, daß Sie hungern sollen, will ich gewiß nicht,“ versetzte Nechljudow mit Lächeln; „ich will weiter nichts, als daß wir alle arbeiten, die essen wollen.“

Die Tante sah ihn wieder ganz außer sich vor Verwunderung an. „Lieber Nefte, solche Sermonen führen zu schlimmem Ende für den, der sie hält,“ meinte sie endlich. — „Aber warum denn, Tante?“

Da ging die Thür auf, und ein Militär von hoher Figur trat ein, der Mann der Gräfin, General Tscharski, Minister a. D. „Ah, Dmitri, na, willkommen!“ rief er und bot ihm die glattrasierte Wange zum Kuß; „wann bist Du denn angekommen?“ . . . Dann gab er, ohne ein Wort zu sprechen, seiner Frau einen Kuß auf die Stirn. — „Gut, daß Du kommst!“ sagte die Gräfin zu ihrem Manne. „Denke Dir nur, ich soll arbeiten, soll Wäsche spülen und mich nur von Kartoffeln nähren. Darüber hat er mir eben Vortrag gehalten! ein schrecklicher Esel! ich hab's ihm eben gesteckt — aber tu' mir den Gefallen, ihm seine Wünsche zu erfüllen,“ schwatzte sie weiter; „ein jedes Tierchen hat mal sein Pläsierchen!“

6.

Graf Swan Michailowitsch war Minister a. D. und ein Mensch, der Grundsätze hatte und an Grundsätzen festhielt. Von Kindesbeinen an war er der Ueberzeugung, daß er sich mit Speisen, die von den besten Köchen bereitet würden, sättigen müsse, daß er die feinsten, bequemsten Kleider tragen und mit den schönsten Pferden kutschieren müsse. Ebenso war er der Meinung, daß man Geld und Orden nie genug haben und mit hochgestellten Personen nie genug Verkehr haben könne.

Das waren für ihn die wichtigsten Lebensgrundsätze; alles übrige war ihm von geringem oder gar keinem Belang. Wie sich die übrige Welt einrichten und verhalten mochte, ging ihn nichts an. Nach diesen Grundsätzen hatte er vierzig Jahre in Petersburg gelebt; mit diesen

Grundsätzen hatte er den Ministerrang erklommen. Von seinen Eigenschaften hatten vielleicht die folgenden auch mit dazu beigetragen, daß er zu so hohen Ehren gelangte: Er besaß die Fähigkeit, den Sinn der Gesetze zu erfassen und ein Schriftstück verständlich und ohne orthographische Fehler abzufassen; er besaß ein sehr imposantes Aeußere und konnte in gegebenen Fällen stolz, ja erhaben und würdevoll auftreten, aber auch, wenn es sein mußte, sehr herablassend sein; und drittens war er sowohl in sittlicher als auch politischer Hinsicht im vornehmen Sinne gesinnungs- oder richtiger farblos.

Als er den Ministerstuhl bestieg, waren alle seine Untergebenen — und deren war eine stattliche Menge — ebenso wie die meisten der ihm fernstehenden Leute, nicht zumindest er selbst, überzeugt, daß der mit ihm gekommene „neue Mann“ ein gewaltiges Licht sei; als aber ein Monat um den anderen ins Land ging, ohne daß er Neuerungen schuf oder sich irgendwie auszeichnete, und als andere Männer in andere Aemter rückten, die auch farblos waren, auch die Kunst, Gesetze zu verstehen und Schriftstücke abzufassen gelernt hatten, da kam die Zeit, wo er sich genötigt sah, seinen Abschied zu nehmen — und da ging allen mit einem Male das Licht auf, daß Tscharski, Erzellenz, nicht nur kein sonderlich kluger, sondern vielmehr ein recht beschränkter, recht ungebildeter, aber recht eingebildeter Mensch sei, dessen Gesichtskreis nicht über die Grenzpfähle der konservativen Zeitungen reiche. Daß er des Amtes verlustig war, gefiel ihm zwar nicht recht, aber er fand sich damit ab, und zwar leicht insofern als der Staat eine hohe Pension an ihn zahlen mußte und sein Herrscher ihn bei keinem Ordensregen leer ausgehen ließ.

Er hörte Nechljudow's Anliegen, wie er die Vorträge seiner Abteilungsdirektoren anzuhören pflegte, und versprach ihm, zwei Briefe mitzugeben: einen an den Senator Wulf in der Kassationsabteilung. „Es wird ja allerhand geredet; aber er ist ein Mann, wie wir ihn haben müssen, und mir zu Dank verpflichtet; er wird also sein möglichstes tun.“ Der andere Brief war an eine einflußreiche Person in der Kanzlei für Revisionsgesuche gerichtet. Der Prozeß der Feodosia Wirjukowa erregte sein lebhaftestes Interesse; der Fall sei wirklich rührend, er lasse sich bei Gelegenheit weiter erzählen; indessen sei er außer Stande, irgend welche bestimmten Aussichten zu machen — solche Gesuche müßten eben ihren Instanzenweg gehen.

Nechljudow machte sich mit den beiden Briefen, die ihm seine Tante gegeben, sofort auf den Weg; zuerst zu der Mariette, die er noch als Badsfisch gekannt hatte. Sie war die Tochter eines verarmten Hauses, hatte aber einen Mann, der eine gute Karriere machte, geheiratet; Nechljudow hatte mancherlei von ihm gehört, was ihm nicht gefiel, so daß es ihm peinlich war, sich ihm mit einem Bittgesuche nähern zu müssen. In solchen Fällen fühlte er sich immer unsicher; aber er kam doch zu dem Entschluß, die Angelegenheit vorzutragen, und fuhr im Fiaker auf dem prächtigen Petersburger Pflaster, an stattlichen Häuserreihen vorbei, nach Mariettes Wohnung.

Vor der Thür hielt eine elegante Equipage, mit englischen Kennern bespannt, auf dem Boock saß ein stattlicher Kutscher, galoniert, mit englischem Barte, die lange, englische Peitsche in der Hand. Ein galonierter Portier öffnete die Türen. Im Vorzimmer stand ein Diener in goldverbrämter Livree mit wohlgepflegtem Backenbarte, zur Ausfahrt gerüstet.

„Erzellenz empfangen nicht . . . sie wollen eben ausfahren.“

Nechljudow gab seine Visitenkarte und den Brief seiner Tante, Gräfin Tscharski, ab, trat an den Tisch, auf dem das Besuchsbuch lag, und fing eben zu schreiben an, daß er lebhaft bedaure, die Erzellenzen nicht getroffen zu haben, als der Diener sich an die unterste Treppenstufe stellte, der Portier „Vorfahren!“ rief und der Kurier in strammer, dienstlicher Haltung einer kleinen, zarten Dame mit den Augen folgte, die mit schnellen, zu ihrer vornehmen Stellung nicht recht passenden Schritten die Treppe herunterkam.

Mariette trug ein schwarzes Kleid, eine schwarze Mantille und neue, schwarze Handschuhe; den Kopf bedeckte ein großer Hut mit wallender Feder, das Gesicht trug sie mit einem Schleier verhüllt. Diesen lüftete sie, sobald sie Nechljudow erblickte, und zeigte ein überaus liebliches Gesicht mit strahlenden Augen, das fragend auf ihn gerichtet war. „Ei, was führt Sie hierher, Fürst Dmitri Iwanowitsch?“ rief sie mit ihrer fröhlichen, wohl-lautenden Stimme. „Ich hatte sie ganz gewiß erkannt.“ — „Wie, Sie besinnen sich sogar auf meinen Namen?“ — „Warum etwa nicht? waren wir doch, Schwester und ich, nicht wenig in Sie verschossen!“ sagte sie auf französisch. „Aber Sie haben sich doch stark verändert! Ach, wie leid tut es mir, daß ich fort muß. Vielleicht hätte ich aber noch . . .“ und wie unschlüssig warf sie einen Blick auf die Wanduhr. „Nein, es geht doch nicht; ich muß zur Kamenski, zur Seelenmesse. Die Ärmste ist völlig zerschmettert.“ — „Kamenski? wer ist denn das?“ — „Haben Sie noch nicht davon gehört? Der Sohn ist im Duell gefallen, der einzige Sohn! Es ist wirklich furchtbar.“

— „Ja, davon habe ich gehört.“ — „Nein, es ist besser, ich fahre, und Sie besuchen mich morgen früh oder heute abend.“ Sie eilte behend von dannen. — „Heute abend,“ antwortete er, mit ihr hinausgehend, „bin ich behindert; und doch habe ich über eine höchst wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen.“ — „Und was betrifft es?“ — „Das erfahren Sie aus dem Briefe meiner Tante — bitte,“ sagte er und übergab ihr das schmale mit Wappen geschmückte Briefchen. — „Ich kann mir schon denken, Gräfin Swanowna denkt, ich könnte meinen Mann in dienstlichen Dingen beeinflussen; aber da irrt sie sich; ich kann mich nicht engagieren und will es auch nicht. Der Gräfin zuliebe und . . . na ja, auch Ihnen zuliebe will ich mal eine Ausnahme machen. Also . . . um was handelt es sich?“ — „Ein Mädchen ist eingesteckt worden, das nicht bloß krank, sondern auch unschuldig ist.“ — „Wie heißt sie?“ — „Lydia Schustow. Der Name steht im Briefe.“ — „Gut, ich will versuchen, die Sache einzurichten,“ sagte sie, hüpfte in ihren eleganten Wagen, setzte sich in den weichen Polstern zurecht und spannte den Sonnenschirm auf. Der Diener schwang sich auf den Bock, und die Equipage verschwand seinen Blicken.

7.

Nechljudow dachte kopfschüttelnd bei sich: „Sol's die Schwerknot! kaum ist man wieder hier, und schon steckt man mitten in dem Getriebe,“ und lebhaft empfand er wieder all die Zweifel, die durch die Notwendigkeit, Leuten

zu schmeicheln, vor denen er keine Achtung fühlte, in ihm wachgerufen wurden. Sein nächster Gedanke war: wohin nun zuerst? vor allen Dingen in den Senat! In einem pompös eingerichteten Gemache sah er einen ganzen Schwarm stattlicher und höflicher Beamten. Das Revisionsgesuch der Maßlow wurde entgegengenommen, zur Prüfung weitergegeben und zum Vortrag beim Senator Wulf notiert, an den Nechljudow ein Empfehlungsschreiben von seinem Oheim beibrachte.

„Senatssitzung findet in dieser Woche statt,“ sagte einer der Beamten, „aber der Fall wird schwerlich noch mit an die Reihe kommen können. Unmöglich ist es ja nicht, daß es geschieht; es muß in der rechten Form eingekommen werden.“

In der Senatskanzlei erfuhr Fürst Nechljudow Näheres über den tödlich ausgegangenen Zweikampf. Ganz Petersburg nahm teil an dem traurigen Begebnis. Der Sachverhalt war folgender: Ein paar Offiziere hatten im Hotel Austern gefrühstückt und, wie immer bei solchen Gelegenheiten, tüchtig gepöckelt. Einer von ihnen hatte ein paar anstößige Bemerkungen über das Garderegiment gemacht, in welchem Kamenski stand. Kamenski hatte den Offizier einen Lügner genannt und war von ihm tapfer gehohlet worden. Tags darauf hatten sich die beiden Offiziere duelliert. Kamenski hatte eine Kugel in den Leib bekommen und war zwei Stunden darauf gestorben. Sein Gegner mit den beiden Sekundanten war verhaftet worden; es durfte aber als sicher gelten, daß ihnen nach vierzehntägigem Stubenarrest die goldene Freiheit wieder winkte. Von der Senatskanzlei fuhr Fürst Nechljudow zum Baron Worobjew, der als das einflußreichste Mitglied der Kommission für Gnadengesuche galt und eine

pompöse Amtswohnung inne hatte. Portier und Diener erklärten kategorisch, der Baron sei nur an den offiziellen Empfangstagen zu sprechen. Der Fürst übergab sein Empfehlungsschreiben und fuhr zum Senator Wulf.

Der Herr Senator hatte eben sein Frühstück verzehrt und schritt, mit der Verdauungszigarre zwischen den Zähnen, wie es seine Gewohnheit war, im Speisesaale auf und nieder. Er war in allen Hinsichten „ein Mann, wie er gebraucht wurde“ — diese Eigenschaft schätzte er an sich selbst am meisten, und von dieser Höhe blickte er hinab auf all seine Mitmenschen. Dank dieser Eigenschaft hatte er eine glänzende Karriere gemacht, ein Vermögen erheiratet, das ihm 18 000 Rubel Zinsen im Jahr abwarf, und war durch seine Arbeit bis zum Senator emporgestiegen. Daß seine Frau eine Null, und sein Sohn ein Lüdrian geworden war, den er von sich gestoßen, hatte ihn hierbei ebenso wenig behindert, wie daß er das Vermögen seiner Schwägerin an sich gebracht und auf seinen Namen in der Reichsbank hinterlegt hatte. Auch das Vorhandensein einer grundhäßlichen, und deshalb schüchternen und verstockten Tochter, die übrigens mit Stammgast bei den religiösen Abenden der Gräfin Tscharski war, störte ihn hierbei nicht. In seiner bestimmten Meinung, daß seine Familienverhältnisse sich in jeder Hinsicht der besten Ordnung erfreuten, ließ sich Senator Wulf durch dergleichen „Lappalien“ nun und nimmer erschüttern.

Mit freundlichem, ein wenig zu Spott neigendem Lächeln hielt Wulf in seinem Rundgange inne, bekomplimentierte Mechljudow und überflog den Brief. „Bitte, sich zu setzen, mich aber zu entschuldigen, wenn ich weiter auf- und abgehe,“ sagte er, fuhr mit den Händen in die Taschen seines Hausrockes und setzte seinen Marsch durch das

stilkoll eingerichtete Kabinett fort. „Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen; selbstverständlich stehe ich dem Grafen Iwan Michailowitsch gern zu Diensten,“ sagte er, indem er den wohlriechenden, blauen Zigarrenrauch von sich blies und die Zigarre vorsichtig vom Munde entfernte, um die Asche nicht abfallen zu lassen. — „Ich möchte nur bitten, den Prozeß so schnell wie möglich zur Verhandlung zu bringen, denn wenn die verurteilte Person nach Sibirien verschickt werden soll, so wäre es doch gut, sie käme möglichst frühzeitig auf den Schub,“ sagte Mechljudow. — „Wie heißt die Verurteilte?“ — „Maßlow.“

Wulf trat an seinen Tisch und warf einen Blick auf ein Papier, das dort auf einer Aktenmappe lag. „So, so, Maßlow. Gut, ich werde meine Kollegen bitten — Mittwoch werden wir die Sache vornehmen.“ — „Kann ich das dem Advokaten telegraphieren?“ — „Ach, Sie haben einen Advokaten? Wozu? Aber wie es Ihnen beliebt.“

„Die Kassationsgründe sind vielleicht nicht genügend,“ sagte Mechljudow, „aber aus der ganzen Sache geht hervor, daß das Urteil nur durch ein Mißverständnis so ausfallen konnte.“ — „Ja, ja, so etwas kommt vor, aber der Senat kann nicht auf die Verhandlungen wieder eingehen,“ gab der Herr Senator in strengem Tone zur Antwort, den Blick auf die Asche seiner Zigarre gerichtet, um die er noch in banger Sorge war; „der Senat hat nur darüber zu wachen, daß die Gesetze richtige Anwendung finden.“ — „Aber hier scheint mir ein Ausnahmefall vorzuliegen.“ — „Ich weiß schon . . . so heißt's immer: jeder Fall ist ein Ausnahmefall. Wir werden unsere Pflicht tun. Weiteres geht über die uns gezogenen Grenzen.“

Die Asche hielt sich noch immer an der Zigarre, hatte aber einen Riß bekommen und drohte zu fallen.

„Sie sind wohl nicht oft in Petersburg?“ fragte Wulf, die Zigarre so haltend, daß die Asche nicht abfallen konnte. Es kam ihm aber geratener vor, die Zigarre in einen Aschenbecher zu stecken, ohne weitere Rücksicht auf die Asche.

Nechljudow sagte, das sei allerdings nicht häufig der Fall, und verabschiedete sich.

„Wenn es Ihnen paßt, dann Mittwoch mittag,“ sagte Senator Wulf, ihm die Hand reichend; „wollen also sagen Mittwoch. Dann kann ich Ihnen einen endgültigen Bescheid geben.“

Es war schon spät geworden, so daß es Nechljudow für geraten hielt, wieder zu seiner Tante zu fahren.

8.

Bei der Gräfin Katharina Michailowna wurde um halb acht Uhr gespeist. Es waren sechs Personen zu Tische: der Graf, die Gräfin, ihr Sohn — ein Gardeoffizier mit grimmigem Gesichtsausdruck, der sich mit den Ellenbogen auf den Tisch stützte — Fürst Nechljudow, die französische Gesellschaftsdame der Gräfin und der eben von den Gütern des Grafen eingetroffene Oberinspektor.

Auch hier bildete das Duell die Unterhaltung. Alle fanden Worte der Rechtfertigung für den Gegner des Gefallenen, einen Grafen von Rosen: er sei es der Ehre seiner Uniform schuldig gewesen, zum Zweikampf zu

schreiten. Bloß Gräfin Katharina Iwanowna in ihrer freisinnigen Art sprach vom Duell als einer barbarischen Institution. — „Wenn sich junge Leute betrinken und gesezte Männer totschlagen, so finde ich eben keine Worte der Entschuldigung,“ sagte sie. — „Für solche Auffassung fehlt mir das Verständnis,“ sagte der Graf. — „Ich weiß ja, daß Dir für alles, was ich sage, das Verständnis fehlt,“ versetzte die Gräfin und wandte sich zu Nechljudow. „Es scheint mir sonst für meine Worte Verständnis dazu sein. Bloß bei meinem Manne vermissen ich es. Dabei meine ich doch nur, daß mir die Mutter leid tut, und daß Menschen sich einander nicht umbringen sollen aus frivolon Ursachen, und daß am allerwenigsten jemand, der seinen Mitmenschen im Duell umgebracht hat, frei umherlaufen dürfe, als wenn er gar nichts verbrochen hätte!“

Da warf sich der Sohn, der bislang noch kein Wort gesprochen hatte, als Verteidiger des Duellanten von Rosen auf und wies ihr in ziemlich grober Weise nach, daß kein Offizier anders hätte handeln können, da ihn doch das Kriegsgericht sonst als Feigling vom Regiment gestrichen hätte.

Fürst Nechljudow hörte zu, ohne sich an dem Gespräch zu beteiligen; als ehemaliger Offizier konnte er die Wichtigkeit dieser Worte des jungen Grafen Tscharski nicht bestreiten, wenn er auch nicht mit dieser Auffassung übereinstimmte: gleichzeitig aber zog er zwischen dem Offizier, der seinen Gegner getötet hatte, und dem hübschen jungen Sträflinge, den er im Gefängnisse gesehen hatte, und der zu Zwangsarbeit verurteilt worden war, weil er im Streit seinen Kameraden erschlagen hatte, eine Parallele. Er sprach über diesen Fall. Anfangs pflichtete Gräfin Katharina ihrem Neffen bei, verstummte aber

balb wie alle übrigen, und Fürst Nechljudow hatte die Empfindung, als hätte er mit diesem Biat einen Mißgriff getan.

Abends, bald nach dem Essen, wurde der große Saal zur Versammlung hergerichtet: Stühle mit hohen, geschuigten Lehnen wurden reihenweise aufgestellt, wie zu einer Vorlesung, vor den Tisch ein Lehnstuhl und ein Tischchen mit Wasser und Glas für den Prediger, der kein anderer war als der gefeierte Kiefewetter. Zahlreiche Equipagen fuhren vor. Im Saale nahmen Damen über Damen Platz in Samt, Seide und Spitzen, mit falschen Haaren und gepolsterten Tailleu. Dazwischen saßen Herren — vom Militär und in Zivil, auch fünf schlichte Leute: zwei Hausknechte, ein Ladenbesitzer, ein Diener und ein Kutscher.

Kiefewetter, ein starker, breitschultriger Mann mit ergrauteu Haar, predigte in englischer Sprache, und ein schwächliches junges Mädchen mit dem Klemmer auf der Nase übersetzte seine Worte geläufig ins Russische.

Er predigte, daß unsere Sünden so groß seien und daß die Strafe für unsere Sünden so furchtbar sei, daß kein Sterblicher ihr entrinnen könne. „Bedenket, geliebte Brüder und Schwestern,“ sprach er mit zitternder Stimme, „das Verderben ist entsehrlich, und ewige Pein wartet unsrer. Wie sollen wir, wie können wir uns retten? wie können wir uns retten aus diesem Feuer? Das ganze Haus steht in Brand . . . und kein Ausgang bietet sich uns!“

Er verstummte, und wirkliche Tränen flossen über seine Wangen. Schon seit Jahren empfand er jedesmal bei dieser Stelle seiner Predigt, an der er das meiste Gefallen fand, etwas wie Krampf im Halse, wie Rißeln in

der Nase, und seine Tränen wirkten ansteckend. Im großen Saale vernahm man Schluchzen. Gräfin Katharina Swanowna hatte beide Arme auf das kleine Tischchen gestützt, an dem sie saß, hielt den Kopf in den Händen vergraben, und ihre runden Schultern bebten vom Schluchzen. Fast alle saßen da wie Katharina Swanowna. Die Tochter des Senators Wulf, die ihrem Vater ähnlich sah, in einem hochmodernem Kleide, lag auf den Knien und hielt die Hände vor ihr häßliches Gesicht. Plötzlich riß Wanderprediger Kiewewetter die Hände vom Gesicht hinweg und zauberte ein Lächeln auf seine Züge, das große Ähnlichkeit mit jenem hatte, das Freude ausdrücken will, und mit süßer, zarter Stimme hub er an: „Aber es gibt eine Rettung, es gibt eine Erlösung. Und sie ist leicht und ist reich an Freude. Es ist das Blut, das der Gottessohn für uns Menschen vergossen hat! Sein unschuldiges Leiden rettet uns, sein Blut rettet uns. Brüder und Schwestern,“ schloß er und seine Stimme wurde von den Tränen erstickt, die ihm wieder aus den Augen strömten, „laßt uns Gott danken, der seinen eingeborenen Sohn gab, das Menschengeschlecht zu erlösen. Sein heiliges Blut . . .“

Dem Fürsten Nechljudow riß die Geduld — er konnte diesen Salbaderer nicht mehr anhören — und leise erhob er sich und schlich auf den Behen in sein Zimmer.

9.

Am anderen Morgen hatte Nechljudow gerade seine Toilette beendigt, als ein Diener ihm die Visitenkarte des Moskauer Advokaten brachte, der zum Teil in eigenen Angelegenheiten nach Petersburg gereist war, zum Teil auch, um der Verhandlung über den Prozeß Maßlow im Straffenat beizumohnen, falls derselbe mit an die Reihe kommen sollte. Als er vom Fürsten Nechljudow hörte, welche Schritte er getan habe, und von welchen Senatoren in dieser Sitzung verhandelt werde, trat ein Lächeln auf sein Gesicht.

„Gerade die drei von unseren Senatoren, die wir als Typen unserer Rechtspflege betrachten dürfen,“ sagte er: „Wulf, der echte Petersburger Beamte, Skoworodnikow der gelehrte, Bestuscheff der praktische Jurist, darum aber auch der natürlichste und frischste,“ sagte der Advokat; „auf ihn setze ich die meiste Hoffnung. Was haben Sie denn aber in unserem Revisionsprozeß erreicht?“ — „Ich will heute zum Baron Worobjew fahren, gestern konnte ich nicht vorkommen.“ — „Ach, das trifft sich ja großartig! Da können wir ja zusammenfahren. Ich bringe Sie hin.“

Im Vorzimmer fand der Fürst Nachricht von Mariette. Ein Diener hatte eben das folgende Billet überbracht:

Pour vous faire plaisir, j'ai agi tout à fait contre mes principes, et j'ai intercedé auprès de mon mari pour votre protégée. Il se trouve, que cette personne peut être rechalée immédiatement. Mon mari a écrit

au commandant. Venez donc ohne selbstfüchtige Absichten. Je vous attends. *)

Ein Fiaker fuhr vor. Der Advokat gab dem Kutscher die nötigen Weisungen. Baron Worobjew war zu Hause. Im Vorzimmer saß ein Beamtenjüngling in Interimsuniform mit überaus langem Halse und stark entwickeltem Adamsapfel. Ferner warteten bereits zwei Damen.

„Ihr Name, wenn ich bitten darf?“ fragte der Beamte, mit graziösem Schritt erst zu den Damen, dann zum Fürsten tänzelnd. Nechljudow nannte seinen Namen. — „Der Herr Baron sprach bereits von Ihnen, Durchlaucht. Einen Augenblick, bitte!“

Der Adjutant begab sich ins Empfangszimmer und geleitete eine Dame in Trauerkleidung, die sich eifrig bemühte, mit den knochigen Fingern den Schleier über ihr in Tränen gebadetes Gesicht zu ziehen, zur Haupttreppe. Dann ersuchte er den Fürsten, ihm zu folgen. Als dieser ins Kabinett getreten war, sah er sich einem breitschultrigen Manne von mittlerer Größe, mit kurzgeschnittenem Haar, und fröhlichem Ausdruck in dem frischen, aber von weißem Vollbart umrahmten Gesicht gegenüber, der vor einem großen Schreibtische in einem geschnitzten Sessel saß.

„Sehr erfreut, Sie zu sehen, lieber Fürst,“ sprach der Baron, „mit Ihrer Frau Mutter war ich von Jugend auf bekannt und befreundet, und Sie habe ich sowohl als Knaben, wie auch später als Offizier gesehen. Bitte, setzen Sie

*) Um Ihnen gefällig zu sein, habe ich auf der Stelle, freilich meinen Grundsätzen zuwider, mich in Ihrer Sache bemüht und bei meinem Manne ein Wort für Ihren Schützling eingelegt. Es stellt sich heraus, daß diese Person ohne Aufschub aus der Haft entlassen werden kann. Mein Mann hat an den Kommandanten geschrieben. Kommen Sie doch — ich erwarte Sie.

sich und sagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen kann
Ja, ja," sagte er, das weiße Haupt hin- und herneigend,
als Nechljudow ihm die Geschichte der Feodosia erzählte;
„bitte, weiter! ich habe alles verstanden; in der Tat rüh-
rend! sehr rührend! Haben Sie schon ein Gnadengesuch
eingereicht?" — „Ich habe es hier," antwortete Nechl-
judow, das Schriftstück aus der Tasche ziehend; „doch
wollte ich Sie zu allererst um gütige Befürwortung
bitten."

„Sehr recht von Ihnen, sehr recht! Sie dürfen sich
auf mich verlassen. Ich werde selbst Bericht darüber er-
statten," sagte der Baron, vergeblich bemüht, seinem im-
mer fröhlichen Gesicht einen mitleidigen Zug aufzusetzen.
„Sehr rührend, offenbar, sie war noch ein Kind, ihr
Mann sprang hart mit ihr um, und hat sie sich dadurch
abwendig gemacht . . . Gewiß! ich erstatte selbst Bericht
darüber."

„Graf Swan Michailowitsch sagte mir auch, daß er
sich um die Sache bemühen wolle —" Kaum hatte aber
Nechljudow diese Worte ausgesprochen, so zeigte das Ge-
sicht des Barons im Nu einen anderen Ausdruck. „Wie-
ber Fürst, ich will Ihnen was sagen: Sie tun doch besser,
das Gesuch direkt in der Kanzlei einzureichen — aber
halten Sie sich überzeugt — ich werde trotzdem alles tun,
was in meinen Kräften steht."

Nechljudow erhob sich, um sich zu verabschieden und
sich in die Kanzlei zu begeben.

10.

Ueber die Petersburger Gefängnisse war ein alter, zum baltischen Adel gehöriger General als Inspektor gesetzt. Ein verdienstvoller, aber, wie die Rede ging, schon altersschwacher Herr, der zwar Orden in Hülle und Fülle hatte, aber nur das Georgenkreuz im Knopfloch trug. Er hatte im Kaukasus mit Auszeichnung gedient, ebenso in Polen. Dann war er in das Amt gesetzt worden, das er noch bekleidete, das ihm eine schöne Amtswohnung, hohes Gehalt und hohe Ehren brachte. Er war einer von jenen Beamten, die streng nach den Amtsvorschriften handelten, diesen eine höchste Bedeutung beimaß und meinte, alles in der Welt lasse sich ändern, bloß kein Amtsbefehl!

Als Fürst Nechljudow sich der Wohnung des greisen Generals näherte, klang auf dem Festungsturme das Glockenspiel in dem Chorale: „Ich bete an die Macht der Liebe“. Dann schlug die Turmuhr dröhnend zwei Uhr. Der General saß im düsteren Speisezimmer mit einem jungen Künstler, dem Bruder eines Untergebenen, und hielt eine spiritistische Stunde: vor den beiden Leuten lag auf einem kostbaren Tischchen ein Blatt Papier und auf demselben stand umgestürzt ein Teller. Die schmalen, feuchten Fingerchen des Künstlers waren zu einer Kette geschlossen zusammen mit den harten, runzligen, in den Gelenken schon steifen Fingern des Generals. Diese jungen und greisen Hände fuhrten mit dem umgestürzten Teller auf dem Blatt Papier hin und her, auf dem die sämtlichen Buchstaben des Alphabets geschrieben standen. Der Teller sollte Antwort geben auf die von dem Ge-

neral gestellte Frage, auf welche Weise die Seelen nach dem Tode einander wiederfinden und erkennen würden.

Als der Kammerdiener Medljudows Visitenkarte überreichte, antwortete gerade durch das Medium des Tellers der Geist der Jungfrau von Orleans, und zwar hatte er schon durch die am Rande geschriebenen Buchstaben den Satz gesprochen: „Sie werden einander wiedererkennen.“ Der Satz war niedergeschrieben worden. Beim Eintritt des Dieners hatte der Teller, nachdem er die Buchstaben „n“ und „a“ bezeichnet hatte, beim „d“ Halt gemacht. Jetzt schwankte er hin und her und war, weil er nach der Meinung des Generals als nächstfolgenden Buchstaben ein „d“ angeben, d. h. den Satz nach seiner Meinung ergänzen mußte durch die Worte: „nach der Abstreifung alles Irdischen“; der junge Künstler aber war der Ansicht, der folgende Buchstabe müsse ein „a“ sein, denn der Geist würde den Satz durch die Worte: „an dem Lichtschein, der aus dem ätherischen Teile der Seele strahlt,“ ergänzen. Kein Wunder, daß der General über die Unterbrechung solcher wichtigen Beschäftigung sehr ärgerlich war und eine verdrossene Miene zeigte. Er setzte sein Pincenez auf, richtete sich zu seiner ganzen stattlichen Höhe auf, ächzte dabei über einen empfindlichen Schmerz im Kreuz, rieb sich die steif gewordenen Finger und nahm die Visitenkarte entgegen. „Ich lasse ins Kabinett bitten,“ sagte er zu dem Diener. — „Gestatten Excellenz, daß ich die Szene allein zu Ende führe?“ fragte der Künstler, sich vom Platze erhebend, „ich spüre das Nahen des Geistes.“ — „Gewiß, bringen Sie den Akt zu Ende,“ antwortete der General und begab sich mit großen, aber langsamen Schritten in sein Kabinett.

„Sehr angenehm, Sie zu sehen!“ sagte er zum Für-

sten Nechljudow in barschem Tone und bat ihn, am Schreibtisch Platz zu nehmen; „sind Sie schon längere Zeit in Petersburg?“ — „Nein,“ antwortete Nechljudow, „gerade erst angekommen.“ — „Wie befindet sich Ihre Frau Mutter?“ — „Meine Mutter ist gestorben.“ — „Ach, tut mir herzlich leid. Mein Sohn hat mir erzählt, er habe Sie getroffen.“ Der Sohn des Generals machte dieselbe Karriere wie sein Vater. „Mit Ihrem Vater habe ich ja zusammen gedient; wir waren gute Kameraden. Sie dienen auch?“ — „Nein, Excellenz.“ Der General schüttelte unwillig den Kopf.

„Ich habe ein Anliegen an Sie, Excellenz,“ begann Nechljudow. — „So? nun, ja — ja — sehr angenehm; und womit kann ich Ihnen dienen?“ — „Sollte Ihnen mein Anliegen unpassend erscheinen, bitte ich im voraus um Verzeihung; ich kann aber nicht anders, ich muß es Ihnen vortragen.“ — „Um was handelt es sich?“ — „Unter Ihren Gefangenen befindet sich ein gewisser Gurfewitsch. Seine Mutter ersucht um eine Zusammenkunft mit ihm oder doch um die Erlaubnis, ihm seine Bücher zustellen zu dürfen.“

Ohne Zustimmung oder Mißbilligung zu äußern, senkte der General den Kopf und schloß die Augen, wie wenn er sich bedächte. Das war aber gar nicht der Fall, denn er wußte recht gut, daß er nur mit einem Gesetzesparagrafen antworten könne; er dachte deshalb überhaupt nichts, sondern ruhte sich bloß aus.

„Ja, das hängt aber nicht von mir ab,“ sagte der General, „der Gefangenenbesuch wird durch eine allerhöchste Verordnung geregelt und nur was nach ihrem Wortlaut erlaubt werden darf, wird erlaubt. Was nun Zustellung von Büchern betrifft, so haben wir ja eine Ge-

fängnisbibliothek. Schriften und Werke daraus, die erlaubt sind, werden den Gefangenen gegeben.“

„Ja, aber hier handelt es sich um wissenschaftliche Bücher; der Gefangene möchte arbeiten!“ — „Glauben Sie doch das nicht —“ sagte der General, dann schwieg er wieder eine Weile; „er denkt ja gar nicht an wissenschaftliche Arbeit, die Unruhe plagt ihn bloß.“ — „Aber wieso?“ fragte Nechljudow. „In schweren Tagen strebt man doch, die Zeit mit nützlicher Beschäftigung auszufüllen!“ — „Ach, diese Klage führen sie alle,“ fiel ihm der General in die Rede, „wir kennen ja dieses Volk.“ In seinen Augen waren Gefangene eine besondere Spezies des Menschengeschlechts.

Nun begann er, gewissermaßen sich selbst rechtfertigend, die Bequemlichkeiten aufzuzählen, die den Gefangenen in Petersburg geboten seien, so daß es den Anschein gewann, als sei in der kaiserlichen Residenz alles bestrebt, die Gefängnisse zu Paradiesen zu gestalten. „Es fehlt ihnen tatsächlich weder an leiblicher noch geistiger Nahrung,“ schloß er; „aber von der ersteren kriegt keiner genug, und um die andere kümmert sich keiner! glauben Sie mir nur: diese geistige Unruhe legt sich immer bald und ist bloß lebendig im Anfange. Es dauert gar nicht lange, so werden sie sogar dick und fett und auch still.“

Nechljudow hörte die heifere Greisenstimme, sah die steifen Glieder an, die erloschenen Augen, die glattrasirten Hängebäcken und das Georgenkreuz . . . und er sah ein, daß es vergebliche Mühe sei, solchem Manne die Bedeutung seines Besuches zu erklären. Dennoch bezwang er sich und erkundigte sich nach der Gefangenen Schustow, deren Freilassung heute verfügt worden sei.

„Schustow, Schustow? ja, ich kann doch die Namen nicht alle behalten, es sind ihrer ja gar zu viele,“ rief der General, klingelte und ließ den Registrator rufen. Bevor derselbe kam, beschwor er Nechljudow, doch ja wieder in Dienst zu treten, denn das Vaterland brauche wohlgesinnte Männer.

Der Registrator — ein trockener Gesell mit unruhigen, aber pfiffigen Augen — kam und meldete, eine Gefangene namens Schustow sei allerdings hinter Schloß und Riegel, aber Befehl zu ihrer Freilassung sei noch nicht da. „Sobald der Befehl kommt, setzen wir sie in Freiheit. Wir halten sie gewiß nicht zurück, denn wir scheuen uns nicht darum, ob sie da ist oder nicht,“ sagte der General, mit dem Versuche, ein schelmisches Lächeln zu zeigen, das aber sein altes Gesicht nur um so häßlicher erscheinen ließ. „Aber nun leben Sie wohl, mein Bester,“ fuhr er fort, „tragen Sie es mir nicht nach, wenn ich Ihnen den liebevollen Rat gebe: pflegen Sie keine Gemeinschaft mit Deuten, die im Gefängnisse sitzen; Unschuldige gibt's nicht darunter, es sind durchweg verwehrloste Kreaturen.“

Nechljudow seufzte, verneigte sich und verließ das Zimmer. Der General aber begab sich wieder zu dem Künstler und schloß mit dessen und seinen Fingern wieder die spiritistische „Kette“.

Draußen wartete der Fiakerkutscher. „Schwerenot!“ rief er dem Fürsten entgegen; „hier ist's langweilig, Herr! ich wollte schon ohne Sie wegfahren.“

11.

Am nächsten Tage stand die Kassationsklage der Maßlow zur Verhandlung, und Fürst Nechljudow traf sich mit dem Advokaten am Eingange des Senatsgebäudes. Wohlbekannt mit den verschiedenen Gängen, richtete der Advokat die Schritte nach links zu der Thür, über welcher die Jahreszahl in mächtigen Ziffern prangte, die dem Lande die neuen Gerichtsfazungen gebracht hatte.

Die Verhandlung ließ nicht auf sich warten; Nechljudow betrat mit anderen Zuhörern den Sitzungssaal, der kleiner war als die Schwurgerichtshalle, auch einfacher eingerichtet. Als der Diener verkündete: „Das Gericht naht,“ erhoben sich alle Anwesenden von ihren Plätzen. Dann traten die Senatoren in ihren Uniformen herein, ließen sich auf die hochlehnigen Sessel nieder und legten ihre Arme auf den Tisch, sichtlich bemüht, als völlig unbefangen zu erscheinen. Vier Senatoren bildeten den Gerichtskörper: Nikitin als Vorsitzender, ein glattrasierter Herr mit schmalem Gesicht und stahlhartem Blick; Wulf, als erster Beisitzer, blätterte mit den kleinen weißen Händen in den Aktenstücken; Skoworodnikow, ein schwerfälliger, sehr gelehrter, poßennarbiger Herr, und als vierter Bestuscheff, ein Greis, alt wie Methusalem. Dann kam der Sekretär mit den Substituten des Oberstaatsanwalts. Nechljudow erkannte ihn auf der Stelle, trotz der Uniform und obwohl er ihn schon sechs Jahre nicht gesehen hatte, als einen seiner besten Freunde aus der Universitätszeit wieder.

„Selinin — nicht wahr?“ fragte Nechljudow den Advokaten. — „Aberdings, warum fragen Sie?“ — „Ich bin mit ihm bekannt von der Universität her; ein netter

Perl . . .“ — „Und guter, fleißiger Jurist,“ sagte der Advokat, seine Aufmerksamkeit auf die Verhandlung richtend, die ihren Anfang nahm.

Der erste Fall, der zur Verhandlung gelangte, betraf einen Beleidigungsfall durch einen Zeitungsartikel, in welchem der schurkische Vorsitzende einer Aktiengesellschaft an den Pranger gestellt worden war. Nechljudow saß die ganze Zeit über, die der Fall in Anspruch nahm, wie auf Kohlen, und so sehr ihm auch sein Jugendfreund Selinin hätte Ursache zur Bewunderung geben können durch seine schneidige Rede, so sehnte er mit bangem Herzen den Moment herbei, in welchem der Sekretär das Senatsurteil zur Verlesung und den weiter zur Verhandlung stehenden Fall zur Verlesung bringen werde; denn er wußte nicht, an wievieltste Stelle der Fall Maßlow gesetzt worden war. Stand er sehr weit hinten, und die vorhergehenden Fälle nahmen zuviel Zeit in Anspruch, so stand zu gewärtigen, daß derselbe womöglich gar nicht mehr zur Aburteilung kommen werde. Endlich war die Entscheidung des Senats im ersten Falle publiziert worden, und die Herren Senatoren hatten sich zurückgezogen, als der Gerichtsschreiber zu Nechljudows Advokaten herantrat und ihn fragte, zu welchem Falle er sich denn eingefunden habe?“ — „Ich hab's Ihnen ja schon vorhin gesagt, als ich um die Verhandlungsliste bat: „Zum Prozeß Maßlow,“ erwiderte der Advokat. — „Ach richtig,“ sagte der Schreiber, „nun, der Prozeß ist freilich mit angesetzt; aber . . .“ — „Bitte, Sie meinen?“ fragte der Advokat; „was bedeutet Ihr Aber?“ — „Der Senat war eigentlich willens, die weiteren Fälle ohne Vernehmung der Parteien zur Erledigung zu bringen; deshalb ist es nicht unmöglich, die Senatoren betreten überhaupt das

Sitzungszimmer nicht mehr. Ich will den Herren jedoch die Angelegenheit besonders vortragen.“ — „Was soll denn das alles aber eigentlich heißen?“ — „Ich will die Angelegenheit, wie gesagt, den Herren vortragen,“ betonte nochmals der Schreiber und verschwand.

Die Senatoren waren tatsächlich willens gewesen, nach dem ersten Falle sich in ihr Beratungszimmer zurückzuziehen und dort über die anderen Fälle, auch den Fall Maßlow, bei einem Glase Tee und einer Zigarette zu beschließen.

12.

Im Beratungszimmer nahm Senator Wulf sogleich das Wort und führte in sehr beredter Weise mit seiner hohen Diskantstimme die Gründe vor, aus denen das Urtheil im Prozesse Maßlow kassationsfähig sei. Da trat der Gerichtsschreiber herein und trug das Ersuchen des fürstlich Nechljudowschen Anwalts Janarin vor, bei der Verhandlung anwesend sein zu dürfen. Nach kurzer Beratung, und nachdem die Herren Senatoren ihre Zigaretten zu Ende geraucht hatten, beschloßen sie, in den Sitzungssaal zurückzukehren und in der Sache Maßlow weiter zu verhandeln. Senator Wulf, in seinen besten Ansätzen zu seiner Rede unterbrochen, schnitt ein verdrießliches Gesicht, war aber offenbar von dem Wunsche erfüllt, eine Aufhebung des Urtheilspruches herbeizuführen. Als er fertig war, stellte der Vorsitzende an den Advokaten die Frage, ob er noch etwas zur Sache zu

sprechen wünsche? Zanarin erhob sich und führte mit schneidiger Eindringlichkeit aus, daß der Schwurgerichtshof in sechs verschiedenen Fällen dem Sinne des Gesetzes zuwider entschieden hätte. Zum Schlusse wies er die schreiende Ungerechtigkeit des Urteils nach, da eine tatsächliche Schuld seiner Klientin ja gar nicht erwiesen worden sei.

Fürst Nechljudow hatte die ganze Zeit über, da der Advokat sprach, den Blick nicht von ihm gewandt. Als er nun das sieghafte Lächeln sah, das auf des Advokaten Gesicht am Schlusse seines Vortrages trat, da meinte er überzeugt sein zu dürfen, daß derselbe „die Sache durchgedrückt“ hätte . . . aber ein anderer Blick, den er jetzt vom Advokaten weg auf die Senatoren richtete, belehrte ihn, daß das advokatorische Lächeln auf keinen Beifall bei seinen Widersachern stieß. Dort stand vielmehr sehr deutlich zu lesen: „Na, na, wir sind doch auch nicht von gestern, und Ihr solltet doch wohl so gut wissen wie wir, daß wir von Eurer Sippe schon mehr als genug gehört haben.“ Offenbar waren sie alle sehr froh darüber, daß der Advokat mit seiner Rede fertig war, denn der Vorsitzende gab auf der Stelle dem Staatsanwalts-Substituten das Wort, der sich kurz und klar dahin aussprach, daß alle Momente, die der Herr Anwalt Zanarin als Befürwortungsmomente der Kassation angeführt hätte, hinfällig seien, und daß der Senat nicht anders werde entscheiden dürfen, als in einem das erste Urteil bestätigenden Sinne. Darauf erhoben sich wieder alle Senatoren, um sich in ihr Beratungszimmer zurückzuziehen. Dort spalteten sich die Stimmen: Senator Wulf war für Kassation, Senator Bestuscheff desgleichen; der letztere war Wulfs und Zanarins Ausführungen gespannt gefolgt und plädierte

eifrig für die Richtigkeit ihres Standpunktes. Aber der Vorsitzende Nikitin, der ein starrer Vertreter des Rechtes und der Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen war, stellte sich schroff auf den entgegengesetzten Standpunkt. Die Entscheidung hing also einzig von der Stimme Skorodnikows ab, und dieser stellte sich ebenfalls auf Nikitins Seite, und zwar ganz besonders deshalb, weil ihn die Absicht des Fürsten, eine Dirne, die er vor zehn Jahren verführt hatte, jetzt zu heiraten, aufs höchste indignierte. Er war Materialist und Darwinist und hielt alle religiösen und moralischen Ueberschwenglichkeiten für „höheren Blödsinn“, wenn nicht als flagrante Beleidigung alles gesunden Menschenverstandes. Der ganze Lärm um eines gefallenen Frauenzimmers willen, das sich dem Laster in höchster Potenz in die Arme geworfen hätte, wie aus dem Prozesse doch zur Genüge hervorginge, erschien ihm als eine geradezu klägliche Verirrung eines halb übergeschnappten Menschen. Es war also nichts zu machen: die Berufungsklage war abgewiesen!

13.

„Eine schlimme Erfahrung mehr!“ sagte Michajdow zu seinem Advokaten, als er mit ihm in das Vorzimmer hinaustrat. „In solch klarem Falle wird auf dem Buchstaben herumgeritten und ein ungerechtes Urteil bestätigt! also doppelt vom Staate am Individuum gesündigt.“ — „Die ganze Geschichte war eben schon in der ersten Instanz verfahren,“ erklärte der Advokat. — „Dabei war auch Se-

linin für die Verwerfung der Revisionsklage!" sagte Nechljudow. „Das verstehe, wer mag! ich kann bloß sagen, solche Zustände sind unhaltbar." — „Es bleibt uns ja noch das Gnadengesuch an Seine Majestät," meinte der Advokat; „Sie können ein solches doch gleich bei Ihrer Anwesenheit in Petersburg einreichen . . . ich fasse Ihnen das Schriftstück auf der Stelle ab."

Da kam der kleine Senator Wulf auf den Fürsten zu. „Mein lieber Nechljudow, mir tut die Sache ja unendlich leid, aber es ließ sich nichts machen, die Gründe für Kassation waren eben nicht stichhaltig." Dann zuckte er mit den schmalen Schultern und ging seiner Wege, weil er erst jetzt den Advokaten bemerkte und keine Lust hatte, sich noch einmal womöglich mit diesem über den Fall zu unterhalten. Dann kam auch Selinin, der von den Senatoren erfahren hatte, daß ein alter Studienfreund von ihm, Fürst Nechljudow, im Gericht anwesend sei.

„Daß wir uns hier treffen würden, das hätte ich doch mit keinem Atem gedacht," sagte er, mit einem lächelnden Buge um die Lippen, aber mit einem verhältnismäßig trübseligen Ausdruck im Gesichte; „ich habe keine Ahnung davon gehabt, daß Du in Petersburg seiest." — „Und ich nicht, daß Du angehender Oberstaatsanwalt bist," erwiderte Nechljudow. — „Aber wie findest Du denn zu uns Rechtsmenschen und in die heiligen Hallen unserer Themis den Weg?" fragte er, den alten Freund noch immer mit einer trübseligen Miene anblickend. — „Hm, ich suchte für ein armes Menschenkind Gerechtigkeit," sagte Nechljudow, „aber umsonst." — „Von was für einem Menschenkinde sprichst Du denn?" — „Von demjenigen, über das Ihr im letzten Appellationsurteil soeben entschieden habt," sagte der Fürst. — „Ach so, diese Maglow?" sagte

Selinin, „aber mit solchen Gründen ist doch nichts zu wollen, Nechljudow! es muß doch wenigstens einigermaßen Hand und Fuß haben, wenn ein Senatsurteil nachgesucht wird!“ — „Ach, hier ist die Appellation schon insofern begründet, als das arme Ding ja ganz unschuldig vom Schwurgericht verurteilt worden ist!“

Der Substitut zuckte die Achseln. „Es kann ja so sein, wie Du sagst; es kann aber auch nicht . . .“ — „Nein, davon ist keine Rede, verstehst Du? daß ich mich irrte! Diese Maßlow ist tatsächlich unschuldig! Und nun ist die letzte Hoffnung hin, sie vor unberdienter Strafe zu bewahren! denn unsere höchste Instanz im Reiche hat das ungesetzmäßige Verfahren des ersten Gerichtshofes bestätigt.“ — „Das kannst Du doch nicht sagen! die höchste Instanz hat sich ja noch nicht mit der Materie befaßt, denn die geht sie nichts an, sondern nur mit der Form, und an der Form ist nichts zu bemängeln gewesen,“ erwiderte Selinin; und sichtlich von dem Wunsche erfüllt, das Thema nicht weiter zu erörtern, fragte er: „Sage mal, wo wohnst Du denn? Doch wohl bei Deiner Tante? Gräfin Swanowna hat mich eingeladen, an einem Predigtabende bei ihr zu erscheinen. Treffe ich Dich dort?“ — „Nein, mir ist von gestern noch ganz übel. Ich danke bestens.“ — „Willst Du denn mir nicht einmal einen Besuch machen? wir wohnen in der Madeschdinskaja und essen immer um sieben. Wir hätten uns doch sicher allerhand zu erzählen!“

„Ich kann's nicht versprechen; aber wenn mir die Zeit übrig bleibt, nun, dann komme ich!“

Mit diesen Worten trennten sich die beiden Männer, die einst so gute Freunde gewesen waren; aber Nechljudow

ging von ihm mit der Ueberzeugung, daß er einen fremden, ihm jetzt völlig fern stehenden Menschen verlassen hatte, und nicht den alten Selinin, an dem er einst so treu gegangen hatte.

14.

Fürst Nechljudow ging aus dem Senat mit dem Advokaten, der ihn mit allerhand Skandalgeschichten regalierte, ein Stück zu Fuß auf dem Trottoir. Die Geliebte eines Herrn Soundsso hatte im Börsenspiel Millionen gewonnen; ein anderer Herr Soundsso hatte einem anderen Herrn Soundsso die Frau abgekauft; hochstehende Personen, die darum noch lange nicht ins Gefängnis zu wandern brauchten, im Gegenteil Vorsitzende verschiedener Ausschüsse waren, hatten Schurkereien über Schurkereien verübt; der Advokat hatte sichtlich viel Vergnügen an solchen Dingen und wunderte sich des Tausends, als Nechljudow die letzte Geschichte nicht zu Ende hörte, sondern sich verabschiedete, einen Fiaker heranrief und heimfuhr. Fürst Nechljudow fühlte sich schwer bedrückt über die Abweisung der Appellationsklage durch den Senat; und was ihm der Advokat von dem Lasterleben der höheren Kreise erzählte, stimmte ihn nur um so trüber.

Als er wieder zu Hause angelangt war, gab ihm der Portier einen Brief, den, wie er ironisch sagte, „irgend so ein Frauenzimmer“ in seiner Loge geschrieben habe. Er rührte von der Mutter der aus der Haft entlassenen Schustow her, die dem Fürsten schrieb, sie habe ihrem

Wohltäter danken wollen, daß er sich für ihre Tochter verwendet habe; außerdem bäte sie ihn, sie in ihrer Wohnung Wassili-Ostrow, 5. Linie, Quartier foundso, zu besuchen, und zwar im dringendsten Interesse Weras; wenn es sich einrichten lasse, so möge er am anderen Morgen die Güte haben vorzusprechen.

Raum hatte er sich in seinem Zimmer hingesezt, um die weiteren Aktenstücke in den Prozessen zu studieren, für die er sich noch verwenden wollte, als die Gräfin Katharina Swanowna ihn zum Tee bitten ließ. Der Fürst schob die Akten wieder in die Mappe und begab sich zur Tante. Als er die Treppe hinaufstieg, sah er durch ein Fenster das Fuchsgespann von Mariette, und ein Lächeln zog über sein Gesicht . . . Mariette saß neben der Gräfin, nicht mehr in Schwarz, sondern in heller farbiger Toilette, und unterhielt sich über ein Thema mit der Gräfin, das ihr ganzes Interesse zu wecken schien, denn ihre Augen funkelten wie Diamanten so hell und feurig. Die gutmütige Gräfin mit ihrem Flaum von Bärtchen auf der Oberlippe schüttete sich aus vor Lachen, während Mariette schweigend, mit schelmischem Ausdruck in den Augen, den Mund verzog und das energische und doch so heitere Gesicht leicht zur Seite wandte. „Halt ein, Mariettchen! halt ein mit solchen Geschichten! Du bringst mich ja noch um,“ rief die Gräfin unter heftigem Husten.

Der Fürst grüßte und sezte sich zu den Damen, im ersten Augenblick mit der Absicht, Mariette für ihren Flatterfuss zu strafen; aber sie gab ihrem Gesicht sofort einen anderen Ausdruck und ihrem Gemüt eine andere Stimmung. Sie wollte ihm nämlich gefallen, wäre zu gern mit ihm in Beziehung getreten, ein Wunsch, der sie schon nach der ersten Begegnung erfüllte. Sie war jetzt

ernst und unzufrieden, spielte sich aber als eine Person auf, die nach Idealen ringt, und stellte sich dabei so geschickt an, daß es ihr tatsächlich gelang, sich in die Gemütsstimmung des Fürsten zu versetzen; sie fragte ihn nach den Erfolgen, die er mit seinen Bemühungen geerntet, und als er ihr von seinem Mißgeschick im Senat und von dem unglücklichen Eindrucke seiner Begegnung mit Selinin erzählte, rief sie: „O, welch edle reine Seele! Das ist ja der richtige chevalier sans peur et sans reproche!“*) „Wie verhält es sich denn eigentlich mit Selinins Frau?“ fragte Nechljudow. — „Nun, ich will sie ja nicht verurteilen, aber sie versteht ihn partout nicht. Also Selinin trat für Abweisung der Appellationsklage ein?“ fragte sie voll Mitgefühl. „Das ist ja schrecklich! Ach, wie leid tut mir das arme Ding, die Maßlow!“ schloß sie mit schwerem Seufzer.

Nechljudow zog die Stirn in Falten und suchte das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen. Er erzählte von der Schustow, die in der Festung gefessen, aber durch seine Vermittelung ihre Freiheit wiedererlangt hatte, bedankte sich bei Mariette, daß sie ihren Mann für den Fall interessiert habe, und erging sich in Betrachtungen darüber, wie schrecklich ihm schon der bloße Gedanke sei, daß ein Mädchen mit ihrer ganzen Familie nur deshalb so viel gelitten habe, weil niemand mehr gewußt habe, daß sie hinter Schloß und Riegel gebracht worden sei. Der Gräfin Katharina blieb es nicht verborgen, daß Mariette mit ihrem Neffen kokettierte; aber solche Wahrnehmung machte ihr Spaß. „Weißt Du was,“ sagte sie, als einen Augenblick Stille eintrat, „komm morgen abend

*) Ritter ohne Furcht und Tadel.

zu Ulme; Kiefewetter wird dort sein; und Du, komm auch mit!“ sagte sie zu Mariette. „Il vous a remarqué*),“ fuhr sie, zum Neffen gewandt, fort, „er meinte, alles, was Du gesprochen — ich habe es ihm nämlich wieder erzählt — sei ein deutliches Anzeichen, daß Du Dich zu Christo bekehren werdest. Komm bestimmt hin. Mariette, rede Du ihm auch zu.“ — „Liebe Katharina, ich habe doch erstens kein Recht, den Fürsten zu irgend etwas zu bestimmen,“ sagte Mariette, Nechljudow ansehend und mit einem einzigen Blick dessen Abneigung gegen diesen Vorschlag feststellend, „und zweitens wissen Sie doch, daß ich von Leuten, wie diesem Kiefewetter, nichts weniger als begeistert bin; und drittens bin ich morgen abend im französischen Theater.“ — „Oho! hast Du sie spielen sehen, die . . . na, wie heißt sie doch?“ sagte die Gräfin.

Mariette nannte den Namen einer berühmten französischen Schauspielerin.

„Nun, das machst Du recht! fahre hin; sie spielt ja wunderbar!“

„Wen soll ich mir nun anhören, Tante?“ fragte Nechljudow lachend, „die Schauspielerin oder den Pfaffen?“ — „Ach bitte, keine Fallen stellen!“ — „Ich meine, zuerst den Prediger und dann die Schauspielerin; sonst verdirbe man sich wohl allen Geschmack an dem schwarzen Herrn.“ — „Ich möchte aber,“ sagte Mariette, „lieber zuerst ins Theater gehen und dann Buße tun; da ist man doch das ganze Sündenkonto auf einmal los!“ — „Hört doch nur auf, mich zu foppen! Um selig zu werden, braucht man doch kein ellenlanges Gesicht zu schneiden und Tränen zu vergießen; schon genug, wenn man Glau-

*) Er hat Sie bemerkt — Sie sind ihm aufgefallen.

ben hat, denn wer den hat, kann auch fröhlich sein.“ — „Wahrhaftig, Tante, Sie sind ein Leutepriester, wie er im Buche steht!“ — „Ich will Ihnen was sagen,“ meinte Mariette nach kurzem Nachdenken. „Kommen Sie morgen abend in meine Loge.“ — „Das dürfte mir kaum möglich sein . . .“

Wieder trat der Kammerdiener ein und meldete einen Besucher, den Schriftführer einer von der Gräfin geleiteten Wohltätigkeitsanstalt.

„Ein langweiliger Patron! ich spreche lieber allein mit ihm; dann komme ich wieder zu Euch! Setzen Sie doch unserem lieben Fürsten ein Glas Tee vor!“ und raschen Schrittes war sie aus dem Gemach verschwunden.

Mariette streifte den Handschuh ab, und ihr Gesicht nahm einen ernsten, wehmütigen Ausdruck an. „Es tut mir recht weh, daß Menschen, auf deren Urteil ich Wert lege, Person und Stellung bei mir nicht auseinander halten können.“ Die Worte hatten gerade im Grunde genommen geringen oder gar keinen Sinn, und doch übten die strahlenden Augen des schönen, jugendlichen Weibes in der eleganten Garderobe einen solchen Einfluß auf Nechljudow, daß er nicht umhin konnte, sich einzugesetzen, daß tiefe Aufrichtigkeit und unendliche Güte darin zum Ausdruck kam. Schweigend blickte er sie an, außer stande, sich von ihr loszureißen. „Sie glauben sicher,“ fuhr sie fort, „daß ich weder für Sie persönlich, noch für Ihr Wesen und Ihren Charakter Verständnis habe. Aber die ganze Welt bei uns weiß ja doch, was Sie vorhaben und was Sie bewirkt haben! Ich persönlich bin ja mit Ihnen durchaus einverstanden und bewundere Ihre Tätigkeit.“ — „Aber es ist ja so wenig, was

ich getan habe, daß zu Bewunderung doch gar kein Grund vorliegt.“

„Auf das Viel kommt es ja gar nicht an. Ich verstehe Sie und auch jenes unglückliche Frauenzimmer. Werden Sie mir nicht ungehalten; ich will ja gar nicht mehr darüber reden,“ unterbrach sie sich, als es ihr vorkam, wie wenn er unmutig zu werden drohte; „ich verstehe auch Ihre herrliche Absicht, nach all den Qualen und Greueln, die Sie in den Gefängnissen gesehen haben, allen die dort leiden, helfen zu wollen, und glaube recht gut, daß man sein Leben einsetzen und opfern könnte, solche Absicht zu erreichen, ich könnte es selbst auch tun; aber gegen das Schicksal läßt sich nicht ankämpfen . . .“ Mariette sprach dies alles nur, um ihn an sich zu fesseln; mit ihrem feinen Gefühl hatte sie durchschaut, was ihm am Herzen lag und was seinen Geist erfüllte. — „Sind Sie denn mit ihrem Lebenslose nicht zufrieden?“ — „Ich? ich nicht zufrieden?“ fragte sie, dem Anschein nach verwundert, daß hier jemand noch fragen könne, „ich muß doch zufrieden sein — und ich bin auch zufrieden; aber ich fühle auch, daß ein Wurm in meinem Herzen zu nagen anfängt . . .“ — „Den man nicht stören darf, sondern auf dessen Treiben man achten muß,“ sagte Nechljudow. Später dachte er oft mit Beschämung der Worte, die sich, wenn sie auch mit der Wahrheit sich nicht deckten, doch zu seiner inneren Stimmung schickten; und immer wieder sah er den Ausdruck von Rührung und Obacht vor Augen, mit dem sie seinen Schilderungen der Gefängnisgreuel und seiner vom Bauernleben gewonnenen Eindrücke lauschte.

Als die Gräfin wieder ins Zimmer trat, unterhielten sie sich bereits nicht mehr wie bloße Bekannte, sondern wie innige Freunde, die sich inmitten einer Menschen-

masse, die für ihre Ideen kein Verständniß hat, einzuwußten.

Sie sprachen über die Ungerechtigkeit der Mächtigen, über die Leiden der Unglücklichen, über die Armut des Volkes; in Wirklichkeit aber fragten ihre Augen die seinen unentwegt: „Kannst Du mich lieben?“ und seine Augen antworteten den ihrigen nicht minder unentwegt: „Gewiß, gewiß!“ — und eine beseligende Empfindung durchschauerte ihrer beider Leib und zog sie unaufhaltsam zueinander.

„Und wann sehe ich Sie?“ fragte sie tiefaufatmend und streifte behutsam den Handschuh von dem mit kostbaren Ringen bedeckten Finger; „versprechen Sie mir, daß Sie kommen wollen!“ und Nechljudow versprach es.

15.

Am anderen Morgen erwachte Fürst Nechljudow mit der Empfindung, am verfloffenen Tage eine schlechte Handlung begangen zu haben, und wenn auch die Handlung noch nicht faktisch getan war, so waren es doch wieder sündhafte Gedanken gewesen, die sich in ihm geregt hatten: Gedanken in der Richtung nämlich, daß die Absichten unausführbare Phantasien seien, mit denen er sich trage, sowohl die, sich mit Katjuscha zu vermählen, als die, seinen Grund und Boden unter seine Bauern zu verteilen, und daß ihm doch zuletzt nichts anderes bleiben werde, als sein bisheriges Leben weiter zu führen und alles beim alten zu lassen! Dann aber wunderte er sich wieder,

wie er solchen Gedanken auch bloß einen einzigen Augenblick hatte Raum geben können. Und nun wurde ihm alles wieder richtig klar: so neu und schwierig sich auch alles zu gestalten drohte, was in seiner Absicht lag, so war es doch für ihn das einzig mögliche Leben. Und weiter wurde ihm klar: so gewohnt und leicht es ihm auch wäre, sein früheres Leben weiter fortzuführen, so bedeutete es für ihn nichts anderes als den Tod!

Die gestrige Versuchung verglich er mit der Empfindung, die einem Menschen kommt, der zwar gut ausgeschlafen hat, aber das weiche warme Bett nicht verlassen möchte, obwohl er weiß, daß es Zeit ist aufzustehen, und eine wichtige, zugleich befriedigende Arbeit seiner harret.

Dieser Tag war sein letzter in Petersburg, und früh schon fuhr er nach Wassili-Ostrow zu Schustows, deren Wohnung sich im zweiten Stockwerk befand. Er wurde vom Hauswirt zu einer steilen, unbequemen Stiege geführt, die zu einer heißen, von scharfem Speisegeruch erfüllten Küche führte. Am Herde stand eine ältliche Frau mit aufgestreiften Ärmeln, einer Bichelschürze und der Brille auf der Nase, die in einem dampfenden Kessel rührte.

„Zu wem wollen Sie?“ fragte sie barsch, über die Brillengläser hinweg auf den Fremden blickend. Aber kaum hatte Nechljudow seinen Namen genannt, als auf das Gesicht der Frau neben der Furcht auch Freude trat. „Ach, Sie sind es, Fürst Nechljudow!“ rief sie, die Hände an der Schürze trocknend. „Aber warum kommen Sie die Hintertreppe hinauf? Sie, unser Wohltäter! Ich bin ja die Mutter!“ sagte sie, Nechljudow die Hand küßend.

Sie öffnete die Thür und führte Nechljudow in ein

Stübchen. Hier saß auf dem Divan vor dem Tisch eine mittelgroße, üppige Blondine in einer gestreiften, baumwollenen Bluse. Lockenhaar umrahmte das runde, blasse, der Mutter ähnliche Gesicht. Ihr gegenüber saß auf einem Sessel, fast zusammengekauert, ein junger Mann mit schwarzem Schnurr- und Kinnbart, der ein russisches gesticktes Hemd trug. Sie waren beide in so eifrigem Gespräch begriffen, daß sie erst aufblickten, als Fürst Nechljudow schon mitten im Zimmer stand. Die Mutter sagte ihr, wer der Herr sei; und das bleiche, nervöse Mädchen fuhr auf, strich schnell eine widerspenstige Locke hinter das Ohr und blickte mit den großen, grauen Augen erschreckt auf den Ankömmling. „Also Sie sind die schlimme, gefährliche Person, für die sich Wera Jefremowna bei mir verwandt hat?“ fragte Nechljudow lächelnd, indem er ihr die Hand entgegenstreckte. — „Ja wohl, die bin ich,“ versetzte Lydia, deren Gesicht auf einmal durch ein liebliches Lächeln verschönt wurde, das eine Reihe blendendweißer Zähne zeigte. — „Ach, die Tante wollte Sie doch so gern sehen!“ sagte sie mit ihrer zarten, klangvollen Stimme. — „Wera war recht betrübt darüber, daß Sie verhaftet worden,“ sagte Fürst Nechljudow. — „Setzen Sie sich, bitte, oder besser dorthin,“ sagte Lydia, auf einen zerbrochenen Polsterstuhl weisend, auf dem der junge Mann gesessen hatte. „Mein Vetter,“ sagte sie erklärend, als sie den Blick bemerkte, den der Fürst auf ihn richtete, „Sacharow mit Namen.“

Der junge Mann lächelte freundlich wie Lydia und verneigte sich vor dem Fürsten. Als sich derselbe auf den Polsterstuhl gesetzt hatte, rückte er sich einen anderen heran und setzte sich neben ihn. „Wera Jefremowna ist mit meiner Tante befreundet; ich kenne sie kaum,“ jagte Lydia.

In diesem Augenblick trat aus dem Nebenzimmer eine Frau mit klugem, sympathischem Gesicht, in weißer, durch einen Ledergürtel um die Taille gehaltener Bluse und nahm neben Lydia Platz. „Guten Tag, Durchlaucht, und vielen Dank, daß Sie gekommen sind,“ hub sie an; „wie geht's denn Werotshka? Haben Sie sie gesehen? mit ihr gesprochen? Ach, wie erträgt sie ihre Lage?“ — „Sie klagt nicht,“ antwortete Nechjudow. — „Ach, daran erkenne ich sie,“ meinte die Tante kopfschüttelnd; „sie denkt eben immer mehr an andere als an sich.“ — „Nun ja, für sich selbst hat sie auch kein einziges Wort eingelegt, sondern allein für ihre Nichte. Der Gedanke, daß diese unschuldig verhaftet worden, schien ihr schrecklich zu sein.“ — „Im Grunde genommen,“ sagte die Tante, „hat sie ja nur für mich gelitten.“ — „O, keineswegs, Tante,“ versetzte Lydia, „ich hätte die bewußten Papiere an mich genommen, auch wenn Sie nicht dabei in Betracht gekommen wären.“ — „Bitte, Kind, das weiß ich besser,“ rief die Tante; „die Sache hat sich wie folgt verhalten: es kam jemand zu mir und bat mich, gewisse Papiere eine Zeitlang in Verwahrung zu nehmen, und da ich keine eigene Wohnung habe, brachte ich sie zu meiner Nichte. In derselben Nacht wurde aber eine Hausfuchung vorgenommen, die Papiere wurden aufgefunden, und Lydia in Haft genommen. Sie sollte bekennen, wem die Papiere gehören.“ — „Ich habe es aber nicht bekannt,“ rief Lydia, nervös an ihrem Haare zupfend. — „Daß Du etwas verraten hättest, hab' ich ja auch gar nicht gesagt,“ erwiderte die Tante. — „Meine Schuld ist's nicht, daß sie Mitin arretiert haben,“ sagte Lydia, sich unruhig umsehend. — „Rede doch nicht mehr darüber, Kind,“ sagte die Mutter. — „Warum denn nicht?“ rief Lydia, hochrot im Gesicht,

aus dem alle Ruhe und Milde gewichen war. „Ich will erzählen, wie alles zugegangen ist.“ — „Hast Du schon vergessen, was gestern passierte, als Du davon anfingst?“ — „Nein, ganz gewiß nicht, Mama; aber laß gut sein! ich habe nichts verraten, vielmehr alles verschwiegen. Während der Untersuchung bin ich zweimal nach Dir und Mitin gefragt worden und habe nichts ausgesagt, sondern rundweg erklärt, daß ich auf keine Frage mehr antworten würde. Darauf fing Petrow an, in mich hineinzureden: was ich bekennen werde, solle niemand zum Schaden sein, sondern nur zum Nutzen; durch ein offenes Geständnis würde ich aber manchen, der unschuldig hinter Schloß und Riegel säße, befreien. Ich habe aber wiederholt, daß ich auf nichts mehr antworten wolle. Darauf sagte er wieder: „Nun gut, dann schweigen Sie! aber Sie dürfen keinen Widerspruch erheben gegen das Protokoll, das ich aufnehmen werde.“ Nun schrieb er eine Menge Namen auf, darunter auch Mitin —“

„Aber so sei doch nur still davon,“ sagte die Tante. — „Daß mich doch reden, Tante,“ und immer aufgeregter, scheuer sich umsehend, fuhr sie fort: „Am anderen Tage erfuhr ich nun zu meinem maßlosen Schreck . . . durch Buchstabenklopfen an die Wand . . . Mitin sei festgenommen worden! Da erkannte ich, daß man mich als Verräterin ansehen werde, und das ist mir so schrecklich gewesen, daß ich fast den Verstand eingebüßt hätte.“

„Es hat sich ja herausgestellt, daß Dich keine Schuld an seiner Verhaftung trifft,“ sagte die Tante. — „Das wußte ich doch nicht! Ach, ich bin in der Zelle beständig auf- und abgerannt, denn ich konnte meine Gedanken nicht los werden. Ich mußte mir immer und immer wieder sagen: Du hast ihn verraten.“ — „Beruhige Dich doch,

Kind," wiederholte die Mutter, die Hand auf ihre Schulter legend; Lydia aber konnte nicht mehr an sich halten, sprang auf und stürzte aus der Stube. Die Mutter folgte ihr, kam aber bald wieder und sagte, Lydia sei zu aufgeregt, um sich noch einmal zu zeigen.

„O, wenn wir Sie nicht gefunden hätten, Durchlaucht," rief die Lante, „wäre sie rettungslos untergegangen. Darum nochmals herzlichen Dank! Und nun noch eins: darf ich Sie mit diesem Schreiben an Wera Sefremowna belästigen?" Sie nahm einen Brief aus der Tasche. „Ich habe es nicht geschlossen — Sie dürfen es also lesen und, wenn Ihnen der Inhalt bedenklich erscheint, auch vernichten.“

Fürst Nechljudow nahm den Brief, versprach, ihn zu bestellen, stand auf und verließ das Haus.

16.

Hätte Fürst Nechljudow nicht Mariette versprochen, sie zu besuchen, so wäre er am liebsten noch am nämlichen Tage von Petersburg abgereist. Freilich sagte er sich, daß es sich im Grunde mit seinen Absichten nicht recht vertrüge, diesen Besuch zu machen, aber er tröstete sich mit der nicht eben stichhaltigen Ausrede, daß er sich durch eine Zusage doch eben gebunden habe. Er zog also seinen Frack an und begab sich ins Theater. Natürlich wurde wieder „Die Kameliendame" gegeben, und eine Schau-

spielerin „aus der Fremde“ suchte den Tod einer Schwindfuchtskandidatin auf eine bisher noch nicht erlebte Weise zur Darstellung zu bringen.

Das Theater war bis auf den letzten Platz gefüllt. Fürst Nechljudow wurde in die Loge geführt. Mit gespannter Aufmerksamkeit wurde die hagere, in Seiden und Spitzen gehüllte Schauspielerin betrachtet, die eben in ganz naturwidrigen Tönen einen ihrer Monologe sprach. Jemand zischte um Ruhe. Ein kalter Luftstrom traf sein Gesicht. Mariette saß mit einer ihm nicht bekannten Dame in rotem Umwurf und mit mächtigem Loupet auf dem kleinen Kopfe in ihrer Loge; ferner mit zwei Herren: ihrem Manne, einem stattlichen General von hoher Figur, mit strengem, undurchdringlichem Gesichtsausdruck und echt militärischer, wenn auch stark wattierter, breiter Brust; der andere war ein blonder Herr in Zivil mit elegantem Backenbart. Mariette, graziös, schlank und stark dekolliert, mit vollen, anmutig abfallenden Schultern, die am Halsansatz ein dunkles Muttermal aufwiesen, guckte sich sogleich um, als der Fürst eintrat, zeigte mit dem Fächer auf einen hinter ihr stehenden Stuhl und grüßte ihn mit dankbarem, wie es ihm schien, sogar verheißendem Lächeln.

Als der Monolog zu Ende und der Beifallssturm verrauscht war, erhob sich Mariette, raffte die rauschenden, seidenen Röcke hoch, begab sich in den hinteren Logenteil und stellte nun die Herren einander vor. Der General nahm einen Anlauf zu lächeln, äußerte, er fühle sich höchlich geehrt, nahm aber gleich wieder eine strenge, undurchdringliche Miene an.

„Eigentlich müßte ich schon unterwegs sein,“ sagte

Fürst Nechljudow zu Mariette, „da ich Ihnen aber versprochen hatte —“

„Aber, bitte, wenn es Sie geniert, mich anzusehen, so können Sie ja unsere bewunderungswürdige Aktrice ansehen,“ beendigte Mariette den von ihm angefangenen Satz. „Nicht wahr,“ fuhr sie, zu ihrem Manne gewendet, fort, „die letzte Szene war hinreißend?“ Der General nickte zustimmend. — „Ach, lassen Sie mich doch mit solchem künstlerischen Glend in Ruhe,“ sagte Nechljudow; „ich habe heute soviel wirkliches Glend gesehen, daß ich —“ — „Aber setzen Sie sich doch, lieber Fürst, und erzählen Sie recht ausführlich!“

Der General hörte auch zu, aber um seine Lippen spielte ein immer ironischer werdendes Lächeln. — „Nun, ich habe dem Mädchen einen kurzen Besuch gemacht, das heute aus der Haft entlassen worden ist, nachdem es so lange unschuldig eingesperrt gewesen ist. Sie ist natürlich ruiniert.“ — „Das Mädchen, weißt Du, daß ich Deinem Wohlwollen empfahl,“ sagte Mariette zu ihrem Manne. — „Ich weiß, ich weiß — sehr nett, daß ihrer Freilassung kein Hindernis im Wege stand,“ versetzte der General mit Ruhe, nickte beifällig, verzog wieder ironisch den Mund und sagte dann: „Du hast wohl nichts dagegen, wenn ich mich ins Rauchzimmer begeben?“

Fürst Nechljudow wartete unterdessen, was ihm Mariette zu sagen hätte. Er sah aber bald, daß sie ihm gar nichts zu sagen hätte, sondern sich ihm bloß in eleganter Abendtoilette mit ihren vollen Schultern und dem pikanten Muttermal zeigen wollte. Ihn erfreute es weniger, als es ihn verdroß, und wiederholt nahm er Anlauf zum Weggehen und griff nach seinem Hute, blieb aber dessen-

ungeachtet. Als aber der General, mit Habannaduft an sich, wieder eintrat und mit herablassender Miene, als wenn er einen Fremden vor sich hätte, auf den Fürsten heruntersah, erhob sich dieser und verließ das Theater.

17.

In Moskau angekommen, begab sich Fürst Nechljudow sofort ins Gefängnislazarett, um der Maßlow zu sagen, daß sie sich zur Abreise nach Sibirien rüsten müsse, da der Senat das Schwurgerichtsurteil nicht aufgehoben habe.

Auf das Gnadengesuch beim Zaren setzte er schwache Hoffnung und rechnete übrigens seltsamerweise jetzt auch gar nicht mehr auf günstigen Erfolg nach dieser Seite hin. Er hatte sich mit dem Gedanken an die Reise nach Sibirien und an das Leben unter den Verbannten und den Zwangsarbeitern schon so vertraut gemacht, daß es ihm schwer fiel, sich auszudenken, wie er sich das Leben mit der Maßlow einrichten werde, falls sie noch begnadigt werden sollte.

Der Lazarettbedienter erkannte Nechljudow sofort und teilte ihm mit, daß die Maßlow nicht mehr da sei. — „S was!“ rief er, „aber wo ist sie denn?“ — „Wieder in der Zelle!“ — „Und warum?“ — „Ach, Durchlaucht,“ sagte der Diener mit verächtlichem Lächeln; „die Käse läßt doch das Mausen nicht! sie hat mit dem Lazarettgehilfen anzubändeln versucht, und da hat sie der Oberarzt hinausgefenstert.“

Die Nachricht betäubte ihn förmlich; daß sein Gemüt mit dem ihrigen in solcher Harmonie stände, hatte er doch nicht gedacht! Es war ihm zu Mute wie jemand, den die Kunde von einem plötzlichen Unglück ereilt hat, und er kam sich recht lächerlich vor mit seiner großen Freude über den Gesinnungswandel, den er bei ihr zu bemerken gemeint hatte. Es kam ihm jetzt so vor, als hätte er schon bei ihrer letzten Zusammenkunft Anzeichen von Unverbesserlichkeit wahrgenommen, die sich jetzt zu offenbaren begannen. Diese Gedanken schossen ihm pfeilschnell durch den Kopf, während er mechanisch den Hut aufsetzte und das Lazarett verließ. „Aber was nun?“ fragte er sich. „Bin ich durch mein Versprechen noch gebunden oder nicht? oder befreit mich ihr jetziges Verhalten von allem?“ Kaum war aber diese Frage in seinem Geiste erwacht, als ihm auch sofort bewußt wurde, daß auch dieses Vorkommnis ihn in seinem Entschluß nicht wankend machen dürfe. „Mag sie doch treiben, wozu ihre Gemütsbeschaffenheit sie drängt! das ist lediglich ihre Sache — ich für mein Teil muß meinem Gewissen Rechnung tragen, und dieses fordert als Sühne für meine Sünden Opferung meiner Freiheit. Deshalb bleibt mein Entschluß, sie zu heiraten, wenn auch bloß zu scheinbarer Ehe, und ihr überallhin zu folgen, wohin man sie transportiert, unabänderlich.“ Festen Schrittes ging er zum Lazarettportal hinaus und nach dem Gefängnisse. Dort angelangt, bat er den Posten, den Aufseher zu rufen. Der Soldat kannte Nechljudow, und sagte ihm, daß ein neuer, sehr strenger Inspektor da sei. „Dort kommt er gerade. Ich will ihm sagen, was Sie von ihm wünschen.“

Der Inspektor trat alsbald zu Nechljudow. Es war ein großer, magerer Mann mit vorstehenden Backen-

knochen, langsam in seinen Bewegungen und von finsternem Gesichtsausdruck. „Gefangenenbesuche sind nur an bestimmten Tagen erlaubt und im Besuchsraum.“ — „Ich habe Erlaubnißschein vom Gouverneur,“ sagte der Fürst. — „Bitte, zeigen Sie!“ und mit den langen, dürrn Fingern, von denen alle bis auf den Daumen mit Ringen besetzt waren, griff er nach dem Papier und ließ es langsam durch. Dann sagte er: „Bitte, ins Bureau!“

Dort war niemand. Der Inspektor setzte sich und blätterte in Aktenstücken. Offenbar hatte er die Absicht, dableiben zu wollen. Nechljudow fragte, ob er die Bodduchowskaja sehen könne. Der Inspektor versetzte schroff: „Nein, Unterredungen mit politischen Verbrechern sind verboten.“ Fürst Nechljudow, der den Brief an die Bodduchowskaja in der Tasche trug, war zu Mute, als ob man ihn im Verdacht habe, Geheimbündelei zu unterstützen. Aber seine Gedanken wurden von der Maşlow in Anspruch genommen, die jetzt eintrat. Der Inspektor ließ sich in seiner Beschäftigung nicht stören. Die Maşlow trug wieder wie ehedem die weiße Bluse, den Flaussunterrock und das Kopftuch. Sie wollte auf Nechljudow zutreten; als sie aber seinen kalten, bösen Gesichtsausdruck bemerkte, wurde sie dunkelrot, schlug die Augen nieder und zupfte nervös an ihrer Bluse herum. In diesem Augenblick kam sie ihm so widerwärtig vor, daß er es auch nicht über sich gewinnen konnte, ihr die Hand zu reichen. „Ich komme mit schlechten Nachrichten,“ sagte er, ohne sie anzusehen. „Die Berufung ist vom Senat zurückgewiesen worden.“ — „Das wußte ich ja,“ antwortete sie stoßend mit einer ihm bisher an ihr fremden Stimme.

Früher hätte er sie gewiß gefragt, warum sie es habe voraus wissen können; jetzt sah er sie nur an; ihre Augen

schwammen in Tränen; aber er ließ sich dadurch nicht weich stimmen; es brachte ihn im Gegentheil nur schlimmer gegen sie auf. Aber noch immer hielt er sich für verpflichtet, ihr Trost zuzusprechen. „Es bleibt Ihnen ja noch Hoffnung auf das Gnadengesuch!“ sagte er. — „Ach, was soll ich denn damit?“ antwortete sie und sah ihn mit tränenvollen Augen an; „Sie sind doch sicher im Lazarett gewesen, und dort ist Ihnen gesagt worden . . .“ — „O, das sind Dinge, die Sie allein mit sich selbst abzumachen haben,“ erwiderte er finster und kalt . . . denn es verletzte ihn, daß eine Dirne, die er zu seiner Frau zu machen sich anheischig gemacht, vergessen konnte, daß ihm die vornehmste Dame gern an den Altar gefolgt wäre, und sich einem Lazarettgehilfen an den Hals geworfen hatte; dann zog er ein großes Couvert aus der Tasche, nahm das Gnadengesuch heraus und sagte: „Das müssen Sie unterschreiben.“ — Sie wischte sich das Gesicht mit dem Zipfel des Kopftuches ab, setzte sich an den Tisch und fragte, wo und was sie schreiben solle. Er wies ihr die Stelle, trat hinter sie und hielt den Blick auf ihren Nacken gerichtet, der unter der Anstrengung, das Schluchzen zu unterdrücken, erbehte. Gefränkter Stolz und Mitleid kämpften in seinem Herzen, und die letzte Empfindung trug zuletzt den Sieg davon; er gedachte der eigenen Schuld, und da erschien ihm die des Weibes in milderem Lichte. Sobald sie unterschrieben hatte, stand sie auf und sah ihn an. „Mag es ausgehen, wie es wolle, meinen Entschluß kann nichts umstoßen,“ sagte Nechjudow; und das Bewußtsein, ihr verziehen zu haben, verstärkte die Empfindung von Mitleid in ihm. „Gleichviel, wohin man Sie bringen wird,“ sagte er, „so dürfen Sie rechnen, daß ich Sie begleite.“ — Sie sagte zwar, er solle sich nicht

bemühen, denn es könne nichts dabei herauskommen; aber es glitt doch ein heller Schein über ihr Gesicht. — „Denken Sie nach, was Ihnen zu der weiten Reise nützlich sein kann.“ — „Ich werde nichts brauchen,“ sagte sie.

Da trat der Inspektor auf sie zu; aber Nechljudow verabschiedete sich von der Maßlow, ehe jener ein Wort an ihn richten konnte, und verließ das Zimmer; diesmal mit einem Gefühl stiller Freude und inneren Friedens, das er früher nicht an sich gekannt hatte.

18.

Der 5. Juli war für den Abmarsch der Straßkolonne, welcher die Maßlow zugeteilt worden, als Termin bestimmt worden. Zum gleichen Tage machte auch Fürst Nechljudow sich für die Reise bereit. Am 5. Juli kam seine Schwester mit ihrem Mann in die Stadt, um den Bruder noch einmal zu sehen. Natalie Iwanowna Nagoschinski war um zehn Jahre älter als er. Sie hatte ihn schon als Knaben außerordentlich lieb gehabt; das Verhältnis war auch nach ihrer Verheiratung geblieben wie früher. Dann aber war es, zufolge des Einflusses, den ihr Mann auf Natalie übte, zu einem gespannteren Verhältnis gekommen. Ihrem Manne war nämlich, was dem Geschwisterpaar als teuer und wert erschien, absolut gleichgültig. Nächstenliebe und Mitleid kannte er nicht, sondern hielt beides für Narrheit; er war ein Emporkömmling, aber ein Streber, der Glück bei den Frauen hatte, und diese Eigenschaft auszunutzen wußte. Fürst Nechljudow hatte es immer als etwas wie Schmach

empfundnen, daß seine Schwester diesen eingebildeten und darum auch ungebildeten Menschen zum Manne genommen hatte. Ja, er konnte einen Widerwillen gegen die Kinder der beiden kaum überwinden. Niemal, wenn er sie in anderen Umständen wußte, war ihm tiefes Mitleid überkommen. Nagoschinskis waren deshalb auch ohne ihre beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, gekommen, und waren im besten Hotel abgestiegen. Natalie Iwanowna war auf der Stelle in die alte Wohnung ihrer verstorbenen Mutter gefahren, hatte dort von der alten Dienerin Agrafena Petrowna erfahren, daß ihr Bruder sich anderstwo einmöbliert hätte, und war dorthin geeilt. Ein unsauberer Diener empfing sie dort in einem dunklen, dumpfigen Korridor, und sagte ihr, der Fürst sei abwesend. Natalie sprach den Wunsch aus, das von ihrem Bruder bewohnte Zimmer zu betreten, um ein paar Worte für ihn aufzuschreiben. Der Diener führte sie in zwei kleine Stuben. Sie sah sofort überall die Akkuratess und Sauberkeit, die ihr Bruder liebte; ebenso schnell aber fiel ihr auch die ungewohnte Einfachheit der beiden Räume auf. Auf dem Schreibtisch sah sie den ihr wohlbekannten Papierbeschwerer mit dem bronzenen Hündchen. Mappen, Papiere und Schreibutensilien befanden sich in der peinlichsten Ordnung; allerhand Gesetzbücher und philosophische Werke lagen auf dem Schreibtische. Sie schrieb ein paar Worte und bat ihn, sie auf jeden Fall noch heute zu besuchen. Dann verließ sie kopfschüttelnd die Wohnung, um in ihr Hotel zurückzukehren. Zweierlei war es, was sie von ihrem Bruder gewissermaßen erschreckte: erstlich seine Absicht, sich mit Katjuscha zu verheiraten; sie nahm sich fest vor, alles aufzubieten, was ihn an der Ausführung dieser Absicht irgend zu verhindern

vermöchte. Das zweite war die närrische Idee, seinen Grundbesitz an seine Bauern zu verschenken. Hierüber war besonders ihr Mann aufs äußerste aufgebracht und verlangte von ihr, dies ihrem Bruder geradezu zu verbieten, denn das sei strikter Leichtsinn, wenn sich nicht gar dahinter Prahlhucht auf Kosten der erbberechtigten Leibesverwandten erstreckte. Man müsse ja beinahe meinen, sagte er, dieser Dmitri Nechljudow sei ein geradezu unzurechnungsfähiger Mensch, und er erwog auch schon lange bei sich, ob seine Frau nicht beantragen solle, ihren Bruder unter Kuratel zu stellen.

19.

Nechljudow begab sich sofort zu seiner Schwester Natjcha, als er zu Hause ihr Willet gefunden hatte. Es dunkelte bereits, und Natjchas Mann war im Nebenzimmer eingekickt. Natalie konnte also ihren Bruder allein bewillkommen. Sie trug ein knappanliegendes, schwarzes Seidenkleid, am Busen eine rote Schleife. Das schwarze Haar war der Mode gemäß in die Höhe gekämmt; man merkte ihr das Bestreben an, noch jung zu erscheinen. Als sie den Bruder erblickte, eilte sie ihm entgegen. Die Geschwister küßten einander und blickten sich einander lächelnd in die Augen. Seit die Mutter das Zeitliche gesegnet hatte, hatten sie sich nicht wiedergesehen. „Du bist voller und jünger geworden,“ sagte er. — Lächelnd vor Freude antwortete sie: „Du dagegen magerer.“

— „Und wie geht es Deinem Manne?“ — „Er hat sich ein bißchen gelegt — wir haben eine unruhige Nacht gehabt.“ — Ueber dieses Thema wäre vieles zu reden gewesen, aber sie schwiegen. „Ich bin in Deiner Wohnung gewesen,“ sagte sie nach einer Weile. — „Ich weiß es,“ sagte er. „Ich habe die frühere Wohnung verlassen, sie war mir zu groß; es war mir so einsam dort; zudem brauche ich von alledem nichts mehr. Nimm Mobiliar und was sonst noch da ist, in Deinen Besitz.“ — „Das hat mir schon Grafena Petrowna gesagt. Sie ist Dir aus tiefstem Herzen dankbar; aber . . .“

Da trat der Diener mit dem silbernen Teeservice ins Zimmer und fing an zu decken. Natalie Iwanowna schwieg auch. Endlich unterbrach Natjcha die Stille, blickte ihrem Bruder ins Gesicht und sagte: „Dmitri, ich weiß nun alles.“ — „Ich bin recht froh darüber,“ sagte er. — „Hoffst Du denn wirklich, diese Person nach solch entsetzlichem Lebenswandel zu bessern?“ fragte Natalie. — „Aber ich will ja gar nicht sie, sondern mich bessern,“ erwiderte er, noch von der gehobenen Meinung beherrscht, in der er die Maßlow im Gefängnis verlassen hatte. Natalie seufzte tief auf. „Das ist aber auf anderem Wege nicht eher möglich, als wenn Du solches Frauenzimmer heiratest.“ — „Ich aber meine, daß dies gerade der beste Weg ist; außerdem finde ich auf diese Weise den Weg zu Menschen, denen ich wirklich dienen kann.“ — „Ich glaube nicht,“ sagte Natalie, „daß das zu Deinem Glück gereichen könnte.“ — „Um mein Glück handelt es sich hier nicht.“ — „Ich verstehe, wenn sie aber wirklich Herz hat, so kann sie solchen Schritt von Dir gar nicht wünschen.“ — „Sie wünscht ihn auch nicht,“ sagte er. — „Auch das verstehe ich. Das Leben aber . . .“ — „Was fordert

das Leben?“ — „Ganz anderes,“ antwortete sie. — „Es erfordert doch eben nur,“ sagte Nechljudow, „daß wir unsere Pflicht tun.“ — „Ich verstehe Dich nicht,“ erwiderte sie seufzend. — „Liebe Schwester — wie hast Du Dich bloß so verändern können?“ sagte er zu sich selbst. Er führte sie sich ins Gedächtnis zurück, wie sie als Mädchen war, und ein zärtliches Gefühl, durch zahllose Erinnerungen aus der Vergangenheit bedingt, zog in sein Herz ein. Da trat Ignati Mikiforowitsch, der Mann der Schwester, ins Zimmer, wie gewöhnlich den Kopf hoch tragend, schritt er lächelnd auf Nechljudow zu und sagte: „Willkommen, willkommen!“ aber mit einer Betonung, die nichts weniger als natürlich war. Sie reichten sich einander die Hand. Ignati Mikiforowitsch setzte sich schnell auf einen Stuhl. „Störe ich Sie?“ — „Ich pflege vor niemand geheim zu halten, was ich spreche und tue,“ sagte er ruhig, aber mit seiner zufriedenen Stimmung war es vorbei, sobald er einen Blick auf diesen härtigen Esau von Schwager geworfen hatte. — „Wir unterhielten uns eben von seinen Plänen,“ sagte Natalie Zwannowna. „Darf ich Dir Tee eingießen?“ Sie griff nach der Teefanne. — „Von welchem Plan, wenn ich fragen darf?“ — „Nach Sibirien zu reisen mit jenem Gefangenentransport, der ein weibliches Wesen mitnimmt, dem ich tief verschuldet bin,“ sagte Nechljudow. — „Richtig! Sie wollen, hörte ich, noch einen Schritt weiter tun.“ — „Gewiß; ich will sie heiraten, wenn sie damit einverstanden ist.“ — „Meinetwegen heiraten Sie das Frauenzimmer, oder heiraten Sie es nicht — mir scheint es als Wurd an sich selber — aber sagen Sie doch: Sie haben ja auch Pläne mit Ihrem Grund und Boden — nicht?“ — „Ja; ich erachte es für ein Unrecht am Wolfe und

Staate, daß wir Grundbesitzer das Land, das doch allen Individuen zu gute kommen soll, wie mit Klammern festhalten, damit es uns wenigen gut gehe.“

„Das Land muß doch aber irgend jemandes Eigentum sein!“ erwiderte Ignati Nikiforowitsch; „und wenn Sie es aufteilen wollten, so käme es doch in Kürze wieder in die Hände der fleißigen, befähigteren Leute.“ — „Land aufteilen zu wollen, so daß jedermann gleichviel davon besäße, wird doch keinem Menschen einfallen. Land darf nur kein Sondereigentum sein, das gekauft, verkauft, oder verpfändet werden kann.“ — „Das Eigentumsrecht ist ein Unrecht des Menschen; ohne Eigentumsrecht gäbe es kein Interesse, Land zu bearbeiten. Geben wir das Eigentumsrecht auf, so kehren wir zurück zum Zustand der Wilden,“ sagte Ignati Nikiforowitsch mit einer Bestimmtheit, die jeden Widerspruch ausschloß.

„Im Gegenteil; nur wenn die Grundsätze, die ich eben ausgesprochen habe, zur Durchführung gelangen, wird es keinen Großgrundbesitz mehr geben.“ — „Hören Sie, Dmitri Iwanowitsch, was Sie da sagen, ist ja der komplette Unsinn. Wie denken Sie sich in unserer Zeit die Aufhebung des Landbesitzes? Ich weiß ja, das ist ein altes Stackschiff von Ihnen . . .“ — Er war blaß geworden, am Bittern seiner Stimme ließ sich erkennen, wie hart ihn diese Auseinandersetzungen berührten. „Ich möchte Ihnen raten, die Frage noch gründlich zu überlegen, ehe Sie sich an ihre Lösung wagen.“ — „Sie sprechen von Angelegenheiten, die mich persönlich angehen.“ — „Aberdings, und ich meine, wir sind alle in einer bestimmten Lage, die uns zu bestimmten Verpflichtungen nötigt. Den Anforderungen seiner Lebensstellung muß jeder gerecht zu werden suchen, und wie er seine Besitz-

tümer von seinen Vorfahren überkommen hat, soll er sie auf seine Nachkommen vererben.“ — „Ich betrachte es für meine Pflicht . . .“ — „Bitte,“ sprach Ignati Nikiforowitsch weiter, ohne sich an die Unterbrechung zu kehren, „ich rede weder zu meinen Gunsten, noch zu Gunsten meiner Kinder; mein Einkommen sichert uns vor Armut, und ich nehme die Gewißheit mit mir ins Grab, daß meine Kinder es ebenso haben werden. Mein Widerspruch gegen Ihr, gelinde gesprochen, unbedachtes Vorhaben gründet sich also nicht auf persönliche Interessen. Ich würde Ihnen raten, alles erst reiflich zu überlegen, sich durch Studium fortzubilden . . .“ — „Ueberlassen Sie es, bitte, mir allein, meine Angelegenheiten zu ordnen, und auch mir selbst das Urtheil darüber, ob ich noch Belehrung brauche oder nicht,“ versetzte Nechljudow, das Gespräch abbrechend. Er war leichenblaß geworden, seine Hände erstarrten allmählich, und er fühlte, daß er die Herrschaft über sich verlor.

20.

Nachmittags um drei Uhr sollte der Gefangenentransport, dem die Maßlow zugeteilt war, mit der Bahn abfahren. Fürst Nechljudow packte, um noch vor zwölf Uhr ins Gefängnis zu fahren, damit er zusammen mit ihr zur Bahn gehen könne, von früh an seine Sachen. Dabei stieß er auf sein Tagebuch. Er blätterte darin, bis er zum letzten Abschnitt gelangte, den er vor seiner Peters-

bürger Reise eingetragen hatte: „Katjuscha will mein Opfer nicht annehmen, sie will selbst eins bringen,“ stand dort; „sie hat gesiegt, und ich auch. Ich freue mich ihrer inneren Umwandlung — ich wage kaum daran zu glauben. Aber es scheint mir, sie erwacht zu einem neuen Leben.“ Dahinter stand: „Ich habe etwas recht Schweres und etwas recht Erfreuliches durchlebt. Ich hatte gehört, sie habe sich im Lazarett keiner guten Lebensführung befleißigt; darüber wurde mir recht weh zu Mute, so weh, wie ich es kaum für möglich gehalten hätte. Mit Widerwillen, ja mit Haß bin ich ihr gegenüber getreten, und dann kam mir plötzlich in den Sinn, wie oft ich früher und auch jetzt, wenn auch bloß in Gedanken, mich in ganz derselben Weise versündigt habe. Da empfand ich den ärgsten Widerwillen vor mir selbst und das lebhafteste Mitleid mit ihr — und da wurde mir plötzlich so wohl zu Mute, wie nie zuvor. Wir wären bessere, viel bessere Menschen, wenn wir zu rechter Zeit den Balken im eigenen Auge erkennen wollten.“ Und am letzten Tage hatte er eingetragen: „Ich war bei Katjuscha, und weil ich mit mir selbst zufrieden war, war ich gegen sie böse. Das verursachte mir schweres Herzeleid. Was soll ich dagegen jetzt tun? Morgen nimmt ein neues Leben seinen Anfang. Leb' wohl, Vergangenheit!“

Es war Hochsommer und drückend heiß. Zwar nahm sich von Zeit zu Zeit ein leichter Wind auf, aber er wirbelte in der glühenden Atmosphäre nur Staub auf. Kein Mensch war in den Straßen; die Straßenarbeiter, die von der Sonne ganz schwarz gebrannt waren, schlugen wie lahm auf die Steine, die sie in glühenden Sand betteten. Schutzleute in Leinwandfitteln mit den an orangefarbenen Schnüren von den Schultern niederhängenden

Revolbern schauten finster drein. Die Pferdebahntwagen mit weißen Vorhängen auf der Sonnenseite, die Gäule mit weißen Kappen über den Köpfen, fuhren in langsamerem Tempo als sonst.

Beim Gefängnis angekommen, sah der Fürst, daß alles in der regsten Tätigkeit war. Zur Verschickung sollten 632 Männer und 64 Weiber kommen, die nach den Listen gezählt wurden; die Kranken und Schwachen wurden abgeondert und an einen besonderen Transport verwiesen. Der neue Inspektor saß mit seinen beiden Gehilfen, dem Arzt, dem Feldscher und dem Transportführer auf dem Hof an einem mit Schriftstücken und Schreibgerät bedeckten Tische. Die Gefangenen wurden einzeln an den Tisch gerufen, untersucht, vernommen und in die Transportliste verbucht.

Die Sonne stand schon so hoch, daß ihre Strahlen den Tisch, an dem die Gefängnisbeamten saßen, zur Hälfte trafen; die Hitze wurde empfindlich, es herrschte Windstille und die zum Anäuel zusammengedrückten Sträflinge dünsteten widerwärtig aus. — „Kommen wir denn heute gar nicht zu Ende?“ rief der dicke, starke, schon von Schweiß triefende Transportführer, zog die Schultern in die Höhe und qualmte eine Zigarette nach der andern. „Es ist ja nicht mehr zum Aushalten. Auf wieviel Schub müssen wir denn noch warten?“

Der Schreiber erkundigte sich und sagte: „Auf 23 Männer und die Weiber.“ — „Was steht Ihr denn so wie die Schweine am Troge?“ rief der Transportführer wieder. „Marsch, die Beine geschwenkt! und flotter an den Tisch heran!“ schrie er die Menschen an, die sich zur Eintragung langsam an den Tisch heran-

drängten . . . Weit über drei Stunden hatten die Sträflinge schon in dem glühenden Sonnenbrande gestanden und gewartet, bis sie an die Reihe kämen, innerhalb der Gefängnismauern, während draußen am Tor wie gewöhnlich die Wache mit geschultertem Gewehr stand. Auf etwa zwanzig große Leiterwagen sollten die Habseligkeiten der Sträflinge und die Maroden geladen werden; an der Straßenecke stand eine Schar Verwandte und Freunde, um den Aermsten der Armen im Vorbeigehen noch einen Blick zu schenken oder ein Abschiedswort mit auf den Weg zu geben. Hier stellte sich auch Fürst Nechljudow auf. Eine Stunde wohl war er hier, als hinter dem Tor Kettengeklirr, Schritte, Befehle hörbar wurden. Dann das wirre, dumpfe Lärmen eines Menschenhaufens. Noch fünf Minuten . . . das Transportkommando marschierte auf — dann öffnete sich das Gefängnistor. Dann ein Kommandoruf . . . und die Sträflinge kamen paarweis zum Tore heraus . . . die von ihnen Ketten trugen, mühselig schlurrend oder humpelnd, alle mit glattrasierten Köpfen, auf denen sie flache Mützen trugen, während sie auf den Schultern den Proviant sack schleppten. Eröffnet wurde der Zug durch die in die Bergwerke verurteilten Männer; sie trugen graue Beinkleider und lange graue Kittel, auf dem Rücken das für die schweren Verbrecher vorgesehene Abzeichen aufgenäht; auf sie folgten die Männer, die keine Ketten an den Füßen, wohl aber an den Händen und ebenfalls graue Linnentracht trugen. Das waren die Landesverbannten, die nach den nördlichen Gebieten Sibiriens geschafft wurden, um dort auf Pelzvieh zu jagen. Darauf kamen die zur Ansiedelung in den milderen Strichen verbannten Sträflinge. Den Schluß machten die Weiber, gleich den männlichen Sträf-

lingen zuerst die in den Bergwerken verurteilten in grauer Sträflingstracht mit Kopftüchern; dann die Landesverbannten; dann die ihren Angehörigen freiwillig folgenden Frauen in ihrer eigenen städtischen oder ländlichen Kleidung; einige von ihnen mit Säuglingen auf den Armen. Bei den Weibern befanden sich auch Kinder, sowohl Knaben als Mädchen, die sich, wie Füllen in Pferdeherden, an ihre Mütter drängten. Während die Männer stumm in Reih und Glied standen, hörte das Schwazen unter den Weibern nicht auf. Nechljudow glaubte, die Maszlow erkannt zu haben, als der Zug herauskam, er hatte sie aber gleich wieder unter der großen Menge verloren, und er sah bloß noch einen Anäuel von grauen menschlichen Geschöpfen, die kaum noch an Menschen, geschweige weibliche Wesen erinnerten.

Der Transportführer ließ die Sträflinge verlesen und abzählen. Da viele nicht wußten, wie sie sich dabei zu verhalten hatten, manche auch trotzig und widerspenstig waren, verging abermals viel Zeit. Als sie endlich damit fertig waren, erteilte der Offizier neuen Befehl, und im Nu entstand ein Schieben und Drängen unter den Gefangenen; Männer, Frauen, Kinder drängten zu den Leiterwagen, kramten dort ihre paar Habseligkeiten zurecht und kletterten hinauf; darunter Frauen mit Säuglingen, lachende, schreiende, streitsüchtige Kinder und finstere Männer. Ein paar von ihnen traten zum Transporteur, nahmen die Mütze ab und bettelten um etwas; wie Nechljudow nachmals erfuhr, um die Erlaubniß, fahren zu dürfen. Nechljudow sah, wie der Offizier, ohne die Bittsteller eines Blickes oder eines Wortes zu würdigen, seine Zigarette weiter rauchte; plötzlich erhob er den Arm, wie wenn er einen der bittenden Sträflinge, der aus der

Reihe getreten war, schlagen wollte. Der aber fuhr schnell mit dem rasierten Kopf zurück und sprang zur Seite.

Nur ein einziger, ein Greis, der mit den schweren Ketten mühsam einherwankte, bekam die Erlaubnis, sich auf den Leiterwagen zu setzen. Nechljudow sah, wie der Greis die flache Mütze abnahm und sich andächtig bekreuzte. Es fiel ihm aber schwer, auf den Wagen hinaufzukommen, denn die Ketten hinderten ihn, und wenn ihn nicht eine schon auf dem Wagen sitzende alte Frau an den Händen hinaufgezogen hätte, wäre es ihm überhaupt nicht geglückt, den harten Sitz zu erreichen.

Endlich war alles aufgeladen. Der Führer entblößte das Haupt, trocknete sich mit dem Tuche Stirn, Glaxe und Nacken, bekreuzte sich und kommandierte: „Vorwärts, marsch!“ Die Soldaten schulterten die Gewehre, die Sträflinge nahmen die Mützen ab und suchten sich zu bekreuzen, nicht wenige mit der linken Hand, da die rechte die schwere Hälfte der Kette trug. Grüße flogen hinüber und herüber, die Weiber fingen zu jammern, Kinder zu schreien an; und der Zug, von Soldaten in weißen Kitteln eskortiert, setzte sich in Bewegung, voran Soldaten, dann, je vier zu vier, die Kettengefangenen, dann die Landesverbannten, dann die zur Ansiedelung Verurteilten, paarweise zusammengefettet, dann die Weiber; den Schluß bildeten die Leiterwagen; auf einem von ihnen, hoch oben, saß, tief verhüllt, ein Weib, das nicht aufhörte mit Schreien und Schluchzen.

21.

Der Zug war lang. Ehe die Leiterwagen in Bewegung kamen, waren die ersten Sträflingskolonnen schon aus dem Sehbercich. Nechljudow setzte sich in einen Fiaker und ließ sich schnell am ganzen Zuge entlang fahren, weil er sich Gewißheit verschaffen wollte, ob die ihm bekannten Leute darunter seien. Vor allem wollte er die Maßlow herausfinden und fragen, ob sie, was er ihr geschickt, auch bekommen hätte. Die Hitze wurde von Stunde zu Stunde drückender, kein Hauch bewegte die Luft, und der von Tausenden von Füßen auf der Straße aufgewirbelte Staub hüllte alles in eine undurchdringliche Wolke. Reihenweis bewegten sich menschliche Wesen, von denen die wenigsten einander kannten, in der gleichen Kleidung, im Gleichschritt und mit den freien Händen gleichsam zur Ermutigung in der Luft herumfuchtelnd, vorwärts. Lange meinte der Fürst, nicht Menschen in diesen unglücklichen Wesen, sondern bloß eine seltsame Spezies an Menschen erinnernder Wesen zu erblicken; nur erst, als er unter den zur Bergwerksarbeit Verurteilten den Mörder, unter den Landesverbannten einen Bagabunden, der ihn angebettelt hatte, erkannte, verlor sich dieser Eindruck allmählich. Fast alle Gefangenen schielten nach dem Fuhrwerk, das an ihnen vorbeifuhr, und nach dem Insassen, der sie mit aufmerksamen Blicken musterte. Unter den Weibern erkannte der Fürst sofort die Maßlow. Zuerst in der Reihe ging der kleine „Pfau“, ein widerwärtiges Weib mit ihren schwarzen Augen, das von Schweiß triefte; dann kam die schwangere Frau, die sich kaum fortschleppen konnte, und dann die Maßlow.

Ueber der Schulter trug sie einen Sack, blickte gerade vor sich hin, ruhig und entschlossen; als vierte in dieser Reihe marschierte ein junges, schönes Weib, kurz geschürzt wie die andern, und nach der Bäuerinnenweise mit dem Kopftuch bedeckt, auch fest und sicher schreitend — Feodosia.

Mechljudow stieg aus und trat zu den Weibern, um die Maßlow zu fragen, ob sie die Sachen bekommen habe, und wie es ihr ginge. Aber der an der Seite marschierende Unteroffizier rief ihm sofort zu: „Beiseite treten, aller Verkehr mit den Sträflingen ist streng verboten!“ Als er aber den Fürsten erkannte, der ja im Gefängnis eine bekannte Figur war, salutierte er und sagte: „Seht nicht; auf dem Bahnhof wird es eher gehen; bloß nicht während des Marsches!“ Mechljudow kehrte aufs Trottoir zurück und ging zu Fuß weiter, und ließ die Droschke nebenher fahren. Der Sträflingstransport weckte auf dem ganzen Wege Mitleid und Grauen. Leute, die vorbeifuhren, guckten zum Wagen heraus und verfolgten den Zug so lange mit ihren Blicken, wie sie ihn sehen konnten; Fußgänger blieben stehen und blickten voll Schrecken auf das graufige Bild. Manche gaben Almosen, die von den Soldaten entgegengenommen wurden; andere folgten wie hypnotisiert dem Zuge. Alle aber hatten die Empfindung, daß über dem Schreckenszuge die düstere Majestät der ewigen Gerechtigkeit schwebte — wenngleich vielleicht auch einzelne Unschuldige unter den vielen Schuldigen sich befinden mochten.

22.

In demselben schnellen Tempo wie die Sträflinge ging der Fürst neben dem Zuge her, trotz der leichten Kleidung, die er trug, stark erhitzt. Aber nach einer halben Stunde stieg er wieder in die Droschke und fuhr voraus, ohne jedoch die erhoffte Erleichterung von der herrschenden Hitze zu finden.

In einem Gasthause, das ihm auf seine Frage der Kutscher zeigte, trank er eine Flasche Selterwasser. Dann suchte er den Sträflingszug wieder zu erreichen. Aber die Hitze nahm immer mehr zu, Häuser und Pflaster strömten unerträgliche Glut aus; es war, als brennten einem die Füße bei jedem Schritt, den man setzte. Der Kutscher kämpfte gegen den Schlaf an, und der Fürst starrte gedankenlos in die Weite. Da bemerkte er einem großen Hause gegenüber einen Volkshaufen und in dessen Mitte einen Soldaten von der Gefangenen-Eskorte. Er ließ halten und fragte, was hier vorgehe? — „Einer von den Sträflingen ist liegen geblieben,“ ward ihm geantwortet. Nechljudow stieg sofort aus. Auf dem Pflaster lag ein bejahrter Sträfling, mit dem Kopfe dem Rinnstein zugekehrt. Das von einem rötlichen Barte eingefasste Gesicht war stark gerötet; er lag mit gespreizten Fingern auf dem Bauche, zuckte in einem fort krampfhaft zusammen, schluchzte auch und stierte mit den blutunterlaufenen Augen umher. Ein Schutzmann, ein Straßenhändler, ein Briefträger, ein Kommiss, ein altes Weib mit einem Schirm und ein Knabe mit kurzgeschorenem Haar, einen leeren Korb am Arme, umstanden den Unglücklichen.

„Die Leute sind eben schwach geworden; wer weiß, wie lange sie schon sitzen; dennoch müssen sie in der Glut marschieren,“ sagte der Kommiss, indem er den Blick auf Nechljudow richtete, der eben zu der Gruppe trat. — „Er liegt doch im Sterben,“ sagte die Frau mit dem Schirm und fing an zu flennen. — „Man sollte ihm die Kleider aufknöpfen,“ mischte der Briefträger sich ein. Der Schutzmann fuhr mit den dicken Fingern unter das Hemd des Verunglückten. Er war zusehends „in Schwulität“, hielt es aber doch für Pflicht, die Umstehenden anzuschreien: „Was steht Ihr da und gafft? Es ist doch schon heiß genug; Ihr hindert ja jeden Luftzug.“ — Es gelang ihm, dem Sträfling den Kittel aufzumachen; dann richtete er sich auf und schrie: „Ich habe Euch ja schon einmal gesagt: Ihr sollt machen, daß Ihr fortkommt. Was geht's Euch denn an?“ — „Legt ihm doch den Kopf ein wenig höher, und bringt Wasser,“ sagte Nechljudow, sich an die Umstehenden wendend. — „Nach Wasser ist schon geschickt,“ versetzte der Schutzmann und zog den schweren Körper mühsam auf eine höhere Stelle.

Der Kommiss begann wieder allerhand zu schwätzen von drückender Hitze und unverantwortlicher Rücksicht, halbtote Leute wie das Vieh weiter zu treiben — wenn's auch Sträflinge seien, so blieben sie doch immer Menschen. — „Was geht's Dich an? hast Du Dich darum zu verantworten? Mach, daß Du weiter kommst,“ rief der Polizist und faßte den Kommiss so scharf ins Auge, daß dieser sich sofort zwischen die Leute verkroch. Als Fürst Nechljudow wieder an das Wasser erinnerte, faßte der Polizist auch ihn ins Auge, sagte aber nichts. Inzwischen hatte ein Hausknecht Wasser gebracht, und der Polizist gab dem Ohnmächtigen zu trinken; aber das Wasser lief dem

Armen in den Bart und über Mittel und Hemd auf die Brust.

Der Polizist goß ihm nun Wasser über den kalten Schädel. Der Sträfling riß zwar wie erschrocken die Augen auf, kam jedoch nicht wieder zur Besinnung.

„Mit dem ist's aus,“ sagte der Feldscher kopfschüttelnd, zog aber, um nichts ungetan zu lassen, das feuchte Hemd über der Brust auseinander und legte das Ohr an die unreine Brust des Sträflings, aus der bereits aller Atem gewichen war. Tiefes Schweigen herrschte. Dann erhob sich der Feldscher und schüttelte wieder den Kopf. — „Was nun?“ fragte der Schutzmann. — „In die Leichenkammer mit dem Manne!“ sagte der Feldscher kurz und trocken.

„Ist er denn aber auch wirklich tot?“ fragte der Beamte. — „Wenn Sie meinem Urteil nicht trauen,“ sagte der Feldscher, das Hemd wieder über der Brust schließend, „so schicken Sie doch zu Iwan Iwanowitsch und lassen Sie ihn entscheiden. Geda, Petrow, zum Doktor!“ sagte der Feldscher, Kehrt machend. — „Also in die Leichenkammer,“ befahl der Polizist, und zu dem Soldaten gewandt, der die ganze Zeit neben der Leiche gestanden, sagte er: „Du, komm mit in die Kanzlei, und unterschreib' dort das Protokoll.“ — „Zu Befehl!“ erwiderte der Soldat.

Der Leichnam wurde die Treppe hinuntergeschleppt. Fürst Nechljudow wollte ihnen folgen; aber der Polizist trat ihm in den Weg und fragte: „Was suchen Sie eigentlich?“ — „Nichts,“ antwortete Nechljudow. — „Nun, dann gehen Sie doch Ihrer Wege!“ Nechljudow gehorchte und ging zu seiner Droschke zurück, weckte den Kutscher und ließ sich zum Bahnhof fahren. Nach kaum

hundert Schritten stieß er auf ein Lastfuhrwerk, neben dem wieder ein Soldat marschierte, denn es barg den zweiten, bereits toten Arrestant, der im Wagen auf dem Rücken lag und bei jeder Unebenheit der Straße hart aufschlug. Der Fuhrmann ging zu Fuß nebenher und lenkte das Pferd; hinter dem Wagen her ging ein Schutzmann.

Fürst Nechljudow stieg aus und folgte dem Transport in den Polizeihof. Der Beamte vom Dienst trat zu dem Kutscher und fragte kopfschüttelnd: „Wo ist denn das nun wieder passiert?“ — „Auf der Gorbatowstraße,“ versetzte der Schutzmann, salutierend. — „Einer von der Sträflingskolonne?“ — „Zu Befehl!“ — „Heute schon der zweite Fall,“ sagte der Polizeibeamte; „und da müßt Ihr Euch gerade mein Revier ausfuchen? Massakrieren möcht' ich Euch alle!“

Der Leichnam wurde vom Wagen gehoben und in die Krankenstube getragen. Ohne recht zu wissen, was er tat, ging Nechljudow den Männern nach. In der Krankenstube sah er den Toten. So häßlich und abstoßend der erste Tote ausgesehen, so ungewöhnlich schön von Gestalt und Gesicht war jetzt dieser . . . wenn auch der Kopf halb rasiert war, so fiel doch die zwar nicht hohe, aber gerade Stirn auf, die sich über den schwarzen, verloschenen Augen wölbte. Auch die feine, leichtgekrümmte Nase mit dem schönen schwarzen Schnurrbarte wirkte äußerst einnehmend. Um die schon bleichen Lippen spielte ein Lächeln, den unteren Gesichtsteil umschloß ein weicher Bart, und auf der rasierten Kopfseite lenkte das schöngeformte Ohr den Blick auf sich. Der Gesichtsausdruck war ruhig, ernst, aber lieb. Man erkannte auf den ersten Blick, daß hier ein reiches Geistesleben zu Grunde gegangen war.

In das Krankenzimmer traten der Doktor, der Feldscher und ein Zivilist. Der Doktor war ein kerniger Mann, im Sommerrock aus leichter Seide und dito sehr prall sitzenden Beinkleidern. Der Zivilist war ein untersechter dicker Mann mit freisrundem, feuerrotem Gesicht, der die Gewohnheit hatte, die Backen stark aufzublasen. Der Doktor setzte sich an das Bett, auf das der Tote gestreckt worden war, betastete die Hände, horchte am Herzen — dann erhob er sich und zog die Beinkleider zurecht, die zu weit hinaufgerutscht waren.

„Aus welchem Gefängnis?“ fragte er den Soldaten, der dem Toten das letzte Geleit hatte geben müssen.

Der Soldat gab den Bescheid mit dem Bemerkten, daß die Ketten, mit denen der Sträfling gefesselt war, dorthin zurückzugeben seien. — „Ich werde veranlassen, daß sie abgenommen werden,“ sagte der Zivilist und wandte sich dem Ausgange zu, nicht ohne die Backen wieder aufzublasen.

„Aber was ist denn die Ursache zu diesen schnellen Todesfällen?“ fragte Nechljudow den Arzt, der über seine Brillengläser weg den Fürsten ansah und sagte: „Was hierzu die Ursache ist? . . . Sie meinen, warum die Menschen am Sonnenstich sterben? O, wie kann das anders sein? Die Sträflinge haben den ganzen Winter ohne Luft und Bewegung in den Zellen gehaust; nun treten sie plötzlich unter die Einwirkung der Sonne, obendrein an einem Tage wie dem heutigen, wo sich kein Lufthauch regt — und zusammengetrieben wie eine Herde Vieh — da braucht's doch nicht zu verwundern, wenn Leute vom Hitzschlag getroffen werden!“ — „Aber warum transportiert man sie an solchem Tage?“ — „Das dürfen Sie doch nicht mich fragen! . . . wer sind Sie denn eigent-

lich?“ — „Sch? o, auf meine Person kommt es nicht an!“ erwiderte der Fürst. — „Nun, dann empfehle ich mich, meine Zeit ist gemessen,“ versetzte der Doktor, zupfte ärgerlich an seinen seidenen Beinkleidern herum und begab sich wieder zu seinen Kranken.

23.

Auf dem Bahnhofe angelangt, fand der Fürst, daß die Sträflinge bereits in den vergitterten Waggonn steckten, an die niemand herantreten durfte. Die wachthabenden Soldaten hatten verschärfte Instruktion bekommen, weil auf dem Marsche vom Gefängnis zum Bahnhof fünf Arrestanten gestorben waren. Zwei hatte Fürst Nechljudow gesehen, drei waren noch hinzugekommen; einen davon hatte man noch der Polizei übergeben; die beiden anderen waren erst auf dem Bahnhofe verschieden. Fürst Nechljudow suchte aber durch ein reichliches Trinkgeld den Unteroffizier für sich zu gewinnen, und das gelang ihm auch, wenngleich unter der Bedingung, sich an keinem Waggon länger als zwei Minuten aufzuhalten, und zu vermeiden, daß ihn der Offizier vom Dienst bemerke. Der Zug bestand aus 18 Waggonn, die bis auf den Offizierswagen im eigentlichen Sinne des Wortes vollgepfropft waren. Aus allen Waggonn klang lautes Rettengeflirr und wirres Gerede — zu seiner Verwunderung hörte Fürst Nechljudow greuliche Schimpfworte, aber nicht ein einziges Wort der Klage über die dem Sonnenstich erlegenen Leidensgefährten. Er sah in einen Waggon

hinein. Ein Soldat war hier beschäftigt, den Sträflingen die Handschellen abzunehmen; die Arrestanten hielten die Hände vor sich hin; der Soldat schloß die Schellen auf und nahm sie ab, während ein anderer Soldat sie zusammenlegte. Endlich kam er an diejenigen Waggon's, in dem die Weiber untergebracht waren. Vom Soldaten zu- rechtgewiesen, trat er an das Fenster des dritten Waggon's. Heiße Luft schlug ihm entgegen, vermischt mit dem wider- lichen Dufte menschlicher Ausdünstungen. Auf allen Bänken saßen in langen Röcken und engen Blusen, er- hitzt und triefend von Schweiß, die Weiber. Nechljudow wurde von ihnen bemerkt; die dem Fenster zunächst saßen, verstummten und drängten sich an die kleinen Scheiben; die Maßlow saß ohne Kopftuch am gegenüberliegenden Fenster. Kaum hatte die frische, ständig lustige Feodosia den Fürsten erkannt, so stieß sie die Maßlow mit dem Arm. Darauf stand die Maßlow auf, band sich das Kopftuch um und trat ans Fenster.

„Ach, es ist schrecklich heiß,“ sagte sie, und auf ihrem erhitzten, vom Schweiß triefenden Gesicht zeigte sich ein heiteres Lächeln. — „Haben Sie auch alles bekommen?“ — „Ach ja! und ich danke auch herzlich.“ — „Brauchen Sie noch was?“ fragte Nechljudow, beängstigt von der Glut, die aus dem überhitzten Wagen herausströmte. — „Nein, danke!“ — „Ach, wenn man nur etwas zu trinken hätte,“ sagte Feodosia. — „Ach ja,“ sagte auch die Maß- low, „was zu trinken!“ — „Fehlt Ihnen denn Wasser?“ — „Wasser hatten wir, haben es aber schon ausgetrun- ken.“ — „Der Soldat soll noch welches bringen,“ sagte Nechljudow; „bis Nischnij-Nowgorod werden wir uns nicht wiedersehen.“ — „Reisen Sie denn mit?“ fragte die Maßlow, indem sie sich den Anschein gab, als wisse sie

von nichts, während sie doch den Fürsten mit freudestrah-
lenden Augen betrachtete. — „Allerdings, mit dem näch-
sten Zuge.“ Die Maslow sagte nichts mehr, aber ein
schwerer Seufzer stieg aus ihrer Brust.

„Ach, Herr,“ fragte eine alte Sträflingsfrau mit
rauhem, bäuerischer Stimme, „ist's denn wirklich wahr,
daß man ein Duzend von uns zu Tode geschunden hat?“
Die Frau war keine andere als die Korobleva. — „Von
einem Duzend habe ich nichts gehört, aber zwei Leichen
habe ich gesehen,“ sagte Mechljudow. — „Es geht von
einem Duzend die Rede — es sind, weiß Gott! die scheuß-
lichsten Teufel, unsere Beamten!“ — „Ist denn unter
Euch Frauen niemand zu Schaden gekommen?“ fragte
Mechljudow. — „Ach, wir Weiber halten mehr aus
als das Mannsvolk,“ sagte lachend eine kleine Person,
„wir sorgen im Gegenteil auch für den nötigen Zuwachs.
Ja, ja, einer von uns ist es gar eingefallen, in die Wochen
zu kommen; hören Sie nicht, wie das arme Luder jam-
mert?“ und sie wies auf den Nachbarmagen, aus welchem
schmerzliches Stöhnen drang.

„Sie fragten, ob wir noch was brauchen,“ sagte die
Maslow, bemüht, ihr Lächeln zu verbergen; „ginge es
denn nicht, daß diese arme Wöchnerin zurückbliebe? sie
quält sich ja zu Tode. Legen Sie doch für uns ein Wort
beim Transporteur ein!“ — „Gewiß, das will ich tun!“
— „Und dann noch eine Bitte: wäre es nicht möglich,
daß Feodosia ihren Taraß auf einen Augenblick sähe?“
fragte die Maslow weiter und wies mit den Augen auf
das lächelnde Weib. „Er ist doch mit im Zuge!“

„Mit den Sträflingen dürfen Sie nicht sprechen,
Herr! es ist streng verboten!“ rief ein Unteroffizier, ein

anderer, als derjenige, der den Fürsten hatte passieren lassen.

Nechljudow ging weiter, um den Offizier vom Dienste zu suchen, bei dem er sich für die Wöchnerin und für Tarasch verwenden wollte; er konnte ihn aber nicht finden. Erst beim zweiten Läuten sah er ihn. Er stand bei einem Feldweibel, in den er heftig einschrie. Als er den Fürsten erblickte, sagte er grob: „Nun, was wollen Sie denn?“ — „Im zweiten Waggon liegt ein Weib in Kindeswehen. Ich wollte bitten —“ — „Quatschen Sie mir doch nicht die Ohren voll! was schert mich Weib! was schert mich Kind? Sie soll nur sehen, daß die Wehen recht schnell vorübergehen!“ rief der Offizier vom Dienst unter Lachen und eilte, die kurzen Arme schlenkernd, in den elegant eingerichteten Offizierwaggon erster Klasse.

Der Zugführer trat auf den Bahnsteig. Das letzte Läuten ertönte. Ein schriller Pfiff — dann setzte sich der Zug in Bewegung. Der Fürst stand mit Tarasch auf dem Bahnsteig und musterte die vorbeirollenden Waggon, an deren Gitterfenstern die glattrasierten Köpfe der Gefangenen sichtbar wurden. Dann kamen die Waggon mit den Weibern. An den Fenstern des ersten standen sie Kopf an Kopf. Aus dem zweiten drang noch immer Wimmern und Stöhnen; am Fenster des dritten stand auch die Maslow und blickte den Fürsten mit trübem Lächeln an.

24.

Zwei Stunden später ging Nechljudow's Zug ab. Erst war es seine Absicht gewesen, diese Wartefrist zu einem abermaligem Besuch seiner Schwester zu benutzen; er fühlte sich aber so erregt und abgesspannt, daß er vorzog, sich im Wartesaal erster Klasse auf ein Sofa zu setzen. Hier überfiel ihn eine solche Müdigkeit, daß er alsbald einschlief. Ein Kellner mit Nummer am Frack und Serviette in der Hand weckte ihn nach einer Weile.

„Mit Verlaub! doch Fürst Nechljudow?“ — „Ja!“ rief dieser, noch halb im Schlafe. Der Kellner aber sagte verschmigt: „Eine Dame sucht Sie.“

Nechljudow sprang auf, rieb sich die Augen und besann sich, was ihm heute alles begegnet sei . . .

Der Sträflingszug, die Leichen, die Waggon's mit den Gitterfenstern und die Sträflingsweiber, darunter die in Wehen liegende Wöchnerin und die andere, die Maßlot, die ihn mit trübem Lächeln ansah. Dann wandte sich das Bild: eine feingedeckte Tafel, die von flinken Kellnern bedient wurde — hinten im Saale ein Buffet, davor an einem mit Fruchtbasen und Flaschen besetzten Tisch eine Menge von Reisenden, die mit dem Rücken dem Buffet zugekehrt saßen. Dann kam er zu sich und richtete sich auf, und da sah er, daß alle Anwesenden gespannten Blickes auf die Eingangstür sahen. Auch er sah hin und sah nun Bediente mit Sesseln nahen, und in einem der Sessel ruhte eine Dame, den Kopf in einen leichten Schleier gehüllt. Der vordere Sesselträger schien ihm bekannt, und in dem hinteren, der eine goldbordierte

Mütze trug, erkannte er Kortschagins Fürsteherr. Und richtig! da kam er, stolz wie immer, und zu Schlagfluß geneigt, wie immer, Fürst Kortschagin mit der Feldmütze auf dem Kopf, und zu allerlezt Missi und der Better, der Diplomat Osten mit seinem langen Hals, stark hervortretenden Kehlkopf und dem immer fidelen Aussehen. Osten schien Missi ein paar ernste Worte zu widmen und trieb doch nichts als Unsinn. Der allerlezte war der Hausarzt, der verdrießlich an einer Zigarre kaute.

Kortschagins waren nämlich im Begriffe, von ihrem unfern der Stadt gelegenen Landsitz auf das Gut der Schwester des Fürsten, das im Gouvernement Nishnij-Nomgorod lag, übersiedeln. Während die Begleitung im Damenzimmer verschwand, setzte sich der alte Fürst an den Tisch und bestellte Tranke und Speise. Missi war mit Osten im Speisezimmer geblieben. Als sie eben sich an den Tisch setzen wollten, trat eine Dame herein, der sie entgegeneilten und die niemand anders war als Natalie Iwanowna, des Fürsten Schwester, die in Begleitung von Grafena Petrowna war und offenbar jemand im Speisezimmer suchte. Die Freude, zu gleicher Zeit Missi und den Bruder zu sehen, stand ihr deutlich auf dem Gesicht geschrieben. Sie eilte zuerst auf Missi zu und umarmte und küßte sie; dann wandte sie sich zu ihrem Bruder. „Nun, habe ich Dich endlich gefunden!“ rief sie. Fürst Nechljudow stand vom Divan auf, begrüßte die Damen und Herren und begann sofort die Unterhaltung. Missi erzählte ihm, daß ihr Landsitz abgebrannt sei und daß sie deshalb zur Lante übersiedeln müßten. Nechljudow wandte sich zu seiner Schwester: „Ich freue mich, daß ich Dich noch einmal sehe.“ — „Aber ich bin ja schon lange auf der Bahn mit unserer getreuen Grafena. Wir konn-

ten Dich aber nicht finden.“ — „Ich war hier eingeschlafen,“ entschuldigte sich Nechljudow. — „Aber sage mir doch bloß, was Du vorhast?“ fragte Natalie Iwanowna; „ich habe mich in größter Unruhe befunden.“ — „Was ich kann — was? weiß ich noch nicht, aber jedenfalls werde ich tun, was die Pflicht von mir fordert.“

„Das verstehe ich, Bruder . . . Ist's denn aber tatsächlich mit der Partie dort aus?“ fragte sie unter Lächeln, zum Fürsten Kortschagin hinübersehend, der mit der vor die Brust gesteckten Serviette bei Tische saß und sein Glas Bowle trank. — „Allerdings! zwischen uns beiden ist alles aus und, wie ich glaube, ist's jedem von uns nur recht so.“ — „Schade, schade! Die Missi ist stets mein Liebling gewesen. Doch nehmen wir die Sache, wie ist ist! Warum willst Du Dich denn aber in Fesseln schlagen? aus welchem Grunde reiseft Du mit?“

„Weil ich mitfahren muß,“ versetzte Nechljudow kalt und ernst, empfand aber auf der Stelle Reue über seine Kälte der Schwester gegenüber. „Warum soll ich ihr nicht alles sagen?“ dachte er bei sich, „Agrafena kann es ja mit anhören . . . Du spielst auf meine Absichten an, Natascha, die Katjuscha zu heiraten. Nun ist das ja allerdings mein Entschluß, aber sie hat meinen Antrag energisch abgewiesen.“ Hier zitterte seine Stimme wieder, wie jedes Mal, wenn diese Angelegenheit aufs Tapet kam. „Ich kann mich aber hiermit nicht einverstanden erklären, denn ich bin der Meinung, sie hält es für eine Notwendigkeit, wenn nicht für ein Gesetz, solchen Verzicht zu leisten; und deshalb folge ich ihr und werde mich aufhalten, wo sie sich aufhalten muß, werde ihr nach Möglichkeit behilflich sein und ihr die schwere Lage erleichtern, soviel in meinen Kräften steht.“

Natalie Iwanowna schwieg. Agrafena richtete einen fragenden Blick auf sie und schüttelte dann den Kopf.

Die Begleitung der Fürstin erschien wieder, dann kam die Fürstin selbst auf ihrem Tragsessel; sie gebot Halt, rief Nechljudow zu sich und reichte ihm mit mitleidweckendem Ausdruck die weiße, stark beringte Hand. . .“ Epouvantable,“*) klagte sie, „die Hitze ist ja nicht auszuhalten. Ce climat me tue!“**) Dann klagte sie über die Schrecken des russischen Klimas, lud Nechljudow aufs Gut hinaus und befahl den Trägern, sie weiter zu schaffen.

Nechljudow trat auf den Bahnsteig; und während die Fürstin nach rechts in den Wagen erster Klasse getragen wurde, wandte er sich nach links, von einem Gepäckträger gefolgt, und eilte Tarasch hinterher, der sein Gepäck trug. — „Ach bitte,“ sagte er zu seiner Schwester, „das ist mein Kamerad,“ und wies auf Tarasch hin, dessen Geschichte er ihr seinerzeit erzählt hatte. — „Was? dritter Klasse fährst Du?“ rief Natalie Iwanowna entsetzt, als sie den Bruder vor einem Wagen dritter Klasse stehen sah und Tarasch einzusteigen aufforderte. — „Aberdings dritter Klasse; das ist mir schon lieber, denn da bleibe ich mit Tarasch zusammen,“ sagte er. — „Über eins noch, Schwester,“ fügte er hinzu, „ich habe mein Land Kusminschoje noch nicht aufgeteilt. Falls ich unterwegs sterben sollte, sind Deine Kinder die Erben.“ — „Aber sei bloß still, Dmitri,“ sagte Natalie, während er in den Waggon dritter Klasse stieg.

*) Entsetzlich. **) Dieses Klima bringt mich um.

25.

Fürst Nechljudow saß so tief in Gedanken versunken, daß er die Veränderung gar nicht wahrnahm, die sich in der Witterung vollzogen hatte. Hinter zerrissenem Gewölk war die Sonne verschwunden, und von Westen herauf zog eine festgeballte, hellgraue Schicht; in der Ferne sah man schon den schräg niederfallenden Regen. Die Luft war feucht und kühl geworden, von Zeit zu Zeit blitzte es, und rollender Donner vermischte sich mit dem Geräusch des dahinsausenden Zuges. Die Wolkenwand kam näher und näher. Der Wind trieb Regentropfen heran. Nechljudow suchte sich einen andern Platz aus und sog die kühle, feuchte Luft und den Geruch naßgewordener Erde begierig ein.

Der Guß ging aber schnell vorbei und die Sonne trat hinter den Wolken wieder hervor. Alles erstrahlte in ihrem Glanz, während im Osten am Horizont ein Regenbogen erschien.

In dem Wagen, in welchem sich Fürst Nechljudow einen Platz ausgesucht hatte, saßen Dienstleute, Handwerker, Arbeiter, Juden, Laufburschen, Arbeiterfrauen, auch ein Soldat; dann eine jüngere und eine ältere Dame, die sich die nackten Arme mit Armspangen geschmückt hatten, und endlich ein Beamter in der Dienstmütze, der das richtige Cerberus-Gesicht hatte.

Rechts vom Gange, mit freudiger Miene, saß Tाराß, einen Platz für Nechljudow freihaltend. Dieser blieb im Gange bei einem ehrwürdigen Greise stehen, dessen weißer Bart ihm auf den Rock niederfiel und der in eifriger Unterhaltung mit einer jungen Bäuerin stand. Als der Greis

Nechljudow erblickte, rüdte er auf seiner Bank beiseite und lud „den Herrn“ freundlich ein, Platz zu nehmen. Nechljudow dankte; aber kaum hatte er sich gesetzt, so fing die junge Frau wieder an, zu schwätzen: wie ihr Mann sie in der Stadt aufgenommen habe, und daß sie nun wieder ins Dorf zurückkehre.

Der Greis erzählte dem Fürsten, daß er Ofenseher sei, über ein halbes Jahrhundert selbständig gearbeitet und immer Arbeit gehabt, also zahllose Ofen gesetzt habe. Aber zur Ruhe setzen könne er sich trotzdem noch immer nicht; er sei jetzt in der Stadt gewesen, habe seinen Gesellen die Arbeit eingerichtet und fahre nun ins Dorf, die Seinigen zu besuchen. Nechljudow ließ den Alten ausreden und begab sich dann auf den Platz, den Taras für ihn freihielt.

„Es wird ein bißchen eng,“ sagte dieser mit seiner singenden Stimme, „aber es wird sich schon machen. Wenn es nötig ist, so kann ich ja stehen, oder ich lege mich unter die Bank. Verwöhnen darf man sich nun einmal nicht,“ setzte er, strahlend von Gutmütigkeit und Freundlichkeit, hinzu.

Taras erkannte unumwunden von sich, daß er einen kleinen Schwips haben müsse, wenn er erzählen solle. Jetzt schien er einen solchen Schwips zu haben, denn er erzählte einem ihm gegenüberliegenden Arbeiter, Gärtner seines Zeichens, während er die kräftigen Arme auf die Kniee gestützt hielt, die schreckliche Geschichte ausführlich und geläufig, um derentwillen seine Frau nach Sibirien müsse und er ihr dorthin folge. Nechljudow hörte gespannt zu, denn die Eigenheiten waren ihm bislang noch nicht bekannt geworden.

26.

„Ja, lieber Freund, die Sache ging so zu: Meine Mutter brach von dem Kuchen, nach dessen Genuß es mir so übel wurde, ein Stück ab, um zum Gendarmen damit zu gehen. Mein Vater aber — ein gerechter Mann — sagte: „Ach, laß es doch sein, Frau! die Feodosia ist ja noch ein Kind und hat sicher gar nicht gewußt, was sie gemacht hat. Sie wird schon noch zur Einsicht kommen.“ Aber die Mutter ließ sich nicht belehren. „Wenn wir sie dabehalten, dann bringt sie uns ja alle noch wie Ungeziefer um die Ecke,“ und mit den Worten ging sie aus dem Hause und zum Gendarmen. Der machte natürlich gleich ein großes Galloh, kam zu uns gerannt, holte Zeugen herbei . . .“

„Und was hast Du gemacht?“ fragte der Gärtner. — „Ja, ich konnte kein Wort sprechen, so hat es mir in den Eingeweiden gewirtschaftet. Der Gendarm brachte die Feodosia ins Amt, und beim Untersuchungsrichter hat sie's genau so gemacht, wie bei uns, d. h. sie bekannte sich schuldig, erzählte, wie sie sich das Arsenik verschafft und wie sie den Kuchen gebacken hätte. Sie sei meiner überdrüssig geworden und möchte weit lieber in Sibirien, als mit „so einem“ zusammenleben. Damit meinte sie mich,“ sagte Taras, gutmütig lächelnd. „Natürlich kam sie ins Gefängnis, und Vater kehrte allein zurück. Nun kam die schwere Arbeitszeit, und wir hatten bloß die alte Mutter zur Hilfe, und die kann nicht mehr recht arbeiten. Da haben wir hin und her gedacht, ob man die Frau nicht gegen eine Kaution freilassen möchte. Der Vater

ist bei allen möglichen Beamten gewesen, hat aber nichts ausrichten können. Da ist uns ein Unterbeamter in den Weg geraten, ein gewandter Musje, der sagte, für fünf Rubel wolle er die Sache schon machen. Da hab' ich meine ganze Leinwand versetzt und ihm die fünf Rubel gegeben. Auf das Papier hin ist sie sogleich freigelassen worden. Ich war auch wieder gesund und bin selbst in die Stadt gefahren, um sie zu holen. Nun hab' ich sie in den Wagen gesetzt und sie gut eingepackt, und wir sind heimgefahren. Auf der ganzen Fahrt haben wir nichts zusammen gesprochen. Erst wie wir uns dem Hause näherten, da hat sie gefragt: „Lebt die Mutter noch?“ — „Ja,“ hab' ich gesagt. — „Und der Vater?“ — „Lebt auch noch.“ Da hat sie gerufen: „Laraß, verzeih's mir; ich hab' damals wirklich nicht gewußt, was ich gemacht hab'.“ Ich hab' ihr gesagt, daß ich's ihr nicht nachtrage, und Vater und Mutter haben's auch gesagt, und von der Stunde an hat sie sich eifrig an die Arbeit gemacht, daß es ein Vergnügen gewesen, sie zu sehen. Es gab eine großartige Ernte. Ich schnitt und sie hand die Garben, oder wir schnitten beide zusammen. Ich bin geschickt, aber sie war noch geschickter, und alles, was sie angriff, gelang ihr.“ — „Und freundlich gegen Dich war sie auch?“ fragte der Gärtner. — „Wir waren ein Herz und eine Seele. Sogar die Mutter mußte zugeben, daß es sei, als ob man die Feodosia ausgewechselt hätte. Eines Tages fuhren wir mit Garben vom Felde, Feodosia und ich saßen allein im vorderen Wagen. Da sagte ich: „Wie bist Du nur damals auf den Gedanken gekommen, Feodosia?“ — „Ich wollte nicht länger mit Dir leben, sondern lieber sterben,“ antwortete sie. — „Nun, und jetzt?“ — „Jetzt liebe ich Dich von ganzem Herzen.“

Taras machte eine Pause, dann fuhr er fort: „Als wir alles Getreide herein hatten, fuhr ich zum Flusse hinunter, um den Flachs einzuweichen; und als ich nach Hause kam, da finde ich die Vorladung vom Gerichte, daß die Feodosia sich wieder zu stellen hätte. Wir aber hatten schon gar nicht mehr an die dumme Geschichte gedacht, um derentwillen sie vors Gericht mußte.“

Da hielt der Zug. Der Gärtner stieg aus, und die Unterhaltung hatte ihr Ende. Michljudow trat hinter dem Gärtner her auf die nassen Bretter des Bahnsteiges.

27.

In Perm gelang es dem Fürsten, die Maslow in die Abteilung der politischen Verbrecher zu bringen. Hierüber hatte sie große Freude, denn hier hatte sie bessere Verpflegung und Behandlung und bei weitem besseren Umgang. Marschieren mußte sie freilich mit den gemeinen Verbrechern, blieb aber auch zusammen mit zwei aus dieser Abteilung, Marja Pawlowna Schtetinia und Wladimir Simonson. Beide hatten die Strapazen des Marsches freiwillig auf sich genommen: Marja Pawlowna, weil sie ihren Platz einer schwangeren Verbrecherin abgetreten hatte, Simonson aus idealen Gründen, weil es ihm ein schreiendes Unrecht zu sein bedünkte, anderen Menschen das Geringste voraus zu haben. Diesen Grundsatz hatte er schon in frühester Jugend ver-

treten, und als er erfahren hatte, daß seines Vaters Vermögen aus unlauteren Quellen stammte, hatte er von demselben verlangt, sich alles Besizses zu entäußern zum Besten des Gemeinwohls, und weil ihn sein Vater deshalb ausgelacht, hatte er es verschmäht, auch nur eine Kopeke von ihm noch zu nehmen. Ueber seine auf diese Grundsätze aufgebaute neue Lehre war er mit den Behörden in Zwiespalt geraten, verhaftet und wegen sozialer Umtriebe zur Verbannung verurteilt worden. Zur Maß-
low war er in ein eigentümliches Verhältnis getreten: sie hatte bald bemerkt, daß sie ihm gefiel, und das gefiel ihr, und ihm gefiel an ihr, daß sie einem so bedeutenden Menschen gefallen konnte. Daß Simonson sie um ihrer selbst willen gern hatte, gefiel ihr, und daß Nechljudow sie heiraten wollte, um sein Gewissen weiß zu waschen, gefiel ihr nicht. So gab sie sich alle erdenkliche Mühe, ihre Eigenschaften in recht helles Licht bei ihm zu setzen.

Einen andern, sittlichen Einfluß übte Marja Pawlowna auf Katjuscha aus. Zuerst war es Katjuscha unbegreiflich, daß ein so schönes, aus vornehmerm Hause stammendes Mädchen, eine Generalstochter, sich in der Kleidung, wie ihrem ganzen Wesen den Ungehörigen der untersten Stände gleichstellte. Wenn auch Katjuscha für solche Gefinnung kein Verständnis hatte, so fühlte sie doch in ihrem Herzen eine mächtige Neigung zu diesem Mädchen, die um so stärker wurde, je deutlicher sie sah, wie sehr sich Marja bemühte, ihr zu dienen und zu helfen. So entwickelte sich zwischen den beiden Frauen allmählich eine tiefe Freundschaft, die dadurch noch wesentlich gewann, daß beide gegen die tierischen Triebe im Menschen ankämpften: Katjuscha aus Ekel und Ueberfättigung; Marja Pawlowna hingegen, weil sie Sinnenlust als das

gemeinste Laster des menschlichen Lebens verachtete. Ihrem Einflusse unterwarf sich Katjuscha gern, mehr aber wurde sie noch von Simonson beherrscht, dessen Liebe sie immer tiefer erkannte.

In Perm wurde Geld zum Ankauf von Proviant verteilt. Alle Sträflinge drängten sich zu den Soldaten, da keiner von ihnen hierbei zu kurz kommen wollte. Plötzlich ertönte Kindergeschrei, von groben Schimpfreden einer tiefen Männerstimme unterbrochen. Die Maßlow und Marja Pawlowna drängten sich vor und sahen, daß der Transporteur auf einen hageren, kränklichen Sträfling, der ein halbverhungertes Kind in den Armen hielt, loschlug. — „Ich will Dich schon lehren, das Maul zu halten,“ schrie er und befahl den Soldaten, ihn in Ketten zu legen. — „Dann kann ich das Kind aber nicht tragen,“ warf der Urrestant schüchtern ein, „und da seine Mutter tot ist, hat es niemand auf der Welt als mich.“ — „Nehmt ihm den Balg,“ befahl der Offizier, „und bringt es zu den Weibern.“ Marja Pawlowna trat zu ihm. — „Darf ich es haben?“ fragte sie. Ein paar Minuten betrachtete der Offizier sie. Dann fragte er: „Wer bist Du?“ — „Politische Verbrecherin,“ versetzte sie gelassen, ohne sich an seine Blicke zu kehren, denn er schien Gefallen an ihr zu finden. — „Meinetwegen,“ sagte er, „wenn Sie sich des Balges annehmen wollen.“

Sie wollte das Kind aufheben, aber es sträubte sich und schrie, daß es zum Erbarmen war: es wollte von seinem Vater nicht weg. Die Maßlow kam ihr zu Hilfe, hielt dem Kinde Brot hin, dadurch ließ es sich beruhigen. Die Sträflinge mußten sich wieder in Reih und Glied aufstellen, wurden gezählt, ihre Fesseln wurden noch ein-

mal untersucht. Dann wurde das Gepäck verladen, dann wurden den Kranken und Maroden die Plätze auf den Wagen angewiesen. Ein vom Fieber geschüttelter Greis schlich sich scheu heran, um sich heimlich einen Platz zu verschaffen. Aber der Transporteur bemerkte es und riß den Greis unbarmherzig herunter, so daß er mit dem Schädel auf die Erde schlug. Ohne eine Miene zu verziehen, machte der rohe Patron Kehrt und begab sich zu seinem Wagen.

Simonson hatte den ganzen Vorfall mit angesehen. Erhobenen Hauptes trat er auf den Transporteur zu.

„Herr!“ sprach er ruhig und bedächtig, „das war nicht recht!“ — „Bin ich Dir etwa Rechenschaft schuldig?“ fragte der Transporteur. — „Das tritt hier gar nicht in Betracht, Herr. Es bleibt nur bestehen, daß das nicht recht war von Ihnen!“ — „Bascholl! weg von mir!“ herrschte der Transporteur ihn an. — „Ich habe es als Pflicht von mir gegen diesen unglücklichen Greis erachtet, Ihnen zu sagen, daß das nicht recht von Ihnen war. Dieser Pflicht bin ich nachgekommen. Das genügt mir.“ — „Bascholl! — vorwärts marsch!“ kommandierte der Offizier, ohne Simonson weiter zu beachten.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Maßlow, die dem Gespräche mit leuchtenden Augen gelauscht hatte, eilte auf ihren Platz.

28.

Nechljudow hatte diesen Tag länger geschlafen als sonst. Die Abspannung wirkte jetzt auch auf ihn, und als er aufstand, war er eine Zeitlang ungeschliffen, ob er die Reise noch fortsetzen sollte oder nicht.

„Katuscha wird mich nicht vermissen,“ dachte er, „wer weiß, ob sie sich nicht in der Gesellschaft ihrer Leidensgenossen wohl fühlt und sich allmählich in dieses Loos finden wird? Ich könnte wieder in mein Heim zurückkehren und brauchte mich in diesen unsaubereren Dorfbutiken nicht länger mehr herumsüßeln!“

Dann aber sagte er sich, daß es doch gar nicht in Betracht käme, ob Katuscha ihn vermissen werde oder nicht, sondern daß er seine Pflicht erfüllen müsse; und das bestärkte ihn in dem Einflusse, weiter zu reisen. Mittlerweile war es fast Mittag geworden, und er erreichte an diesem Tage den Sträflingstransport nicht mehr, sondern traf erst spät abends in dem Dorfe ein, wo dieselben die Nacht über ruhen durften. Er stieg in dem einzigen Wirtshaus ab, das sich in dem Dorfe befand, und traf es diesmal verhältnismäßig gut. Die Wirtin war eine alte, wohlbeleibte, recht adrett aussehende Frau, die ihr ganzes Haus sauber und rein hielt. Gleich nach dem Essen, das sie ihm selbst auftrug, versuchte sie, in ein Gespräch mit ihm zu kommen; aber Nechljudow verhielt sich abweisend. Auf seinen Wunsch, ihm einen Mann zu besorgen, der ihn zu dem Sträflingsquartier führen könne, holte die Wirtin einen großen Bauernburschen herbei. In tiefer Finsternis machten sie sich auf den Weg und gelangten nach vieler Mühe und Beschwernis endlich zu

zwei kleinen einstöckigen Häuschen, aus deren Fenstern ein matter Lichtschein auf die Straße fiel.

„Schert Euch! Was wollt Ihr hier?“ schrie ihnen der Posten vor dem Tore entgegen. Der Bauer trat heran, aber der Soldat bedrohte sie mit dem Kolben seiner Flinte.

Nechljudow trat nun selbst ein paar Schritte vor und verlangte den Transporteur zu sprechen. Der Posten maß ihn mit mißtrauischen Blicken, dann machte er Kehrt und rief seinen Vorgesetzten.

Nach einer langen Viertelstunde knarrte der Schlüssel im Tore; dann wurde das Tor langsam geöffnet. Ein Schließer erschien, um Nechljudow zum Transporteur zu führen. Als er sich dem Zimmer desselben näherte, hörte er drinnen lautes Schimpfen. Ein paar Augenblicke wartete er; dann trat er ein.

„Was liegt Ihnen am Herzen?“ fragte er; „Zigarre gefällig?“ Nechljudow dankte und trug seine Bitte vor. — „Man freut sich, weiß Gott!“ versetzte der Transporteur, „wenn man hier einen zivilisierten Menschen sieht — mit diesem politischen Verbrechergesindel kann sich doch kein Mensch befassen.“ — „Die Maßlow ist keine politische Gefangene . . .“ — Bitte, ein Cognak gefällig?“ unterbrach ihn der Offizier.

„Danke!“ Der Transporteur besann sich. „Ach so!“ sagte er dann, „richtig! Sie meinen das kleine Frauenzimmer mit den hübschen Augen?“ und dabei schmalzte er mit der Zunge. Nechljudow gab nicht Achtung darauf, sondern fragte nur, ob er die Maßlow sprechen könne. Der Offizier, der sich auf eine, nach seinen Begriffen amüsantere Unterhaltung gefreut hatte, sagte wegwerfend: „Meinetwegen,“ rief seinen Burschen

und ließ Nechljudow zu den Sträflingen führen. Es ging über mehrere Gänge, dann durch einen langen Korridor, auf den die Türen der Zellen ausliefen, worin die Sträflinge zusammengepfercht waren. Die Zellen konnten sie aber bei weitem nicht alle fassen, und viele mußten auf den Steinen kampieren; darunter befand sich der junge Studiosus, der als Schwindsuchtskandidat dem Tode verfallen war, und von dem seine Mutter in Moskau so rührenden Abschied genommen hatte. Er hatte sich bewegen lassen, Kommitonen, die einer verbotenen Verbindung angehörten, Geld zu leihen. Bei einer Haus-suchung hatte die Polizei Briefe von ihm gefunden. Daraufhin war er als mitschuldig verhaftet und zur Verschickung nach Sibirien verurteilt worden. In den feuchten Zellen, bei der schlechten Verpflegung war sein ohnehin nicht kräftiger Körper schnell gebrochen worden. Jetzt ließ sich sein Leben nach Wochen berechnen.

Nechljudow schüttelte ihm warm die Hand. Dann ging er in die Zelle der politischen Verbrecher. Ein dicker Dunst schlug ihm entgegen. Der Raum war durch eine Lampe matt erhellt, die in einem Drahtgestell von der Decke herunterhing. Simonson war eben damit beschäftigt, sie in Ordnung zu bringen. Als Nechljudow eintrat, drehte er sich um und sagte: „Trifft sich das gut! ich dachte eben daran, daß ich Sie notwendig sprechen müsse.“

„Mich?“ fragte Nechljudow erstaunt.

„Ja; ich habe eine besondere Mitteilung für Sie.“
— „Bitte,“ sagte dieser, „wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann, so sagen Sie es.“ — „Nun — ich möchte Sie nur . . .“ Da trat die Maßlow in die Zelle. Als sie die beiden Männer erblickte, wurde sie verlegen und blieb

verwirrt stehen. Nechljudow bot ihr zum Gruße die Hand. Bögernd ergriff sie dieselbe.

„Ach, ich wollte hier bloß etwas aufwischen,“ sagte sie, auf einen Eimer mit Unrat zeigend, den sie in der Hand trug; „es ist gar zu schmutzig hier.“

Nechljudow freute sich über ihren Eifer und sah sie wohlgefällig an. Da fühlte er, daß Simonsons Augen starr auf ihm ruhten. Er drehte sich um und sah ihn fragend an. Die Maßlow aber war verschwunden.

29.

In den nächsten Zellen, die Nechljudow betrat, wurde er, da ihn die meisten kannten, aufs freudigste willkommen geheißen. Ein hageres Männchen von etwa vierzig Jahren kam auf ihn zugelaufen, gab ihm die mit schmutzigen Lumpen umwickelte Hand und sagte mit eigentümlich scharfer Betonung: „Bloß verbrüht, mit heißem Wasser; aber das macht nichts, Fürst, gar nichts. So lange noch ein Stück von uns da ist, lassen wir uns nicht unterkriegen. Schon mein Vater sagte immer —“ — Nechljudow wollte den Mann unterbrechen, er ließ sich aber nicht stören. — „Der erste Satz,“ rief er, „heißt: Verzagen gibt's nicht! Der zweite Satz . . .“

Nabatow, ein großer, breitschultriger Bauer von etwa fünfzig Jahren, richtete sich ärgerlich von seiner Britsche auf. „Kandratjew, das hast Du uns nun schon so oft vorgeplärrt, daß wir's auswendig wissen.“

Im nächsten Augenblicke wollten die beiden Sträflinge wie ein Paar Kampfhähne übereinander herfallen; aber Simonson, der eben in die Zelle trat, stellte sich zwischen sie und wußte sie mit ein paar Worten zu befänstigen, worauf sich die beiden Streithammel auf ihre Britschen streckten. Wenn sie auch für die gleichen Ideen litten, so hatten sie doch eine ganz verschiedene Vergangenheit hinter sich. Nabatow war das Kind armer Bauern und sein Leben lang aus bäuerischen Verhältnissen nicht herausgekommen. Aber er hatte sich Lesen und Schreiben selbst gelehrt und hatte allerhand Bücher gelesen und allerhand Wissen daraus in sich aufgenommen. Schon hatte er das namenlose Elend durchschaut, das dem Stande, dem er angehörte, auf Erden zugemessen war, und hatte es sich von Jugend an zur Aufgabe gestellt, seine Leidensgenossen aufzuklären und zum Befreiungskampfe anzuspornen. Er war aber in Sitten und Gewohnheiten unentwegt einer der ihren geblieben. Schon im fünfundzwanzigsten Lebensjahre war er mit einem Jahr Gefängnis bestraft worden. Das hatte sich dann wiederholt, ohne ihm jedoch in leiblicher Hinsicht zu schaden. Er besaß eine echte Bauernnatur, kräftig und zähe, so daß ihm, so oft er auch aus dem Gefängnis kam, niemals der Gedanke kam, ein anderes Leben zu führen.

Mandratjew dagegen hatte ein hiervon grundverschiedenes Leben geführt. Er stammte wohl auch aus armen Verhältnissen, hatte sich aber durch Fleiß und seine Fähigkeit so hervorgetan, daß ihm ein Stipendium erteilt worden war, das ihm die Mittel zur Durchführung des Studiums gab. So war er in bessere Kreise getreten, aber der Gegensatz zwischen einst und jetzt hatte seine Denksphäre langsam völlig gewandelt, so daß er nicht an-

ders mehr meinte, als daß über Nacht eine große Umwälzung aller bestehenden Zustände kommen müsse, wenn nur erst alle Menschen die Unhaltbarkeit der jetzigen Ordnung in dem gleichen Maße erkannt hätten wie er. Er faßte all die Wahrheit, die er gefunden zu haben wähnte, in kurze Sätze zusammen, die seiner Ansicht nach genügten, alle Welt sofort zu überzeugen. In seinen Studienjahren hatte er eine Frau kennen gelernt, die ihm aufrichtige Neigung einflößte. Eine Zeitlang hatten sie in redlicher Freundschaft zusammen gelebt, bis die Frau eines Tages den Versuch machte, ihn von seinen Ideen zu „befehren“. Das war ihm als gewaltige Sünde erschienen. Auf der Stelle hatte er sich von ihr getrennt und hatte seine neuen Glaubenssätze aus übertriebenem Eigensinn öffentlich verkündet. Natürlich war er sofort verhaftet worden. Seitdem galt das ganze weibliche Geschlecht in seinen Augen nichts mehr. Er war der nüchternste Mensch, den man sich denken konnte: mit etwas Brot und Tee fristete er sein Leben.

Da ihn Rabatow jetzt in Ruhe ließ, wollte er eben dem Fürsten seine Anschauungen noch einmal darlegen, als in der Nebenzelle Lärm entstand und gleich darauf die Wache eintrat, um alles zu revidieren. Sobald der Korporal Mechljudow sah, wies er ihn hinaus, da Fremden nach der Revision der Aufenthalt bei den Sträflingen nicht mehr gestattet sei.

Mechljudow bat um Erlaubnis, noch kurze Zeit bleiben zu dürfen; aber der Korporal wollte nicht mehr mit sich reden lassen. Als ihm der Fürst aber einen Rubelschein in die Hand drückte, sagte er: „Na, meinnetwegen; bloß nicht zu lange,“ und ging mit seiner Mannschaft hinaus.

Simonson hatte sich inzwischen am Ofen zu tun gemacht; jetzt trat er auf Nechljudow zu: „Nun, falls es Ihnen recht ist, möchte ich jetzt mit Ihnen reden.“ — „Bitte,“ antwortete Nechljudow, „aber beeilen Sie sich, denn ich werde bald gehen müssen.“

„Ich weiß nicht recht, wie ich es anfangen soll,“ sagte Simonson, nachdenklich vor sich hinschauend, „denn es handelt sich um eine Sache von Wichtigkeit — wie soll ich mich ausdrücken?“ — Nechljudow konnte nicht recht begreifen, was Simonson wollte; er fühlte sich unsicher, da dieser soviel Umstände machte, ehe er mit der Sprache herausrückte. — „Wollen Sie vielleicht lieber allein mit mir sprechen?“ fragte er mit einem Blick auf die anderen Gefangenen. — „Ja, das wird besser sein,“ erwiderte Simonson. Sie traten in die erste Zelle zurück, die zur Zeit leer war; Simonson schloß behutsam die Thür ab, räusperte sich ein paarmal und sagte dann, sich umsehend, ob auch niemand anders ihn höre, leise: „Ach, ich wollte über die Maßlow reden, bloß über die Maßlow.“ — „Nun, was betrifft's?“ fragte Nechljudow ziemlich verwundert. Simonson schob die Schnurrbartspitzen in den Mund und kaute verlegen daran. „Eigentlich betrifft's nicht sie direkt — aber ich weiß, wie Sie zu ihr stehen, und darum denke ich, daß ich ohne Ihre Absicht zu kennen, mich nicht ver —“

Da trat Marja Pawlowna in die Thür und fragte, ob sie störe. — „O, durchaus nicht!“ sagte Simonson, „vor wem hätte ich mich zu genieren? Ich rede die Wahrheit, und Wahrheit soll jeder hören können. Das heißt,“ fuhr er in einem anderen Tone fort, „ich wollte freilich mit Nechljudow . . .“ — „Nun, ich will Sie nicht behindern,“ sagte Marja Pawlowna und verschwand hin-

ter der Thür. Simonson begann das Gespräch sogleich wieder: „Ich wollte Ihnen bloß sagen, wie ich zu der Maßlow stehe.“ Nechljudow sah ihn wieder unsicher an; Simonson schöpfte von neuem Atem. Dann sagte er schlicht und ernst: „Ich möchte mich mit der Katharina verheiraten.“

Verdutzt trat Nechljudow einen Schritt zurück. „Simonson,“ fragte er, und tiefe Rührung verriet seine Stimme, „Sie wollen Katharina heiraten?“ — „Ja! Ich habe sie schon längst fragen wollen, ob es ihr recht sei.“ — „Warum haben Sie es aber noch nicht getan?“ fragte Nechljudow. — „Weil ich erst wissen wollte, wie Sie über mein Vorhaben denken.“ — „Dabei habe ich doch nichts mitzusprechen,“ erklärte Nechljudow; „Katjuscha ist ihre freie Herrin, und wie sie sich entschließen will, ist ganz ihre Sache.“ — „Das glaube ich,“ sagte Simonson, „und so hatte ich es mir auch gedacht; aber Katjuscha wird wissen wollen, wie Sie darüber denken.“ — „Glauben Sie?“ — „Gewiß,“ erwiderte Simonson, „denn bei dem Verhältnis, in dem Sie zueinander stehen, kann das doch gar nicht anders sein!“

„Unser Verhältnis liegt sehr einfach. Ich fühle mich verpflichtet, Katjuscha nach meinen besten Kräften zu helfen; will sie aber durchaus nicht für ihr Leben binden. Sie soll tun und lassen können, was ihr gefällt, ohne meiner Hilfe verlustig zu gehen. Sollte ihr das Glück beschieden sein, ihrem Leben durch einen Bund mit Ihnen einen höheren Gehalt und eine edlere Gestalt geben zu können, so sollte mich das im tiefsten Herzen freuen, aber bestimmen dazu werde und kann ich sie nie. Wenn sie es will, soll sie es wollen aus eigenstem Entschlusse.“ — „Sie halten es für ein Glück für Katjuscha?“ fragte er. —

Nechljudow faßte ihn einen Augenblick lang prüfend ins Auge, dann sagte er langsam, aber fest: „Gewiß! ich halte es für ein großes Glück für sie.“

Und nun sprach Simonson mit einer Lebendigkeit und Herzlichkeit, die der Fürst noch nie an ihm bemerkt hatte. „Ja, sehen Sie, es geschieht nicht um meinet-, sondern um Katharinas willen; weil sie gar so gut von Herzen ist. Sie ist so verbittert, so bedrückt wegen ihres bisherigen Wandels, und ich möchte ihr zeigen, daß das falsch ist; ich möchte sie lehren, die Augen wieder aufzuschlagen, der Zukunft wieder freudig ins Auge zu sehen. Ich kann es nicht aussprechen, wie sehr Sie mich durch Ihre Worte erfreut haben!“

Er schüttelte dem Fürsten kräftig die Hände und eilte aus der Zelle.

30.

In der Tür rannte Simonson gegen zwei Bauern, die in die Zellen wollten. Der eine war ein junger Bursche, hager, kränklich, mit einem zerrissenen Hemd und geflickten Hosen nur notdürftig bedeckt; die wollene Mütze, die ihm schief auf dem Kopfe saß, war auch bloß noch ein Lumpen. Das hinderte ihn aber nicht, ein verächtliches, häßliches Lächeln um seine Lippen spielen zu lassen. „Ich lasse mir nun einmal nicht ausreden, daß es so besser sei,“ sagte er grinsend und sah Nechljudow an. Aber ehe er wieder sprechen konnte, drängte der andere ihn beiseite. Es war ein alter Mann, groß, verwachsen und mit weißem

Spitzbart, in langem Raftan, den er mit einem groben Strick um die Hüften hielt. Sein aufgedunsenes Gesicht mit den tränenden Augen verriet den Trunkenbold. Er guckte ängstlich nach dem Türrahmen, in welchem jetzt Krilzow erschien. Mit matter, heiserer Stimme fragte Krilzow den Fürsten: „Können Sie sich denken, daß es den beiden Kerlen nicht einleuchten will, daß es nichts Besseres auf Erden gibt als Arbeit?“

Nechljudow faßte die beiden Gestalten ins Auge und konnte sich nicht verhehlen, daß sie von Krilzows Lehren schwerlich eine rechte Vorstellung, geschweige für sie Interesse gewinnen könnten. Krilzow schien den Kampf auch aufgeben zu wollen und wandte sich an den Fürsten: „Verstehen Sie mich recht,“ sagte er, „ich vertrete die Ansicht, daß der Mensch erst dahin gebracht werden muß, sein Leben richtig zu betrachten. Was von den Armen gilt, das findet auf die Reichen die gleiche Anwendung.“ — „In höherem Maße vielmehr, nach meiner Meinung,“ warf Nechljudow ein. — „Ganz recht. Denn der Gebildete ist der eigentlich sittliche Mensch; auch wenn er sich nicht bewußt ist, daß sein Leben den Anschauungen, an denen er festhält, unmittelbar widerspricht.“

Der junge Mann, der sich vor Krilzow in die leere Balle hatte flüchten wollen, war jetzt, wie es den Anschein hatte, von Herzen froh, so leicht davon gekommen zu sein, und schlich sich, aber noch immer vorsichtig, zur Tür hinaus. Krilzow schenkte ihm keine Beachtung mehr, sondern fuhr fort: „All diese Menschen würden ja zu Tode erschrecken, wenn sie ihr Leben nur einmal erkennen würden. Sie sind in einem fort bemüht, ihr Leben vor den Mitmenschen und sich selbst weiß zu waschen. Möchten sie aber einmal auf die Tatsachen des wirklichen Lebens

bliden, dann würden ihre Rechtfertigungen in nichts zerflattern. Rings um sie sterben Tausende von Menschen infolge von Ueberarbeit, weitere Tausende aus Arbeitsmangel. Fortwährend werden neue Maschinen und neue Hilfsmittel für das Leben geschaffen, ohne daß aber die Menschheit auf diesem Wege zu höherem Glücke zu gelangen vermag."

Plötzlich wurde er blutrot, und seinen Körper schüttelte heftiges Bittern.

"Fehlt Ihnen was?" fragte Nechljudow. — "Nein," erwiderte Krilzow, schwer atmend, "es geht schon vorüber, ich habe mir eine Erkältung zugezogen." — "Sehen Sie sich doch," bat Nechljudow, "und sprechen Sie nicht soviel; es strengt Sie doch an." — "Meine Ausführungen hört eben niemand gern," erwiderte Krilzow mit bitterem Lächeln. "Die Reichen," fuhr er unter erhöhter Anstrengung fort, "müssen doch erkennen lernen, daß zweierlei Gründe sie zu billiger Lebenswandlung unweigerlich zwingen: erstens das Bedürfnis nach wahrer Glückseligkeit, das jetzt keiner von ihnen fühlt, zweitens die Beruhigung ihres Gewissens, das ihnen doch keine Minute Ruhe läßt und lassen kann!"

"Ich habe Sie verstanden," sagte der Fürst, der deutlich sah, wie schwer Krilzow das Sprechen wurde und ernste Sorge für seinen Zustand hatte, "es gibt nur eine Art, diese Wandlung herbeizuführen, das ist die Abwendung vom Vergnügen zur Arbeit."

Der Greis mit dem langen Raftan hatte die ganze Zeit an dem Strich herumgedreht, der seine Hüften umschlang; jetzt blickte er erstaunt erst den Fürsten, dann Krilzow an und verließ kopfschüttelnd den Raum. Krilzow, der noch eine Weile weiter vom Menschenglück phan-

tasiert hatte, krampfte plötzlich die Hände fest um die Britsche, an der er stand, und ein breiter Blutstrom schoß aus seinem Munde. Totenbleich rang er mühsam nach Luft. Fürst Nechljudow, auf das höchste bestürzt, eilte hinaus, um Hilfe zu holen. Marja Pawlowna war die erste, die er traf, und sie folgte ihm auf der Stelle. Mit ihrer Hilfe bettete er den Armen auf eine Britsche. Dann stürzte Marja fort, um Eis zu holen, das Krilzow schlucken mußte, wenn ihn solche Anfälle heimsuchten. Sie kam mit der Maßlow zurück, die mit Nechljudow den Kranken stützte, während Marja ihm Eisstückchen in den Mund schob. Dabei trafen sich des Fürsten und Katjuschas Hände. Katjuscha schlug verwirrt die Augen nieder und trat einen Schritt zurück. Dann ließ sie den Kranken auf das Lager zurückgleiten und verließ leise, ohne ein Wort, die Zelle.

31.

Während Krilzow in Schlummer sank, flüsterte die Marja: „Hat Simonson schon mit Ihnen gesprochen?“ und als der Fürst nickte, fuhr sie fort: „Hätten Sie je gedacht, daß sich dieser Simonson so sterblich verlieben könnte?“ — „Ach bitte,“ erwiderte der Fürst lächelnd, „wie wird sich, Ihrer Meinung nach, Katjuscha dazu verhalten?“ — „Katjuscha ist trotz ihres bisherigen Wandels eine eigenartige Natur mit feinem Gefühlsleben. Wenn sie auch Ihnen aufrichtig zugetan ist, so ist sie doch glücklich, Sie nicht heiraten zu müssen.“ — „Und was soll ich nun tun?“ fragte Nechljudow. — „Vor allen

Dingen mit ihr darüber sprechen.“ Nechljudow nickte. „Soll ich sie rufen?“ fragte Marja. — „Bitte!“ — Leise schlich sie hinaus, um Krilzow nicht zu stören. Nechljudow setzte sich und bemühte sich, Herr über die tausend Gedanken und Empfindungen, die ihn erfüllten, zu werden. Die ganze Situation war so neu, war so plötzlich über ihn gekommen, daß er Zeit brauchte, sich darin zurechtzufinden. Eins war ihm klar: Simonson überhob ihn der Pflicht gegen Katjuscha. Zwar hatte er sein Leben nun daraufhin bemessen, es mit Katjuscha weiter zu führen: und von diesem Standpunkte aus schmerzte ihn eigentlich diese Dazwischenkunft. Nun erschien ihm sein Opfer, das er immer für groß gehalten und das ihn deshalb mit hoher Befriedigung erfüllt hatte, mit einem Male klein und gering. Er stand jetzt einsamer da als bisher: mit den alten Kreisen seines Verkehrs hatte er gebrochen, und die neuen, mit denen er Fühlung suchte, wiesen ihn von sich. Noch war er mit sich nicht im reinen, da trat Katjuscha herein.

„Marja sagt mir, daß Sie mich zu sprechen wünschen?“ — Nechljudow bedeutete ihr schweigend, ihm hinaus zu folgen, damit sie Krilzow nicht störten. — „Wladimir Simonson hat mit mir gesprochen,“ begann Nechljudow. Katjuscha errötete. — „Was wollte er?“ fragte sie. — „Er hat mir gesagt, er wolle Sie heiraten,“ sagte der Fürst, nachdem er sie eine Weile angesehen. Katjuscha schlug die Augen nieder. — „Er hat mich gefragt, ob ich etwas dawider hätte,“ fuhr Nechljudow fort, „ich habe ihm natürlich geantwortet, daß mich das nichts angehe, daß Sie vielmehr darüber zu entscheiden hätten.“ — „Aber wozu ist denn das alles?“ rief sie verlegen. Dann schlug sie plötzlich die Augen auf und sah Nechljudow lange an.

Ihre Blicke begegneten sich und — sie verstanden einander.

„Also Sie müssen ihm sagen, ob Sie wollen wie er oder nicht,“ sagte er; „und berücksichtigen müssen Sie dabei, daß ja über das Gnadengesuch keine Entscheidung bisher eingetroffen ist!“ — „Ach, das viele Gerede nützt ja zu gar nichts.“ Mit diesen Worten drehte sie sich um und ging. Fürst Nechljudow sah ihr lange Zeit nach, ohne zu wissen, wie er sich verhalten sollte; dann verließ er die Zelle. Draußen blieb er stehen und sog die herbe Nachtluft ein, die ihn wunderbar erfrischte.

Am anderen Morgen erwachte er früh und ließ einen Wagen holen, mit dem er sich an der Sträflingskolonne vorbei zur nächsten Stadt fahren ließ. Dort machte er seit langer Zeit zum ersten Male wieder Toilette und machte dem Bürgermeister eine Visite. Das Gesuch, die Maßlow hier zu behalten, bis aus Petersburg die Entscheidung über das Gnadengesuch da sei, wurde kurz abgelehnt.

Nechljudow begab sich nun zur Post, um die für ihn eingegangenen Briefe abzuholen. Zu seiner Freude befand sich ein Brief Selinins darunter mit der Nachricht, daß die Maßlow begnadigt worden sei.

„Auf Befehl der Gnadenkanzlei wird hierdurch der Bürgerin Katharina Maßlow mitgeteilt, daß Se. Majestät geruht hat, die Verurteilung zu Zwangsarbeit aufzuheben und dafür Ansiedlung im mittleren Teile Sibiriens zu verhängen.“

Nechljudow fuhr sofort ins Gefängnis. Aber seine Hoffnung, Katjuschas Freilassung zu erwirken, erfüllte sich nicht. Er wurde nicht einmal vorgelassen, da es ihm an einem Passierschein fehlte. Nach dem Essen machte

er dem Bürgermeister seinen wiederholten Besuch, bekam den Schein und fuhr abermals ins Gefängniß. Da es hieß, er müsse eine Zeitlang warten, begab er sich, trüber Ahnung voll, in die Leichenkammer. Hier lagen zusammen auf einer Britsche vier Tote: drei Männer und eine Frau. In dem einen erkannte er Krilzow, dessen Gesicht eingefallen und gelb wie Wachs war.

Schaudernd und schneller, als er sie betreten hatte, verließ der Fürst die Leichenkammer.

32.

Im Korridor traf er Katjuscha. An ihrer Erregtheit merkte er, daß sie schon wisse, welchen Bescheid er über ihr Gnadengesuch bringe. „Nun, und wie werden Sie sich jetzt verhalten?“ fragte er sie. — „Ich will darum nachsuchen, bei Simonson bleiben zu dürfen.“ Nechljudow sah sie verwundert an. „Vielleicht kann ich ihm von Nutzen sein,“ sagte sie, „ihm und den anderen.“

Nechljudow wußte nicht recht, was er dazu sagen sollte; es ward ihm zu Mute, als ob sie den Simonson wirklich bloß heirate, um ihn von seiner Verpflichtung zu erlösen. „Seien Sie nicht ungehalten,“ bat Katjuscha, „wenn ich Ihnen nicht den Willen tue. Aber Sie haben doch noch Ihr Leben vor sich.“ Da wurde es ihm klar, daß er sie recht beurteilt hatte. — „So darf unser Verhältniß doch nicht ausgehen! Ich habe Ihnen doch wiederholt gesagt, daß ich Ihnen im Leben helfen möchte!“ — „Ich danke Ihnen,“ sagte sie, „aber wir brauchen nichts.“

Nechljudow sah sie betroffen an. — „Und nun, Adieu!“ — „Adieu, Katjuscha!“ sagte der Fürst. — Und sie sagte wieder: „Seien Sie nicht — ungehalten!“ — — —

Uebermannet von den starken Eindrücken der letzten Stunden, sank Fürst Nechljudow auf einen Stuhl am Fenster. Zufällig lag die Heilige Schrift vor ihm. Er schlug sie auf, und sein Blick fiel auf das 28. Kapitel des Evangeliums Matthäi: „Suchet das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. So werdet Ihr alles übrigen theilhaftig werden.“ Und er sah sich plötzlich vor einer neuen Aufgabe des Lebens, und sein fester Entschluß war, sich ihr mit aller Kraft seiner Seele hinzugeben. An diesem Abende begann für ihn ein neues Leben, nicht nur um deswillen allein, weil er äußerlich in neue Verhältnisse trat, sondern um deswillen vielmehr, weil er des Lebens Vergangenheit in neuem Lichte sah: und das bedeutete für ihn die Wiedergeburt — die **A u f e r s t e h u n g**!

